This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DC
33.4
.B165

Bailly, Alexandre

Geheime Chronik

der

71353

königlichen Lustschlösser Frankreichs.

Aus dem Französischen

von

Ludwig Hain.

Dritter Band.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

W. E. H.

Chambers.

Franz I. hat gesagt: „Ein Hof ohne Frauen ist ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen.“ Von da an begann zu Chambord ein ewiger Frühling zu herrschen.

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1523 unterhielt sich König Franz I., der mit seinem ganzen Hofhalt nach Chambord gekommen war, um hier den Frühling zuzubringen, mit seiner Maitresse, der reizenden Franziska von Foix, in einer jener geräumigen Fensterbrüstungen, die, in den Gemächern der mittelalterlichen Burgen, eben so viel Zufluchtsörter für Liebende wie für Verschworene bildeten, wo sie ihre geheimnißvollen Zeichen und vertrauten Worte unbehindert austauschen konnten.

An jenem Tage war in dem großen Saale der alten Burg Chambord, welche in früheren Zeiten den Grafen von Blois gehörte, eine ziemlich beträchtliche Versammlung von Herren und Damen, welche der König eingeladen hatte, ihn auf einer Jagdpartie, die im Walde von Bussy veranstaltet war, zu begleiten.

Bei dieser Gelegenheit war die Liebe nicht, wie man das wohl vermuthen könnte, der Gegenstand der Unterhaltung des galanten Monarchen mit der Gräfin

von Chateaubriand. Mit ernsteren Gedanken war damals der Geist Franz I. beschäftigt, und der häufig von einem oder dem andern der edlen Seigneurs genannte Name Lautrec sprach hinreichend für den Beweis, daß die Unfälle des italienischen Kriegs, deren Oberleitung dem ebenso unvorsichtigen als unglücklichen Bruder der Favoritin anvertraut worden war, das Mißvergnügen verursachte, das sich auf den Gesichtszügen des Königs ausdrückte, wie auch die Unruhe die den sonst so lebensvollen Glanz der schönen Augen der Gräfin trübte.

Sire, sagte Franziska mit jener Wärme des Gefühls, welche die Sprache der Frauen so beredt macht, wenn sie die Vertheidigung Derer, die ihnen theuer sind, übernehmen, Sire, ist es nicht eines edlen Herzens, wie des Ihrigen, unwürdig, das ganze Gewicht Ihres Zornes einen tapfern und ergebenen Diener fühlen zu lassen, dessen Unfälle überdem mit mehr Gerechtigkeit dem Einfluß eines Ihm entgegenhandelnden, mächtigen Willens zuzuschreiben sind?

Nun, versetzte der König, indem er der Frage auswich, kann ich einen Mann mit günstigen Augen ansehen und mit Nachsicht beurtheilen, den ich, um Ihnen gefällig zu sein, mit der Statthalterschaft von Mailand (was mir der Herzog von Bourbon, dem ich sie entzog, niemals verzeihen wird) beliehen habe, und der nun meine Güte dadurch belohnt, daß er sich das seiner Obhut anvertraute schöne Herzogthum nehmen läßt?

Eure Majestät wissen doch, erwiederte die Grä-

ſin von Chateaubriand, daß, wenn mein Bruder die ihm bereits zugeſagten viermalhunderttauſend Thaler, die aber nicht in ſeine Hände kamen, erhalten hätte...

Madame, unterbrach ſie der König kurz, es iſt unnütz auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen; wenn die Sache, auf welche Sie anſpielen, aufgeklärt ſein wird, dann werden wir den Schuldigen beſtrafen.

Dieſe Sache betraf jene Entwendung von Staatsgeldern, welche auf Antrieb und zu Gunſten der Herzogin von Angouleme von Semblançay bewirkt worden war ... Unſere Leſer wiſſen bereits, ob es der wirkliche Schuldige war, den die königliche Juſtiz beſtrafte.

Franziska merkte an dem Ausdruck der Stimme ihres Geliebten, daß ſie zufälligerweiſe eine Saite berührt hatte, welche anzuſchlagen ſelbſt für die erklärte Favoritin gefährlich war. Die Großen und namentlich die Souveraine dulden und verzeihen es nicht, wenn man die Unmoralität ihres Gleichen, oder gar ihrer Verwandten, angreift, ſo augenſcheinlich auch die Strafbarkeit derſelben ſein mag. Auch iſt nicht daran zu zweifeln, daß das Zurückgehen des Anſehens der Gräfin von jenem Tage an datirte, an welchem ſie ſo verwegen geweſen war, Franz dem Erſten die Begebenheit in das Gedächtniß zurückzuführen, welche die Habſucht der Regentin ſattſam entſchleiert hatte.

Wir wollen nicht etwa behaupten, daß der flatterhafte Monarch ſich durch die, doch ſo verführeriſchen, Reize der Gräfin Chateaubriand ganz habe feſſeln laſſen. Viele mehr oder weniger dauernde

Liebschaften, viele mehr oder wenige geheime Liebesintriguen beschäftigten oder amüsirten hintereinander Franz I. zu der Zeit, wo die Schwester Lautrec's seiner größten Gunst genoß, und wo sie folglich von Luise von Savoyen am meisten gehaßt ward, denn es ist bemerkenswerth, daß die Mütter der Könige fast alle eine heftige Eifersucht gegen die Maitressen, ja selbst gegen die Gemahlinnen ihrer Söhne empfinden, sobald sie die Ueberzeugung oder nur die Vermuthung haben, daß diese sich von dieser oder von jener beherrschen lassen.

Wie es mit den mehr oder weniger ausschließlichen Gefühlen Franz des Ersten für die Gräfin von Chateaubriand, zu der Epoche, welche wir hier berühren, auch stehen mochte, so viel ist gewiß, daß die schöne Favoritin, für welche die Physiognomie des Königs keine Geheimnisse hatte, ihre indiscrete Dienstfertigkeit für ihren Liebhaber auf der Stelle bereute. Eine heimliche Thräne netzte ihr schönes Antlitz, das sie sogleich abwendete.

Sei es, daß Franz diese Thräne nicht bemerkt hatte, sei es, daß er die gepflogene Unterhaltung abbrechen wollte, oder einer, den Geliebten und den Fürsten eigenthümlichen Regung der Selbstsucht nachgebend, daran Vergnügen fand, einen schmerzlichen Zustand, deren einzige Ursache er war, zu verlängern, kurz, er schien die Bewegung, welche die Gräfin nach dem Balkon zu machte, dem Verlangen zuzuschreiben, die schöne Landschaft zu betrachten, welche

vor dem alten Schlosse weithin ihre ewigen Reize entrollte.

Der König blieb einige Minuten, in das Gemälde, welches sich seinen Blicken darbot, versunken, lautlos stehen; und sich nach seiner Schwester umwendend, die so eben in den Saal trat, und ihre Schritte nach dem äußersten Ende desselben richtete, wo die Königin Claudia inmitten ihrer Damen saß, sagte er: Margaretha, ich bitte, komm hierher ... Ich möchte Deine Ansicht über einen Plan, den ich vorhabe, vernehmen.

Und da er sah, daß die Prinzessin ungeachtet seiner Einladung, nachdem sie ihn gegrüßt hatte, an ihm vorüberging, schritt er auf sie zu, ergriff ihre Hand und zog sie mehr, als daß er sie führte, in die Fensterbrüstung.

Mein Bruder, ich habe der Königin noch nicht meine Ergebenheit bezeugt, wendete Margaretha ein.

Claudia ist so gut und nachsichtig, versetzte Franz mit einem Lächeln, dessen Bedeutsamkeit die Gegenwart der Gräfin Chateaubriand erhöhte, Claudia ist so gut und nachsichtig, daß sie diese Verletzung der Etikette wohl verzeihen wird. Sag' mir daher, liebe Schwester, mit Deinem gewöhnlichen Freimuth, was Du von den Veränderungen und Hinzufügungen denkst, welche, so Gott mir das Leben schenkt, binnen vier Jahren hier ausgeführt sein werden.

Ich bin ganz Ohr, Sire.

Zuerst, fing der König zu erklären an, diese un-

regelmäßige Masse alter Gebäude wird ganz niedergerissen ... Nun werden wir darüber nachsinnen, auf welche Weise wieder neue aufzubauen sind.

Und das nennst Du, lieber Bruder, Veränderungen und Hinzufügungen machen? fragte die Herzogin von Alençon lachend.

Ferner, fuhr der Monarch, ohne die Bemerkung seiner Schwester zu beachten, fort, diese Gärten sind viel zu klein und enge. Glücklicherweise fehlt es uns nicht an Terrain, denn keine Stadt ist dem Schlosse so nahe, daß sie der Ausdehnung des Parks hinderlich sein könnte ... Ich will, daß er wenigstens acht Stunden Umfang bekomme und da der Fluß, der Cosson, der eigentlich nur ein etwas breiter Bach und ungenügend ist, eine so prachtvolle Besitzung gehörig zu bewässern, so wollen wir den Lauf der Loire verändern und diesen prächtigen Strom zwingen, mit seinen Wellen die Ringmauern des neuen Chambord zu netzen.

Hinsichtlich der Eroberungen, wie der Künste, entwirfst Du immer riesenhafte Pläne, bemerkte Margaretha.

Auf diese Weise, versetzte Franz, wirst Du sehen, liebe Schwester, wie die alte, düstere gothische Burg in einen Palast umgewandelt wird, dessen Schmuck mit den prächtigen Festen übereinstimmen soll, die darin unter Deiner Leitung, meine Schwester, und fügte der Monarch sich zu Franziska neigend hinzu, unter der der reizenden Gräfin von Chateaubriand, sich hinter einander folgen werden.

Letztere warf Franz dem Ersten einen Blick zu, dessen dankbarer Ausdruck den vorübergehenden Zorn des Königs vollends beschwichtigte. Dessenungeachtet aber heiterte sich die Stirn der jungen Frau nicht völlig wieder auf.

Wer weiß, murmelte sie, indem sie Franz, der seine Schwester zu der Königin geleitete, mit den Augen folgte, wer weiß, ob in vier Jahren ich es noch sein werde, die dieses unbeständige Herz beherrschen wird?

Dann verließ die Gräfin die Fensterbrüstung, wo ihre Stelle sogleich von dem Grafen von Saint-Vallier eingenommen wurde, der sich, in Nachdenken versunken, an den Balkon anlehnte. Aber bald näherte sich ihm ein junger Edelmann und sagte mit halblauter Stimme und ängstlicher Eilfertigkeit zu ihm:

Nun, Graf, was haben Sie beschlossen?

Glück und Mißgeschick mit meinen Freunden zu theilen, antwortete der Capitain der königlichen Bogenschützen.

Ich erwartete nicht anderes von Ihnen, antwortete der Edelmann, die Hand des Grafen drückend.

Herr von Pomperant, rief der König, sich zu dem ersteren dieser beiden Seigneurs, dessen Kostüm eine vorzunehmende Reise schließen ließ, wendend; Herr von Pomperant, wollen Sie nicht diesen Morgen den Hirsch mit uns jagen?

Eure Majestät werden mich gewiß gnädigst entschuldigen, antwortete Herr von Pomperant, indem er auf den König zuging und sich ehrfurchtsvoll ver-

noblen Vergnügungen leidenſchaftlich liebte, und die Gräfin von Chateaubriand, die, ſowohl aus Klugheit als auch aus Geſchmack, die Zerſtreuungen ihres königlichen Geliebten theilte, verſpürten durchaus keine Neigung, dem Beiſpiel der Königin zu folgen.

Franz I., welcher aus dem Geiſte ſeiner Maitreſſe die Erinnerung des Mißverſtändniſſes, welches, wenige Minuten vorher, und zwar, ſeitdem ſie ſich kannten, nämlich ſeitdem ſie ſich liebten, zum erſten Male die Eintracht zwiſchen ihnen einigermaßen getrübt hatte, gänzlich verbannen wollte, Franz I. führte ſein Pferd in dieſelbe Linie zurück, in welcher die Gräfin ritt. Dieſe war ſo erfreut darüber, daß ſie ſelbſt die Ahnung künftigem Verlaſſenſeins vergaß, das betrübendſte Gefühl, welches die Seele einer liebenden Frau beſtürmen kann, und worüber wir Franziska ſo eben erſt ſo traurig ſahen.

Was Margaretha betrifft, welcher die Geſellſchaft ihres Gemahls von je her um ſo weniger anziehend geweſen war, als dieſe Prinzeſſin vor ihrer Vermählung insgeheim für Karl von Montpenſier, dem gegenwärtigen Herzog von Bourbon und Connetable von Frankreich, Liebe gefühlt hatte, ſo ließ ſie den Prinzen hinter Franz mit Claudius von Lothringen, Herzog von Guiſe, den Baron von Montmorency und andern Seigneurs reiten, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern.

Indem ſie ihren Zelter ein wenig abſeits der Reihen, wo die Damen ritten, führete, winkte die Herzogin durch ein kaum bemerkbares Zeichen ihres

Kopfes den Grafen von Saint-Vallier herbei und ſagte, anfangs mit lauter Stimme und augenſcheinlich ein ganz unverdächtiges Geſpräch beginnend: Herr von Poitiers, wann werden Sie endlich einmal Ihre Tochter, die Großſeneſchallin, an den Hof führen? Die junge und ſchöne Diana würde eine der ſchönſten Zierden unſerer Feſte ſein ...

Madame, antwortete der Graf von Saint-Vallier mit ernſter Miene, wenn meine Tochter Diana jung und ſchön iſt, ſo iſt der Graf Ludwig von Bréze ſchon alt und war immer häßlich ...

Folglich, erwiederte die Herzogin, muß der Großſeneſchall wenig gefällig und ſehr argwöhniſch ſein.

Wenigſtens ſehnt er ſich durchaus nicht darnach, ſeine junge Frau an einem Hofe erſcheinen zu laſſen, deſſen rauſchende Vergnügungen ſie von ihren Pflichten entfernen könnten.

Um ſo mehr, als mein Bruder in dem Ruf ſteht, der galanteſte Monarch Europa's zu ſein.

Der Graf von Saint-Vallier drückte durch eine ehrfurchtsvolle Verneigung des Kopfes ſeine Zuſtimmung zu der Meinung der Prinzeſſin aus. Es trat eine Stille ein, welche Margaretha mit der Frage unterbrach: Sie ſind wohl jetzt ſehr beſchäftigt, Graf? und prüfte dabei mit forſchenden Blicken das ſorgenvolle Geſicht Johanns von Poitiers.

Ich, Madame! rief der Capitain der königlichen Bogenſchützen aus.

Ich hätte beſſer geſagt, unruhig, fügte die Herzogin hinzu.

Welche Urſache ſollte ich hierzu haben? fragte Saint-Vallier mit ſcheinbarer Ruhe.

Sie ſind der Freund des Herzogs von Bourbon.

Das iſt wahr ...

Auch ſein Vertrauter.

Ich weiß nicht, Madame, ob ich Ihnen gegenüber dieß geſtehen darf; denn es ſcheint mir, daß der Connetable jetzt der Gegenſtand ſichtbaren Argwohns iſt.

Sie täuſchen ſich nicht, erwiederte die Herzogin, und da Sie in die Geheimniſſe des Herzogs von Bourbon eingeweiht ſind, ſo wiſſen Sie jedenfalls beſſer, als jeder andere, ob der Argwohn begründet iſt.

Der Herzog iſt unfähig, an ſeinem Herrn zum Verräther zu werden, verſetzte der Graf von Saint-Vallier ſtockend.

O! gewiß, nicht wahr, er iſt eines ſolchen Treubruchs unfähig? rief die Herzogin aus, welche ihre Liebe für den Connetable zu ſeinen Gunſten einnahm.

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſah man auf der weiten Ebene einen Kurier mit verhängtem Zügel daher jagen und ſeine Richtung auf den König zu nehmen. Alle waren im höchſten Grade begierig, die Neuigkeit zu erfahren, welche derſelbe mit ſo großer Eile überbrachte. Franz I. las die überreichte Depeſche und ſogleich zog ſich ſeine Stirn in düſtere Falten zuſammen und ſein Geſicht nahm den Ausdruck äußerſten Zornes an. Er ſagte einige Worte zu dem

zuſammen und ſein Geſicht nahm den Ausdruck äußerſten Zornes an. Er ſagte einige Worte zu dem Admiral von Bonnivet und dieſer, ſich dem Grafen von Saint-Vallier nahend, ſagte zu ihm: „Auf Befehl des Königs erſuche ich Sie, mir Ihren Degen zu geben.“

Der Capitain der königlichen Bogenſchützen blieb einige Augenblicke wie auf den Boden feſtgebannt ſtehen; dann gab er, ohne ein Wort zu ſagen, ſeinen Degen dem Baron und ließ ſich in den Schloßthurm von Chambord abführen, von wo er bald darauf in den Donjon von Loches gebracht wurde.

Die fatale Botſchaft war von Lautrec, dem Bruder der Gräfin von Chateaubriand, expedirt worden; er beſtätigte darin den ſchon ſeit einiger Zeit hinſichtlich des Verraths des Connetable von Bourbon gefaßten Argwohn und offenbarte ſogleich die Mitſchuld des Grafen von Saint-Vallier.

Der Connetable war unbezweifelt ſtrafbar, aber zu ſeiner Entſchuldigung diente ihm — wenn in ſolchen Verhältniſſen Entſchuldigungen gültig ſind — der Haß Luiſens von Savoyen, Herzogin von Angouleme und Mutter des Königs, die ihn unaufhörlich mit Ungerechtigkeiten aller Art, ſo zu ſagen, überſchüttete. Die Herzogin von Angouleme, die ihren Naturell zufolge der Galanterie huldigte, hatte ſich ſterblich in den Herzog von Bourbon verliebt und war beſorgt geweſen, durch ihre glühenden Liebesblicke ihm dieß deutlich genug zu erkennen zu geben. Der Herzog, wenig empfänglich für die überreifen Reize

der Regentin*), zeigte sich für das ihm gewährte Entgegenkommen ganz und gar nicht dankbar. Jedoch die Herzogin fuhr fort, ihm ihre Liebe auf alle erdenkliche Weise kundzuthun, aber der Connetable beharrte bei seiner gänzlichen Nichtachtung derselben. Indessen wenn er gegen die Regentin sich gleichgültig zeigte, so war er es durchaus nicht gegen Margaretha, die empfindsame Herzogin von Alençon und Schwester Franz I., welche die glühendste Liebe für ihn empfand. Es war ganz natürlich, daß er die Reize der Tochter denen der Mutter vorzog; auch nach dem Tode seiner Gemahlin, Susanna von Bourbon, beharrte der Herzog bei seiner Weigerung, dem brennenden Verlangen der Herzogin von Angouleme nachzugeben, die ihm ihre Hand anbot, nachdem sie ihm einige Jahre früher die Hand Ihrer Tochter versagt hatte, welche aus Verdruß dem Herzog von Alençon gewährt wurde. Nun, sagt Mezerai, da es keine größere Beleidigung für das schwache Geschlecht giebt, als die Verschmähung von dessen brünstiger Liebe, so war die Prinzessin außer sich über die Verachtung Bourbons, schwur ihm die unauslöschlichste Rache und beschloß, ihn zur äußersten Verzweiflung zu treiben. Eine der größten Beleidigungen, die sie ihm,

---

*) Die Herzogin von Angouleme ward gewöhnlich mit dem Titel Regentin bezeichnet, da der König, bevor er in den Krieg außerhalb des Landes zog, ihr jedesmal die Regentschaft des Königreichs anvertraute, eine Function, deren sie sich übrigens mit großer Geschicklichkeit entledigte.

in Uebereinstimmung mit Franz I., empfinden ließ, war die, ihn im Gouvernement von Mailand durch Lautrec, den Bruder der königlichen Maitresse, ersetzen zu lassen. Franz I. leistete auf diese Weise mit zu großer Sorglosigkeit der Rache seiner Mutter und dem Ehrgeiz seiner Maitresse Vorschub. Die Herzogin von Angouleme, nicht zufrieden damit, den Connetable auf seinem empfindlichsten Punkte, der Ehre, verletzt zu haben, leitete einen Prozeß gegen ihn ein, durch den sie trachtete, ihren Verwandten aller seiner Besitzungen zu berauben. In dem Verlaufe dieser Rechtssache bewies sie den ganzen Eifer eines im höchsten Grade beleidigten Weibes und setzte hierbei mit unermüdlicher Geschicklichkeit alle Mittel in Bewegung, die Rang und Ansehen ihr an die Hand gaben.

Franz I. hätte wahrscheinlich nicht darein gewilligt, daß der Herzog von Bourbon aller seiner Besitzungen entäußert würde. Aber der Connetable konnte dieß unmöglich vermuthen und dachte nur daran, daß er vom reichsten Seigneur des Königreichs plötzlich der ärmste werden sollte. Der Verdruß, in diese Alternative gebracht worden zu sein, entweder zu Grunde gerichtet oder gezwungener Ehemann zu sein, ließ ihm, um dieser Gefahr zu entgehen, jedes Mittel gut und rechtmäßig erscheinen. Er neigte sich daher auf die Seite Karls des Fünften und Heinrichs VIII. von England, die ihm die schönsten Versprechungen machten; und auf diese Weise trug eine verschmähte Liebe zu den Unfällen Frankreichs bei, führte zu den Verlust der Schlacht von Pavia, zur Gefangenschaft

des Königs in Spanien und zu dem unheilvollen Vertrag von Madrid. Diese unglückselige Liebe war außerdem noch Schuld an dem Tode der berühmtesten französischen Ritter, denn die Bonnivets, Trémouille's, Foix', Alençon's ꝛc., die sich zur Zeit der Verhaftung des Grafen von Saint-Vallier zu Chambord befanden, fielen alle, mehr oder weniger ruhmvoll, in derselben Schlacht von Pavia, in welcher Franz I. zum Gefangenen gemacht wurde. Was den Herzog von Bourbon und seine Mitschuldigen, den Herrn von Pomperant und den Grafen von Saint-Vallier betrifft, so starb ersterer, von Gewissensbissen darniedergebeugt, vor Rom, das er belagerte, und die beiden andern fanden Gnade vor dem König, der ihr Verbrechen aus seinem Gedächtnisse strich und ihnen verzieh. Es ist bekannt, daß letzterer sein Heil namentlich den dringenden Bitten und der Anmuth seiner Tochter, der schönen Diana von Poitiers, der damaligen Gemahlin Ludwigs von Brezé, zu verdanken hatte, welcher es gelang, den Edelmuth des Königs zu erwecken und auf sein Herz einen tiefen Eindruck zu machen.

In demselben Jahre **1523**, vor seiner Abreise nach Italien, war es, daß Franz I. den Plan des Wiederaufbau's von Chambord faßte. Dieses Schloß, das vier Stunden von Blois in einer großen, von der Sologne durchströmten, Ebene, zwischen den Wäldern von Bologne und Rüssy, liegt, war früher nur ein Lustschloß der Grafen von Blois und diente später als Versammlungsort der Jäger bei großen Jagdpar-

thien. Dieſer Ort, unfern des Schloſſes Romorantin, das lange Zeit von der Herzogin von Angouleme bewohnt ward, gelegen, war oftmaliger Zeuge der Spiele des jungen Franz. Der junge Prinz kam oft hierher, um die Freuden der Jagd zu genießen, während ſeine Mutter, in Folge ihres üblen Einvernehmens mit Anna von Bretagne, der zweiten Gemahlin Ludwigs XII., genöthigt war, vom Hof entfernt, in Zurückgezogenheit zu leben, und zwar bald auf ihrem Schloſſe Cognac, bald in Blois, am öfterſten aber zu Romorantin oder Chambord.

Von der Herzogin, welche über alle Ereigniſſe, die für ſie und ihre Familie von Wichtigkeit waren, ein Tagebuch führte, erfahren wir es ſelbſt, daß „ihr Sohn Franz im Schloſſe zu Chambord, ungefähr um zehn Uhr des Abends am zwölften des Monats September 1494, das Licht der Welt erblickte.“

Als der Herzog von Angouleme im zwanzigſten Lebensjahre König von Frankreich geworden war, dachte er noch oft zurück an den Ort, welcher der Zeuge ſeiner erſten Freuden geweſen war. Er kam oft nach Chambord, bald, um in den ſchönen Forſten, die es begrenzen, zu jagen, bald, um ſich immer wieder dem Eindruck hinzugeben, den die Erinnerung an die früheſte Jugendzeit uns ſo lieblich erſcheinen läßt. Bei ſeinen Beſuchen der alten Burg war er gewöhnlich von einem Gefolge von Rittern und einem Schwarm hübſcher Damen begleitet. Der junge Monarch, der

ſich durch ſeine edle Geſtalt, ſein ſchönes Geſicht und durch ritterliche Sitte vor Allen bemerklich machte, hatte es ſich vorgenommen, von Allem, was Frankreich Ausgezeichnetes, Glanzvolles und Schönes darbot, einen Hof zu bilden, der alle anderen an Pracht überſtrahlen und ein vollkommenes Muſter der Courtoiſie, der Anmuth und des Geſchmacks ſein ſollte. Er wollte, daß darin die Frauen den erſten Rang einnähmen, denn er pflegte oft zu ſagen, „ein Hof ohne Frauen iſt ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Roſen.“

Die Königin Claudia von Frankreich, in größter Zurückgezogenheit von ihrer Mutter Anna von Bretagne erzogen, konnte den galanten Vergnügungen des Königs keinen Geſchmack abgewinnen. Ihre Ehrendamen waren an die ſtrengſte äußere Haltung gewöhnt, und obwohl es ihnen erlaubt war, an den Zerſtreuungen des Hofes Theil zu nehmen, ſo nöthigte ihnen doch die Sorge für ihren Ruf die volle Zurückhaltung eines tadelloſen, unbefleckten Betragens auf, und, wie Brantome, von dieſer Königin ſprechend, ſagt, „war ihre Geſellſchaft und ihr Hof ein irdiſches Paradies und eine Schule aller Ehrſamkeit und Tugend, und eine Zierde Frankreichs, wie auch alle die Fremden ſagten, die dahin kamen; denn ſie wurden ſehr gut aufgenommen, und die Ehrendamen der Königin mußten ſich auf deren Befehl, bei dem Erſcheinen Fremder am Hofe, wie Göttinnen ſchmücken und ſie, ſo viel es ihre Zurückhaltung erlaubte,

unterhalten, außerdem die Königin sie stark tadelte und bestrafte."

Unter den edlen Damen, welche Franz I. an seinen Hof ziehen wollte, gab es eine, deren weitverbreiteter Ruf ihrer Schönheit bis zu den Ohren des Königs gedrungen war. Ihr Gemahl hatte nicht umhin gekonnt, der Einladung des Monarchen Folge zu leisten; aber, bevor er seine Gemahlin mitnahm, wollte er sich erst überzeugen, ob der Ruf der Galanterie, dessen dieser Hof weit und breit genoß, wirklich begründet sei, und sehen, ob es seinerseits nicht unklug wäre, den reizenden Gegenstand, dem er seine Liebe widmete und den er eifersüchtig bewachte, fremden Blicken auszusetzen. Ehe er das Schloß seiner Ahnen verließ, war er besorgt gewesen, zwei ganz gleiche Ringe machen zu lassen, wovon er einen seiner jungen Gemahlin gegeben und ihr anempfohlen hatte, ihm nicht eher nachzukommen, als bis sie den andern in einen Brief, der sie zu ihm berief, eingeschlossen, von ihm erhalten hätte. Unglücklicherweise aber besaß der Ehemann mehr Eifersucht als Verschwiegenheit; er vertraute nämlich sein Geheimniß einem Diener, den er für treu hielt, an; dieser entdeckte es dem Herzog von Guise, und der Herzog von Guise benachrichtigte Franz I. davon. Es war nicht schwer den Diener zu gewinnen und ihn zu vermögen, sich dieses Talisman's, den der argwöhnische Gatte in ein Kästchen von Ebenholz eingeschlossen hatte, zu bemächtigen. Die reizende junge Frau glaubte, als sie den Ring nebst einer Einladung, sich an den Hof zu

begeben, empfing, daß dieser Befehl von ihrem Gemahl käme; sie gehorchte schnell und freudig diesem Rufe und kam bald nach Chambord, zum nicht geringen Aerger des Ehemanns und zur großen Genugthuung Franz des Ersten, der die junge Frau entzückend fand, sich sogleich sterblich in sie verliebte und, nach einigem Widerstreben, durch die zärtlichste Gegenliebe beglückt wurde. Diese berühmte Schönheit, welche ihren Gemahl unabsichtlich täuschte und so schnell das schwache Herz des Königs fesselte, war Franziska von Foix, Gräfin von Chateaubriand.

Einige Monate nach seinem ersten Bekanntwerden mit der Gräfin ließ der König den beschlossenen Neubau des Schlosses von Chambord beginnen. Berühmte Künstler wurden deshalb aus Italien berufen. Franz I. wollte, daß das Schloß Chambord an Reichthum, Schmuck und Glanz Alles übertreffen sollte, was Italien in dieser Art besäße. Das Genie des Architecten kam gleich der Prachtliebe des Monarchen; die Zeichnungen, die er ihm vorlegte, gefielen dem Fürsten so außerordentlich, daß er auf der Stelle die Arbeiten beginnen ließ. Er stellte dem Baukünstler beträchtliche Summen zur Verfügung und achtzehnhundert Arbeiter aller Art fanden zwölf Jahre hintereinander Beschäftigung hier. Die alte Burg der Grafen von Blois verschwand gänzlich und an deren Stelle sah man einen prachtvollen Palast erstehen, schöner als Alles, was man bisher in Frankreich bewundert hatte. „Diejenigen, welche Chambord gese-

hen und bewundert haben, sagt ein Geschichtschreiber unserer Zeit, sind nicht erstaunt über die Berühmtheit, die es lange Zeit genoß, und über die besondere Vorliebe der Könige von Frankreich dafür, die es zu ihrem Lieblingssitz erkoren.“ Dieses Schloß, das in der Mitte eines zwölftausend Acker Flächenraum einnehmenden und mit einer Mauer umgebenen Parkes liegt, dessen Umfang ziemlich acht Stunden beträgt, vereinigt, durch die Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Umgegend und des Terrains, Alles in sich was jedes Genre von Jagdlust nur irgend erfordern kann. Dichtes Gebüsch und stundenlange Forsten sind von Hirschen, Rehen und Ebern bevölkert; langgestreckte Haiden, fette Wiesen und Erdhöhlen begünstigen den Aufenthalt jeder Art von Wild; der Fluß Cossson, der den Park durchströmt und dessen Ufer die Schloßmauern fast berühren, bietet alle Annehmlichkeiten des Fischfangs dar; seine mit Schilf und Binsen dichtbewachesnen Ufer dienen den Wasservögeln zu Zufluchtsörtern; der Park, von breiten Allee'n und Fußpfaden durchschnitten, gestattet die großartigsten und glänzendsten Jagdparthien; Pferde und Wagen können ungehindert überall hin dringen. Alles war so eingerichtet, wie es für eine zu Vergnügungen bestimmte, Königswohnung sich geziemt. Je von welcher Seite man kommt, bietet das Schloß für den Reisenden immer neue überaschende Ansichten dar, von fern schon erblickt man seine Dome, Thürmchen, Donjons und Terrassen. Die schöne, blumengeschmückte Kuppel, welche sich majestätisch über das Gebäude

erhebt, sieht man schon von den Ufern der Loire aus, wie von der Höhe des Schlosses von Blois.

Der Charakter der Architectur des Schlosses von Chambord hat etwas Eigenthümliches, welches es eben so fern hält von den gothischen Formen, wie von den eleganten Verhältnissen griechischer und römischer Baukunst; man wird versucht zu glauben, daß der Architect die Absicht gehabt habe, ein Denkmal aufzurichten, welches die Epoche bezeichnen sollte, die das Wiederaufblühen der Künste von der Barbarei früherer Jahrhunderte getrennt hat.

Da die Winkel dieses Schlosses mit vier, sechszig Fuß im Durchmesser habenden, Thürmen von unförmlicher Massenhaftigkeit besetzt sind, so erinnert es hierdurch an die schwerfälligen Burgen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts; aber die Gallerien, welche sich längs der Facaden hinziehen, geben ihr eine Eleganz, die bis dahin unbekannt war. Die Gesammtheit des Gebäudes hat den Charakter der Kraft, fast möchten wir sagen, der Schwerfälligkeit, der es jedoch nicht an edler Form fehlt, die aber wunderbar mit dem Reichthum und der Vollendung der Details contrastirt. Das Hauptgebäude, nur mit drei Reihen von Halbsäulen geschmückt, bietet dem Auge durchaus keine Abwechslung dar; aber über den Terrassen, welche die dritte Etage krönen, ist der Schmuck in solcher Ueberfülle angebracht, die Pilaster, Säulen, Basreliefs, Karnieſe sind so ausgezeichnet in Stein gemeiſelt, daß man, nach sorgfältiger Prüfung der Arbeit, der Zartheit und wunderbarer

Mannichfaltigkeit der Formen, Mühe hat, zu begreifen, wie ein Zeitraum von zwölf Jahren hinreichen konnte, so viele Meisterwerke an Zeichnung und Sculptur zu schaffen. Wir fürchten nicht zu übertreiben, wenn wir behaupten, daß eine einzige Nische, ein einziger Kamin, ein einziges Fensterkreuz dem ausführenden Künstler ein ganzes Jahr Arbeit gemacht haben muß; und doch ist das wieder nicht möglich, wenn man bedenkt, daß es unmöglich ist, die Menge dieser außerordentlich schönen Ornamente nur zu zählen. Man kann sich diese auffallende Erscheinung nur dadurch erklären, wenn man die Leichtigkeit der Ausführung eines Johann Goujon, Germain Pilon, Johann Cousin und Peter Bontems, denen diese Arbeiten anvertraut wurden, bedenkt, oder man annimmt, daß diese geschickten Bildhauer eine besondere Verfahrungsweise anwendeten, deren Geheimniß nicht bis zu uns gelangt ist.

Was die Neugierde bei Besichtigung dieses Schlosses vorzüglich reizt und in hohem Grade den angeborenen Geschmack des Monarchen für Galanterien beurkundet, das sind die geheimen Treppen und Thürme und die unterirdischen Gänge, welche man überall in dem Gebäude antrifft. Franz I. wollte sich ohne Zweifel durch diese architectonischen Teufelskünste vor der Eifersucht der Königin schützen, und zu gleicher Zeit den zahllosen Treulosigkeiten Vorschub leisten, deren er sich selbst gegen seine geliebtesten Maitressen schuldig machte. Von diesen geheimnißvollen Constructionen führen wir namentlich die große

Treppe an, welche sich inmitten des Schloßthurms befindet und deren Ausgangspunkt auf die blumengeschmückte Kuppel führt. Diese Treppe, von außerordentlicher Kühnheit des Baues und mit den zartesten, sinnreichsten Ornamenten geziert, bietet dem erstaunten Blicke zwei Lehnen dar, die sich, über einander kreuzend, um einen steinernen Pfeiler drehen, so daß zwei Besucher zusammen bis auf die Kuppel steigen können, ohne sich einander zu sehen. Dank dem erfinderischen Geiste des Architecten konnte der galante Monarch sich sonach der Lust zweier Liebesintriguen auf einmal hingeben, nämlich in zwei anstoßenden Gemächern, ohne daß die eine etwas von der andern wußte, die liebliche Gräfin von Chateaubriand und die schöne Diana von Poitiers empfangen.

Schon waren die Allee'n der Parks abgesteckt, und der linke Flügel, ein prachtvolles Denkmal der Architectur, war bereits fertig, als der König sich genöthigt sah, seine Bauten und seine Freuden zu verlassen, um in Italien die kaiserliche Armee zu bekämpfen, die der Verräther Bourbon befehligte. Die Ergebnisse dieses für Frankreich traurigen Feldzugs deren bedeutsamstes Ereigniß die Gefangenschaft des Königs in Madrid war, sind bekannt. Vor seiner Abreise war der König besorgt gewesen, wie er es schon mehrmals gethan, die Zügel der Regierung den Händen seiner Mutter zu übergeben und sie zur Regentin des Königreichs zu ernennen. Sobald sie nun an der Spitze der Geschäfte stand, war der erste Gebrauch, den sie von ihrer souverainen Gewalt machte,

der, sowohl die erklärte Maitresse des Königs, die Gräfin von Chateaubriand, wie auch die, welche es zu werden begann, die schöne Großseneschallin der Normandie ihren Ehemännern zurückzuschicken. Ludwig von Brezé war sehr froh seine schöne Diana wieder zu sehen, für deren Schwäche er mehr fürchtete als daß er argwöhnisch war; aber der Graf von Chateaubriand nahm seine reizende Gemahlin bei weitem nicht so freundlich auf. Sobald er ihrer ansichtig ward, konnte er eine Regung eifersüchtiger Wuth nicht unterdrücken und empfing die Gräfin mit den gröbsten Schimpfreden.

Mein Herr, sagte die Gräfin kühn, sind Sie närrisch geworden? Haben Sie mich nicht an den französischen Hof gerufen, und konnte ich mich dem Willen des Königs widersetzen, der mir befahl, in Chambord zu bleiben?

Treuloses Weib, rief der Graf aus, Du warst es, die mir den Ring entwenden ließ, um einen Vorwand zu haben, dieses Schloß verlassen zu dürfen und Deine Sucht nach Lust und Zerstreuungen befriedigen zu können.

Der Himmel ist mein Zeuge, versetzte die Gräfin, die sich auf festem Grund und Boden befand, daß ich den Ring nicht habe entwenden lassen, und nicht in der Absicht von hier abgereist bin, Ihnen wehe zu thun.

Wagst Du auch noch den Himmel um Hülfe anzurufen, Du, die mich betrogen hat! Bist Du nicht ein schändliches, nichtswürdiges Weib, ist der

König nicht ein Schurke und ſind nicht alle die Höflinge, die um ihm ſind, werth, daß man ſie an die erſten beſten Galgen aufhinge?

Sie ſind, verſetzte die Gräfin, welche die Beleidigungen ihres Gemahls aufs Aeußerſte erbitterten, Sie ſind ein Nichtswürdiger, ein Elender, der Sie es wagen, mich auf dieſe Weiſe zu behandeln. Wenn der König Sie hörte, ſo würde er weniger erſtaunt über die Beleidigungen ſein, womit ſie ihn bedenken, als über die Kränkungen, die ſie ſich gegen ein ſchwaches Weib erlauben.

Wenn der König mich hörte ... ja, das würde Dich wohl ſehr freuen, treuloſes Weib! Aber glücklicherweiſe iſt er nicht hier, um Dich meiner Rache zu entziehen. Auf Luſt folgt Kummer; nach dem Vergehen kommt die Buße!

Indem der Graf dieſe letztern Worte ſprach, ergriff er ſeine Gemahlin bei der Hand und ſchleppte ſie, ungeachtet ihres Geſchreies und ihrer Bitten, in ein ganz mit ſchwarzem Tuch behängtes Zimmer, in welchem ſich kein anderes Möbel, als ein hölzerner Stuhl, und kein anderer Schmuck, als eine an der Wand hängende kleine Statüe befand, welche die büßende Magdalena darſtellte. Die arme Gräfin blieb ſechs Monate in dieſem düſtern Gemach, lebte nur von Waſſer und Brod und konnte das Licht der Sonne und der Sterne nur durch ein ſehr ſchmales Fenſterchen erblicken. Nach dieſer Zeit ſechsmonatlicher Buße erlaubte der Graf ſeiner Gemahlin im Innern des Schloſſes umherzugehen und war beſorgt,

sie zu überwachen, um jede Verbindung nach außen zu verhindern. Aber was vermögen Schloß und Riegel und alle Vorsicht der Eifersucht gegen die Unternehmungen der Liebe? Im Innern ihres stillen Gefängnisses hatte die Gräfin vernommen, daß Franz I. mit Karl V. Frieden geschlossen, Madrid verlassen hatte und in sein Königreich zurückgekehrt war. Bei dieser Nachricht konnte sie die Freude ihres Herzens kaum zurückhalten; die süßesten Erinnerungen erfüllten ihre Seele und stellten die Genüsse am Hofe lebhaft ihrem Geiste vor; sie sehnte sich mit größter Ungeduld nach dem Augenblicke, wo sie ihrem Gefängnisse entfliehen und mit ihren königlichen Geliebten gemeinsamer Freiheit genießen könnte. Der ersehnte Augenblick ließ nicht lange auf sich warten; ein ergebener Diener öffnete ihr während der Nacht eine der Schloßpforten und der schöne Flüchtling, auf einem leichtgefesselten Renner davon jagend, erreichte bald die weite Ebene, da sie große Eile hatte, ihren Tyrannen zu verlassen und das düstere Gemach mit der büßenden Magdalena zu vergessen. Sie begab sich nach der spanischen Grenze, um in Bayonne den König zu erwarten.

Während der Gefangenschaft Franz des Ersten war seine Gemahlin, die Königin Claudia, gestorben und der Fürst hatte sich in Madrid mit Eleonora, der Schwester Karl V. und verwittweten Königin von Portugal, vermählt. Dieses neue Ehebündniß unseres unbeständigen Monarchen änderte nichts in seiner vorherrschenden Neigung für Galanterien; er sah zu

Bayonne mit Entzücken die schöne Gräfin von Chateaubriand wieder, und es war ein gleiches Bedürfniß, und ein gegenseitiger Reiz für die beiden Liebenden, sich, nachdem sie sich die zärtlichsten Beweise innigster Zuneigung gegeben, das Mißgeschick während ihrer Trennung, ihre sonderbaren Abentheuer und die Strenge ihrer verhaßten Gefangenschaft zu erzählen. Während den zwei Tagen, daß sie in Bayonne beisammen waren, sagten sie sich unaufhörlich die süßesten Worte des Trostes, betheuerten sich einander unwandelbare Treue und ewige Liebe, bis endlich die Herzogin von Angouleme, die dem König ebenfalls entgegengereist war, ihn bestimmte, die kleine Stadt ohne Annehmlichkeiten zu verlassen und sich von seinen Beschwernissen im Schlosse von Chambord zu erholen.

Der Fürst sah mit großer Freude das Schloß wieder, das der Gegenstand seiner Vorliebe war; er war sehr erfreut, daß, ungeachtet seiner Entfernung, die Arbeiten mit Thätigkeit betrieben worden waren, und daß sowohl der Park als auch die Gebäude, obwohl noch unvollendet, eine eben so prächtige als angenehme Residenz darboten. Von den neu geschaffenen Werken bewunderte er vorzugsweise die sorgfältig ausgeführten Sculpturen Peter Bontems' und Johann Goujon's, sowie die prachtvollen Fresken von Johann Cousin und Leonardo da Vinci. Er gab diesen berühmten Künstlern seine volle Bewunderung zu erkennen und das Lob, welches sie von ihm einärndteten, war für sie nicht der geringste Lohn ihrer ausgezeichneten Talente.

Von dieser Zeit an gab der König die entzückendsten Feste zu Chambord. Turniere, Karoussels, Jagdpartien, Bälle, splendide Gastmähler verliehen dem Aufenthalt am Hofe immer neuen Reiz, und gewöhnlich war es die Gräfin von Chateaubriand, welche bei diesen Festen der Gegenstand allgemeiner Huldigung und der Glanzpunkt der geräuschvollen Vergnügungen war.

Jedoch, an dem freudenvollen Hofe Franz des Ersten begann ein neues Gestirn aufzugehen, dessen hellstrahlender Glanz den bis dahin so leuchtenden der liebenswürdigen Gräfin von Chateaubriand verdunkeln sollte. Man wird sich erinnern, daß diese bevorzugte Maitresse des jungen Souveräins von Frankreich mit der Königin Mutter nicht im besten Einvernehmen stand. Daher darf man sich nicht wundern, wenn die Herzogin von Angouleme, überdieß ein Weib von rachsüchtigem Charakter, beschlossen hatte, ihren Sohn dem Joche der Gräfin zu entziehen, unbekümmert darum, ob dasjenige, welches sie an dessen Stelle setzen wollte, nicht gewichtiger, als das erste, auf den König und auf sie selbst lasten könnte.

Daher geschah es mit boshaftem Vorbedacht, daß die Regentin, als sie ihrem von Spanien zurückkehrenden Sohne entgegenreiste, einen Schwarm junger schöner Damen mitnahm, von denen Franz I. mehrere noch unbekannt waren.

Von allen diesen stach, durch die Koketterie ihrer Manieren, der Lebhaftigkeit ihres Geistes und der

königlichen Majestät ihrer Gestalt, Fräulein von Helly, gewöhnlich Anna von Pisselou genannt, am meisten hervor. Da sie in hohem Grade jenen herrschsüchtigen Geist, welcher ehrgeizigen Charakteren so trefflich zu Statten kommt besaß, so verstand sie den König so gut zu fesseln, daß dieser, um sie dem Dienste der Herzogin von Angouleme, deren Ehrendame sie war, zu entziehen und ihr eine unabhängige Stellung am Hofe zu verschaffen, sie an den Sire Johann von Brosse, Grafen von Penthièvre vermählte.

Dieser Johann von Brosse war ein so gefälliger Ehemann, daß er sich wohl hütete, jemals von seinen Ehrechten Gebrauch zu machen. Er zog sich auf seine Güter zurück und genoß da ruhig der Wohlthaten, mit denen ihn sein Gebieter überhäufte.

Uebrigens trug Anna von Pisselou nicht lange den Namen ihres Gemahls; denn da ihr Franz I. den Titel einer Herzogin von Etampes verliehen hatte, so erschien sie unter dieser Benennung in Chambord, wo sie die Herzogin von Angouleme, zufrieden, der Franziska eine so furchtbare Rivalin gegeben zu haben, ohne Widerstand thronen ließ. Die Königin Mutter, die viel Fähigkeiten besaß, verachtete von diesem Zeitpunkt an die kleinen Hofintriguen und widmete sich fortan nur den politischen Geschäften.

Nun entspann sich zwischen den beiden Maitressen des Königs ein nie ruhender Kampf, der aber zu ungleich war, als daß man dessen Ausgang nicht hätte voraus sehen sollen. In der Liebe, mehr wie in jeder andern Sache, ist die Vergangenheit keine

Macht; die Zukunft kann der Gegenwart keck Hohn sprechen.

Auch waren der Verdrießlichkeiten, welche die Gräfin von Chateaubriand ertragen mußte, nicht wenige, und zwar nicht allein von Seiten der hochmüthigen Herzogin von Etampes, sondern auch seitens der Höflinge, die alle, mehr oder weniger sicher, den Eintritt einer Ungnade im Voraus spürten.

Dieses gänzlichen Verlassenseins, wozu der König zuerst das Beispiel gegeben hatte, endlich müde, faßte die Gräfin einen verzweifelten Entschluß: sie beschloß nämlich, sich auf eines ihrer Schlösser in der Bretagne zurückzuziehen.

Soviel Ursache zu Beschwerden ihr auch ihr ungetreuer Geliebter gegeben hatte, der sie, bei dieser Gelegenheit wenigstens, gegen die beißenden Epigramme, die bitteren Demüthigungen, mit denen ihre glückliche Rivalin sie überhäufte, hätte schützen sollen, Franziska von Foix wollte den Hof nicht verlassen, ohne von dem König Abschied zu nehmen.

Die Ausführung dieses Planes bot übrigens einige Schwierigkeiten dar. Seitdem die Herzogin von Etampes Franz I. beherrschte, vermied dieser mit jener Hartnäckigkeit, welche Personen, die sich ihrer Schuld bewußt sind, eigen ist, sich der Gräfin von Chateaubriand allein gegenüber zu befinden. Aber in Liebesangelegenheiten siegt die Beharrlichkeit der Frauen stets über die Ausdauer der Männer.

Nun, als die Gräfin eines Tags von dem Fenster ihres Gemachs aus bemerkte, daß Franz I. mit

Leonardo da Vinci auf dem Blumenparterre, welches sich vor dem neuen Schloß ausdehnte, hin und her ging, da ging sie eilig hinunter in den Garten.

In der Voraussicht, daß der italienische Künstler so bescheiden sein werde, sich, sobald er sie bemerkte, zurückzuziehen, schlich sie sich in einen Laubgang, an dessen Ausgang ihr der König unfehlbar begegnen mußte. Als dieser sich ihr so unerwartet gegenüber befand, zitterte er und machte unwillkürlich eine rückgängige Bewegung.

Sire! sagte Franziska von Foix mit bittender Miene.

Der Monarch näherte sich der Gräfin und Leonardo da Vinci blieb zurück.

Suchten Sie mich, Madame? ... fragte der König mit einiger Verlegenheit, indem er die Richtung nach dem Schlosse einschlug.

Ja, Sire, und zwar schon lange, antwortete Frau von Chateaubriand, indem sie einen tiefen Seufzer erstickte.

Vorwürfe! murmelte der Monarch mit halblauter, aber nicht so leiser Stimme, daß ihn die Gräfin nicht hätte verstehen können.

Nein, nein, versetzte sie mit großer Anstrengung, um ihre innere Aufregung zu bemeistern; ich bin nicht gekommen, um Vorwürfe an Eure Majestät zu richten ... Nur ein zärtliches Lebewohl wünschte ich Ihnen zu sagen.

Sie verlassen uns! rief Franz mit schlecht ver-

stellter Freude aus, die das Herz der unglücklichen Gräfin, gleich wie ein Dolchstoß, verwundete.

Die Sache war die, daß, an dem Morgen desselben Tages, der König, auf dessen Geist die Herzogin von Etampes einen mehr und mehr tyrannischen Einfluß ausübte, mit ihr eine lange Debatte zu bestehen gehabt hatte, in Folge dessen dieser Monarch, der in Bezug auf seine gerade herrschenden Favoritinnen nicht weniger schwach, als hart gegen seine ehemaligen Maitressen war, sich so ziemlich verpflichtet hatte, die Gräfin von Chateaubriand von dem Hofe zu entfernen.

Doch es bedurfte, wenn nicht eines Grundes, doch wenigstens eines Vorwandes zur Heimsendung dieser Frau, deren einziges Unrecht gegen den König darin bestand, nicht schnell genug begriffen zu haben, daß ihre Gegenwart ihn belästigte; und nun kam die Gräfin selbst und zog ihn aus dieser Verlegenheit! Wenig fehlte, und der König hätte sich im ersten Augenblick der Ueberraschung für diesen unerwarteten Dienst bei der Gräfin von Chateaubriand mit Wärme bedankt. Doch es gelang ihn, seine Dankbarkeit in die schicklichen Formen zu fassen; selbst die Gräfin bezwang sich, ihre inneren Qualen nicht bemerkbar werden zu lassen, obgleich die sichtliche Zufriedenheit des Königs sie zur Verzweiflung brachte. Ach! gewiß hatte sie nicht eine so grausame Gleichgültigkeit erwartet ... Wer weiß, vielleicht hoffte sie sogar, daß der König sie zurückzuhalten suchen würde; sie wußte nicht, daß die Fürsten nur Heuchelei kund geben,

wenn es in ihrem Interesse liegt, und bei dieser Gelegenheit würde der selbstsüchtige Monarch wahrscheinlich gefürchtet haben, daß die Gräfin sein vorgebliches Bedauern für Ernst genommen hätte. Sicherlich wäre es für die arme Franziska besser gewesen, ohne Abschied vom König zu nehmen, abzureisen; sie hätte dann wenigstens eine tröstliche Täuschung mit in ihre Einsamkeit genommen!

Beim Abendcirkel kündigte Franz seinen Höflingen eine Neuigkeit an, die Niemanden überraschte, nämlich die, daß die Gräfin von Chateaubriand, deren Gesundheit seit einiger Zeit wankend geworden sei, um die Erlaubniß gebeten und sie erhalten habe, sich auf eins ihrer Schlösser zurückziehen zu dürfen.

Als einige Zeit hierauf der König der Herzogin von Etampes einen Schmuck von Perlen und Brillanten schenkte, war die unersättliche Favoritin, indem sie ihrem Geliebten für diesen Beweis seiner Freigebigkeit dankte, geschickt genug, ihm zu verstehen zu geben, daß das Schmuckkästchen der Gräfin von Chateaubriand weit kostbarer sei, vielleicht nicht hinsichtlich seiner Juwelen, sondern in Bezug auf seine Fassung, welches die beweglichen Formen des Salamanders*) nachahmte und nebst mehreren, von der Prinzessin Margaretha ersonnenen, Liebesdevisen, die Chiffern des Königs und der Gräfin darstellte.

---

*) Bekanntlich war der Salamander der Mittelpunkt der Devise Franz des Ersten.

Das Ergebniß dieser Bemerkung Anna's von Pisseleu war das von Franz eigenhändig an die Gräfin von Chateaubriand gestellte Verlangen, die Edelsteine, welche er ihr einst gegeben habe, zurückzusenden, da, wie er behauptete, ein großer Theil desselben zu dem Schatze der Krone gehörte.

Wenige Tage nach Absendung dieses Schreibens empfing die Herzogin aus den Händen ihres Geliebten selbst ein hölzernes, vergoldetes, mit Schildplatt und Perlen reich verziertes, Kästchen, dessen Inhalt, ehe er es der Herzogin gab, er nicht einmal geprüft hatte ... Dieß war das Schmuckkästchen der Gräfin von Chateaubriand.

Anna öffnete es mit freudigem Lächeln; aber dieses Lächeln änderte sich nach und nach in ein convulsivisches Verziehen der Lippen ... Die Armbänder, die Ketten, die Ringe und Ohrringe, aus denen dieser von der neuen Favoritin so beneidete Schmuck bestand, lagen alle uneingefaßt darin! Uebrigens fehte nicht ein Stein, nicht ein Goldtheilchen an den verschiedenen Gegenständen ... In Folge einer Zartsinnigkeit der Empfindung, welche alle gefühlvollen Menschen begreifen werden, hatte die ehemalige Maitresse Franz I. nicht gewollt, daß die Namenszüge und Devisen, diese Sinnbilder einer zu vergänglichen Liebe, deren Erinnerung aber einigen Trost wenigstens ihrem wunden Herzen brachten, von einer verhaßten Rivalin entweiht würden; denn die Gräfin Chateaubriand hatte sehr schnell den wahren Grund, welcher den König zu dieser Restitution veranlassen konnte,

errathen, und in einem Briefe, den sie mit in das Schmuckkästchen gelegt hatte, drückte sie ihre Zweifel in folgenden Worten aus:

„Sire, da es Ew. Majestät gefallen hat von mir zurückzufordern, was Sie mir einst so huldvoll schenkten, so sende ich Ihnen hiermit diese eitlen Flitter zurück. Was die Devisen anbelangt, so habe ich sie mir so tief in mein Gedächtniß eingeprägt, und bewahre sie so theuer, daß ich nicht dulden kann, daß irgend Jemand darüber verfügte und ein Vergnügen daran empfinde, wie ich es genossen habe."

Nachdem das Schmuckkästchen nebst diesem Briefe dem König wieder übergeben worden waren, schickte dieser, dem es nur um die Devisen zu thun gewesen war, das Ganze an seine ehemalige Maitresse zurück.

Die arme Gräfin konnte sich über die Unbeständigkeit des Königs und den Verlust seiner Liebe nicht trösten. Die Gleichgültigkeit Desjenigen, den sie liebte, die gezwungene Gesellschaft ihrer glücklichen Rivalin hatten ihr den Aufenthalt am Hofe unerträglich gemacht. Mit blutendem Herzen, schmerzerfülltem Geiste entschloß sich die beklagenswerthe Franziska von Foix lieber nach Chateaubriand zurückzukehren und sich der Rache ihres Gemahls auszusetzen, als länger am Hofe zu bleiben, wo ihre empfindsame Seele unaufhörlich die bittersten Schmerzen erlitt. Es wird berichtet, daß der Graf von Chateaubriand die Treulosigkeit seiner Gemahlin auf eine höchst grausame Weise bestrafte. Wenn man den Historikern

Varillas und Sauval glauben darf, so ließ er sie zuerst in einen düsteren Kerker werfen und ihr alsdann die Adern öffnen.

Seit dieser Zeit bis zum Jahr 1530, wo, in Folge des Vertrags von Cambrai, Franz I. die verwittwete Königin von Portugal ehelichte, spielte die Herzogin von Etampes am französischen Hofe die Rolle einer Souverainin; und selbst nach der Vermählung ihres Geliebten, vermehrte sich ihr Ansehen noch, anstatt sich zu vermindern. Es war immer nur sie, und nicht Eleonora, welche die Gnaden- und Gunstbezeugungen vertheilte, wie, zu Lebzeiten der Königin Claudia, Franziska von Foix die Gnadenspenderin gewesen war.

Indessen war die Herzogin, ungeachtet ihrer großen Macht, nicht ganz von Besorgnissen frei.

Die Rückkehr Dianens von Poitiers, welche im Jahr 1531 Wittwe geworden war, flößte ihr lebhafte Besorgniß ein, die auch durchaus nicht ohne Grund war. Es ist bekannt, welchen Eindruck die Reize der Großseneschallin auf Franz I. hervor gebracht hatten, und da die seit jener Epoche verflossenen zwölf Jahre durchaus keine Spuren auf dem schönen Gesicht Dianens hinterlassen hatten, so wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn der galante Monarch daran gedacht hätte, eine von zu kurzer Dauer gewesene Liaison wieder anzuknüpfen, deren Unterbrechung er nur mit größtem Bedauern gesehen hatte.

Man weiß nicht mit Bestimmtheit, welcher Natur die Empfindungen waren, die Franz I. für die

Tochter des Grafen von Saint-Vallier hegte; doch ist es bekannt, daß eines Tags im Jahr 1535, der König, der mit Diana von Poitiers auf dem Balkon des großen Saales im Schloß Chambord saß, auf seinen zweiten damals sechzehn bis siebenzehn Jahr alten Sohn Heinrich, der im großen Schloßhofe mit seinen Brüdern Ball spielte, hinweisend, zu ihr sagte:

Das ist ein Bursche, den zu einem liebenswürdigen Prinzen zu machen ich für immer aufgebe ... Seit seiner Vermählung (der Herzog von Orleans hatte im Jahr 1533 Katharina von Medicis geehligt), ist er noch wilder geworden, als er vorher war.

Sire, die Liebe ist es, die den Charakter mildert ...

Und die Liebe findet sich selten in der Ehe, wollen Sie sagen, schöne Diana.

Sire, diese Bemerkung ist für viele von uns Frauen, deren Hand man begehrt, ohne ihr Herz zu haben, eine Wahrheit.

Auch in Bezug auf die Könige ist ihre Anwendung passend, sagte Franz I.

Also darf die Gleichgültigkeit des Herrn Herzogs von Orleans gegen die Gemahlin, die man ihn aufgenöthigt hat, für Ew. Majestät kein Gegenstand der Verwunderung sein.

Wenig würde mir an dieser Gleichgültigkeit liegen, wenn sie keinen Einfluß auf den Charakter Heinrichs hätte.

Ich wiederhole es Ihnen, Sire, nur die Liebe kann diese rohe und rücksichtslose Natur besiegen.

Bei meiner Ehre! rief der König aus, ich würde mich glücklich schätzen, wenn es irgend einer schönen Dame gelänge, diese Umwandlung zu bewirken.

Man kann es wenigstens versuchen, sagte Frau von Brezé lächelnd.

O, wahrlich, versetzte Franz mit galantem Ausdruck, wenn Sie diesen Versuch machen wollten, so würde ich des Erfolgs gewiß sein.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich es versuchen, sagte Diana mit scherzendem Tone.

Man weiß nicht, was der Monarch der Seneschallin, welche seine Anspielung ernstlicher nahm, als er es erwartet hatte, geantwortet hätte, wenn die Herzogin von Etampes, für welche die Privatunterhaltungen des Königs und Dianens immer ein Gegenstand der Unruhe und des Mißvergnügens waren, durch ihre Dazwischenkunft das Zwiegespräch nicht gestört hätte, eine sehr große Freiheit, die sich ganz allein eine Favoritin erlauben konnte und die sich zu nehmen die Königin bestimmt nicht gewagt hätte.

Das Gespräch, welches der König mit Diana gepflogen hatte, brachte in dieser neue Gedanken und Pläne zum Vorschein. Bis dahin hatte sie sich begnügt, schüchtern nach der Gunst Franz I. zu streben, im Wetteifer mit der Herzogin von Etampes, welche die Bevorzugte war und mit Hochmuth herrschte: von diesem Tage an gab die Großseneschallin — so wurde Diana bei Hofe genannt — den bisherigen Gegenstand ihres Strebens auf, änderte die Stellung ihrer Batterien und richtete sie mit Geschick auf das

noch junge Herz des Herzogs von Orleans. Der junge Prinz besaß alle Eigenschaften und Fehler seines Vaters. Er war lebhaft, ungestüm, muthvoll, aber er war auch zur Galanterie geneigt und durch die verführerischen Reize der Schönheit leicht zu gewinnen. Diana, obgleich schon sieben und dreißig Jahr alt, war noch sehr schön; sie war voller Anmuth und Geist, hatte einen blendendweißen Teint, eine Frische ohne Gleichen und Niemand verstand besser die Kunst zu schmeicheln, zu verführen und ein Herz zu fesseln, als sie. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn den Prinzen plötzlich die tiefste Leidenschaft für diese reizende Sirene erfaßte.

Sobald die Großseneschallin ihres Erfolgs sicher war, wollte sie es der Herzogin von Etampes an Pracht und Luxus gleichthun und dieser stolzen Maitresse des Königs alle die Verachtung zurückgeben, welche sie früher von ihr hatte erleiden müssen. Es begann nun sehr bald ein offener Krieg zwischen diesen beiden Maitressen und dieser Zwiespalt führte oft zu scandalösen Scenen. Die Herzogin von Etampes, sich ihrer größeren Jugend rühmend, nannte Diana von Poitiers eine alte Schrunzel; sie sagte, die Großseneschallin sei so alt, daß sie ihre Mutter sein könnte und daß es ihr ohne Zauberei und Teufelskünste nicht gelungen sein würde, das Herz des Prinzen zu fesseln. Das Wahre an der Sache war, daß Diana zehn Jahr älter als ihre Rivalin war und daß sie keine anderen Mittel, um ihren Geliebten zu locken, anwendete, als solche, welche ihre Schönheit

und Anmuth ihr boten. Was übrigens die Schönheit Dianens betrifft, die sich, beinahe ungeschwächt, bis in ein sehr hohes Alter conservirte, so herrschten darüber am Hofe höchst sonderbare Meinungen. Die Einen schrieben die Erhaltung dieser wunderbaren Schönheit einem der bezauberten Ringe zu, von welchen so viel in Ritterromanen die Rede ist; Andere einem gewissen Tranke, der aus flüssigem Golde, dem Safte von bei Mondschein gesammelten Kräutern und von Pflanzen, welche durch einen gelehrten Zauberer bezeichnet worden seien. Aber, es ist eine bekannte Sache, daß Diana ihr ganzes Leben lang kein anderes Getränk zu sich nahm, als reines Brunnenwasser und daß sie, um die Frische ihrer Gesichtsfarbe zu erhalten, kein anderes Schönheitsmittel anwendete, als das, welches sie aus dem nahen Flusse holen ließ.

Der Haß, welchen die Herzogin von Etampes gegen Diana hegte, bekundete sich nicht allein durch Worte. Nachdem sie den König vergeblich gebeten hatte, ihre Rivalin vom Hofe zu entfernen, wollte sie ihr indirect schaden, indem sie heimliche Angriffe auf die Person des Herzogs von Orleans wagte, dessen Verdienst und Ansehen sie herabzusetzen und zu vermindern suchte. Der junge Herzog hatte einen älteren Bruder, welcher der Dauphin genannt wurde. Die Herzogin war gewohnt, diesen gegen den König mit Lob zu überhäufen, während sie sich in Bezug auf den erstern sehr zurückhaltend zeigte. Als der Krieg ausgebrochen war und die jungen Prinzen sich an der Spitze der Armee'n befanden, da setzte sich

die Herzogin, nur ihren Rachegefühlen Gehör gebend, mehr wie einmal mit den Feinden in Einverständniß, um ihnen die Feldzugspläne mitzutheilen, damit, indem sie das Interesse des Staats verrieth, der junge Prinz, der Geliebte ihrer Rivalin, geschlagen werde. Auch geschah es, daß der Herzog von Orleans geraume Zeit lang nur Unglücksfälle erlitt, während der Dauphin immer Triumphe erntete. Aber die Herzogin kam, ungeachtet ihrer verrätherischen Handlungsweise, nicht an das ersehnte Ziel; das Glück erklärte sich gegen sie, denn da der Dauphin auf dem Schauplatz seiner Thaten gestorben war, so wurde nun der Herzog von Orleans präsumtiver Erbe der Krone. Durch dieses Ereigniß stieg Diana um eine Stufe höher auf dem Piedestal des Ansehens und der Gunst.

Eine der schönsten Erinnerungen, welche sich an das Schloß Chambord knüpfen, ist der Aufenthalt, welchen Karl der Fünfte daselbst nahm, als er, nachdem er mit Franz I. Frieden geschlossen hatte, von diesem Monarchen die Erlaubniß erhielt, mit seiner Armee durch Frankreich marschiren zu dürfen, um in den Niederlanden die aufrührerischen Genter zu unterwerfen. Franz I., welcher die Strenge nicht vergessen konnte, mit welcher ihm der Kaiser während seiner Gefangenschaft in Spanien behandelt hatte, beschloß gegen ihn eine wahrhaft ritterliche Rache auszuüben, die einzige, welche des Königs von Frankreich und der edlen Seele Franz des Ersten würdig war. Er wollte in dem Herzen seines Gastes Bedauerniß über die Art und Weise, wie er ihn in seinen Staaten

behandelt hatte, erwecken; deshalb trug er Sorge im Schlosse von Chambord solche Einrichtungen treffen zu lassen, welche im Stande waren eine hohe Meinung von seinem Edelmuth zu geben und dem spanischen Monarchen alle nur erdenklichen Vergnügungen zu verschaffen.

Ein großer Theil des Hofes war der Meinung, daß Franz I. als Akt der Wiedervergeltung für die treulose und ungerechte Handlungsweise, welche sich der Kaiser unter verschiedenen Verhältnissen gegen den französischen Monarchen erlaubt hatte, die Gelegenheit benutzen und nun Denjenigen zum Gefangenen machen sollte, der sich bis daher als ein erbitterter Feind Frankreichs gezeigt und auf so hassenswerthe Weise die Gefangenschaft seines Rivals gemißbraucht hatte, um ihm den Vertrag von Madrid zu entreißen und das unglückliche Land in Trostlosigkeit zu stürzen. Die Herzogin von Angouleme, die Prinzessin Margaretha, die Herzogin von Etampes und viele andere theilten diese Ansicht; jeder spornte den König an, im Interesse Frankreichs zu handeln, ja sogar Triboulet, der Hofnarr Sr. Majestät, erlaubte sich auf seine Weise dem Könige Vorstellungen zu machen.

Einige Tage vor der Ankunft Karl des Fünften befand sich Franz I. allein mit der Herzogin von Etampes in einem prachtvollen, in mauriſchem Style erbauten, Pavillon, welcher, behufs ungestörter Zwiegespräche, der bevorzugte Ort der beiden Liebenden war. Sie saßen neben einander an einem Tische, der mit auserlesenen Gerichten, die auf Gold servirt

wurden, überladen war. Indem der König dem Hofnarren Triboulet einen Pokal von böhmischem Kristall hinreichte, welchen dieser sich beeilte mit Malvasier zu füllen, sah er die schöne Maitresse mit jenen magnetischen Blicken an, deren Macht, unterstützt von der Glorie des Königthums, so viele Frauen verschiedenen Ranges bezaubert hatte.

Franz, sagte die Herzogin mit dem süßesten Tone ihrer Stimme, ist es denn wirklich wahr, daß Sie uns morgen verlassen? — Und auf ein bestätigendes Zeichen des Königs fuhr sie fort: — Also Sie beharren dabei, diesem Kaiser, den ich wegen der harten Gefangenschaft, die er Ihnen so lange hat erleiden lassen, so hasse, entgegen zu gehen?

Theure Anna, es ist wahr, ich reise morgen, antwortete Franz. Aber meine Abwesenheit wird nur von kurzer Dauer sein; ich werde meinem Bruder Karl bis Loches entgegengehen und ihn dann, Amboise berührend, hierher führen.

Und wann Sie nun diesen Souverain ohne Treue und Glauben in Ihrer Macht haben werden, diesen Kaiser, den Sie mit dem Titel Bruder beehren, ich aber Ihren Kerkermeister nennen möchte, werden Sie dann nicht diese Gelegenheit benutzen, um von ihm den Widerruf des Vertrags von Madrid zu erlangen?

Durch Ueberredung vielleicht; auf andere Weise nicht.

Als Franz diese Worte gesprochen hatte, zog Triboulet aus seinem Wams ein elfenbeinernes Brief-

täfelchen heraus, in welchen er gewohnt war die Namen Derjenigen aufzuzeichnen, welche, seiner Ansicht zufolge, größere Narren waren, als er. — Triboulet nannte diese Brieftasche das Narrenjournal. — Der König war aufgelegt, einen Blick in dieses sonderbare Journal zu werfen, und er las darin den Namen Karl der Fünfte.

Ei, rief der erstaunte Monarch aus, wenn hast Du denn den Namen meines kaiserlichen Bruders in Dein Journal geschrieben?

An dem Tage, Sire, als ich vernahm, daß er das französische Gebiet betreten habe.

Was wirst Du thun, wenn ich ihn in Freiheit ziehen lasse? fragte der König.

Seinen Namen auswischen, antwortete Triboulet, und den Ihrigen an dessen Stelle setzen.

Sie sehen, Sire, daß ich mit meiner Meinung nicht allein stehe, bemerkte die Herzogin.

Ich weiß wohl, sagte der ritterliche Monarch, daß meine Interessen die Maßregel, die Sie anrathen, mir vorschreiben; aber in meinem Innern spricht die Ehre lauter als das Interesse, und nie werde ich das Letztere auf Kosten der ersteren triumphiren lassen.

Am andern Morgen reiste Franz, dem Kaiser entgegen, nach Loches, und bald kamen die beiden Souveraine zusammen auf Schloß Chambord an.

Das Gefolge des Kaisers trug geschmackvolle Costüme, ohne daß sie reich gewesen wären; dieser Enkel Karls des Kühnen führte ein Hundert bewaff-

nete Burgunder mit sich, alles Leute von schönem Aussehen und gut equipirt. Seine vier und zwanzig Pagen trugen die kaiserlichen Farben und waren in gelben, grauen und violetten Sammet gekleidet. Die spanischen Edelleute machten sich durch die Pracht ihrer Kleidung bemerklich. Was den Kaiser selbst anbelangt, so ritt er auf einem schönen andalusischen Pferde, trug eine Rüstung von fein polirtem Stahl und ein Panzerhemd von golddurchwirktem Tuch. Statt des Hutes trug er eine Art schwarzsammtne Mütze, die mit Edelsteinen besetzt war.

Die Aufnahme, welche Franz ihm gewährte, war prachtvoll. Täglich fanden Jagdpartheien statt, an denen Karl großes Gefallen zu finden schien; denn der Park von Chambord, dessen Ausdehnung so außergewöhnlich ist, war jederzeit von einer großen Menge Wild bevölkert. Auf die Jagden folgten Bankette und dann gewöhnlich Bälle ꝛc.

Zwei Vorfälle, welche die Seele Karls des Fünften ein wenig beunruhigten und dadurch allein die Gleichförmigkeit der Vergnügungen Sr. kaiserlichen Majestät unterbrachen, verdienen hervorgehoben zu werden. Bei einer Excursion, welche die beiden Fürsten in den Umgebungen von Chambord machten, sprang plötzlich der älteste Sohn Franz I., Karl, der damals den Titel Herzog von Orleans führte, mitten im Walde, in jugendlicher Tollheit, auf die Croupe des von Karl dem Fünften gerittenen Pferdes, schlang seine Arme um dessen Leib und rief aus:

Sie sind mein Gefangener!

Karl V. wurde über und über blaß und ohne ein Wort zu sagen, wahrscheinlich weil er zu sehr erschrocken war, befreite er sich von der Umarmung des Herzogs.

Bei einer andern Gelegenheit ließ der Kaiser von Neuem die Besorgniß bemerkbar werden, die sich seines Geistes bemächtigte, wenn irgend ein zufälliger Umstand ihm bewies, in welcher Gefahr sich seine Freiheit befände, wenn er es mit einem weniger loyalen Monarchen, als Franz I., zu thun gehabt hätte.

Der ganze Hof war in dem großen Schloßsaale versammelt. Zu jener Zeit tanzte man ebensowohl am hellen Tage, wie beim Scheine der Kerzen. Verschiedene eigenthümliche Tänze wurden von Diana von Poitiers, der Herzogin von Etampes, den jungen Prinzen und andern Damen und Seigneurs aufgeführt. Karl V. sagte der stolzen Maitresse seines königlichen Wirthes einige Complimente über die majestätische Grazie ihrer Haltung und die Leichtigkeit ihrer Pas, als Franz I., sich ihnen nähernd, lachend zum Kaiser sagte:

Wissen Sie, lieber Bruder, daß diese schöne Dame mir gerathen hat, Sie so lange in Frankreich zu behalten, bis Sie Ihre Einwilligung zu dem Widerruf des Vertrags von Madrid gegeben hätten?

Das erst noch freundliche Gesicht des Kaisers wurde plötzlich ernst; seine Augenbraunen zogen sich zusammen, und anstatt dem König im scherzenden Tone zu antworten, erwiederte er kurz:

Wenn der Rath gut ist, muß man ihm folgen.

Einige Tage darauf, als sich der Kaiser vor der der Herzogin von Etampes, die, der Etikette zufolge, ihm das Handtuch überreichen mußte, die Hände wusch, ließ er absichtlich einen höchst werthvollen Ring von den Finger rollen, welchen die Herzogin sogleich aufhob, um ihn dem Kaiser zu überreichen.

Dieser Ring findet sich bei Ihnen zu gut aufgehoben, sagte der Monarch anmuthig lächelnd, als daß ich mich entschließen könnte, ihn wieder zu nehmen; er könnte keine schöneren Hände schmücken.

Die Herzogin nahm dankbar das Compliment und den Juwel an, und von dieser Zeit an hörte sie auf, sich gegen den spanischen Monarchen feindselig zu zeigen.

Die Leichtigkeit, mit welcher dieß habsüchtige Weib sich von dem Feind ihres Geliebten gewinnen ließ, giebt der Vermuthung Raum, daß ihr vorgeblicher Haß gegen den „Kerkermeister" Franz I., wenn nicht ganz verstellt, doch wenigstens sehr übertrieben war. Wie dem auch sein möge, so viel steht fest, daß die Herzogin in der Folge mit dem Kaiser für Frankreichs Interessen sehr nachtheilige Verbindungen hatte. Fortwährend durch ihren Haß gegen Diana von Poitiers und durch das Streben geleitet, des Dauphins Ansehen bei dem Könige und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, nöthigte sie, durch ihre Intriguen, den jungen Prinzen die Belagerung von Perpignan aufzuheben; denn die Feinde, durch die Favoritin von den Absichten des französischen Mo-

narchen unterrichtet, warfen zehntausend Mann in die Festung, wodurch dieser wichtige Platz uneinnehmbar ward. Als Karl V. und Heinrich VIII. von England im Jahr 1544 vereint Franz I. angriffen, ward die Herzogin von Etampes wiederholt beschuldigt, den Operationsplan des Königs dem Kaiser insgeheim mitgetheilt zu haben. Man klagt sie gleicherweise an, zu der Einnahme von Epernay, von Chateau-Thierry und zu den Erfolgen der kaiserlichen Truppen, deren schnelle Erfolge sogar in Paris das Schlimmste fürchten ließen, beigetragen zu haben. Die Leidenschaft des Königs zu ihr und die Gewalt, die sie über seinen Geist ausübte, mißbrauchend, bestimmte sie ihn, den Vertrag von Crepy zu vollziehen, der so schmachvoll für Frankreich war, daß der Dauphin gegen diesen Tractat, einige Wochen nach der Unterzeichnung desselben, protestirte. Aus alle dem ersieht man, daß wenig königliche Maitressen Frankreich so viel Unheil zugefügt haben, als die herrschsüchtige Herzogin von Etampes.

Ungeachtet der Vorsicht, welche Franz I. anwendete, um sein ungesetzmäßiges Liebesverhältniß den Blicken der Königin Eleonore zu entziehen, so war es doch unmöglich, es dieser völlig zu verbergen, denn die Herzogin von Etampes war zu hochmüthig, als daß sie nicht Jedermann das hohe Ansehen hätte fühlen lassen, in welchem sie am Hofe stand. Obgleich die Königin sich schon lange darein ergeben hatte, so war sie doch Spanierin, und man darf sich daher nicht wundern, wenn sie, den Forderungen ihres

Herzens nachgebend, Liebe für den Connetable von Montmorenci faßte, der ihr auf eine Weise huldigte, wie sie es bisher nicht gewohnt gewesen war.

Montmorency, der zu dieser Zeit das Vertrauen Franz I. genoß, war auch von Ludwig XII. und Anna von Bretagne in hohem Grade geschätzt worden; letztere hatte ihn sogar über die Taufe gehalten, zur Zeit als sie noch die Gemahlin Karls VIII. war. Ein ebenso geradsinniger und uneigennütziger Rath, als tapferer und loyaler Kriegsmann, hatte sich Montmorency mehr wie einen Feind am Hofe zugezogen, wo ein freimüthiger Charakter nicht als eine gute Eigenschaft betrachtet wird und wo seine geraden Sitten und seine manchmal etwas derbe Ausdrucksweise ihm den Beinamen „der Ungehobelte" verschafft hatten. Indessen, da es keinen Charakter giebt, so wild er auch sein mag, den die Liebe nicht mildern könnte, so hatten sich denn auch seit der Ankunft der Königin Eleonora in Frankreich die Manieren des Connetable von Montmorency wesentlich geändert.

Der Connetable war lebhaft ergriffen worden von der sanften Melancholie und tugendhaften Resignation dieser spanischen Prinzessin, welche die Kälte ihres Gemahls gegen sie zwar betrübte, aber nicht wunderte; denn während seiner Gefangenschaft schien es sich der, sonst gegen Frauen so galante, Franz zur Aufgabe gemacht zu haben, seiner künftigen Gemahlin alle erdenklichen Beweise seiner Gleichgültigkeit gegen sie liefern zu wollen, gleichsam als einen

Vorgeschmack zu der völligen Nichtbeachtung, zu der er sie, sobald sie Königin von Frankreich geworden war, verurtheilte.

Ohne Zweifel trug das gänzliche Verlassensein der Königin nicht wenig dazu bei, die Liebe zu entwickeln, von welcher das Herz des strengen Kriegers so plötzlich bestürmt ward. Ueberdem hat man oft die Bemerkung gemacht, daß die ruhigsten Naturen in ihren Neigungen sich gewöhnlich als die leidenschaftlichsten und beständigsten bekunden.

Also Montmorency hatte die Königin von Frankreich zur Dame seines Herzens sich erkoren; man behauptet sogar, daß er sich erkühnt habe, ihr die unbezwingliche Leidenschaft, welche er für sie empfinde, zu erklären, ohne daß jedoch die züchtige Eleonora sich dadurch habe rühren lassen. Wenn man den Chronikisten des sechzehnten Jahrhunderts Glauben schenken darf, so hätte die Gemahlin des flatterhaften Franz anfangs sogar mit Entrüstung die Huldigungen des Connetable zurückgewiesen, der jedoch, anstatt einer so schwierigen Eroberung zu entsagen, sich auf die Zeit, diese große Bezähmerin von Hindernissen jeder Art, verlassen hatte, um den Stolz Eleonorens zu überwinden.

Madame, hatte er der Königin geantwortet, als diese, über seine verwegene Liebeserklärung einen heftigen Zorn zu erkennen gebend, ihm Stillschweigen gebot, ja sogar gedroht hatte, Alles dem König zu berichten; Madame, eine so lebhafte Flamme, wie sie in meinem Innern für Sie glüht, kann weder auf

Befehle, noch durch Drohungen erlöschen ... Was Sie auch thun mögen, ich werde nicht aufhören, Sie anzubeten ... Jedoch um Ihnen einen Beweis meines Gehorsams und meiner Ehrfurcht zu geben, werde ich in die Tiefe meines Herzens die hoffnungslose Liebe verschließen, die mich verzehrt; mich darauf beschränkend, als einzigen Gnadenbeweis nur die Erlaubniß von Ihnen zu verlangen, Sie bei jeder Gelegenheit, zu jeder Stunde, wo ich die Ehre habe, Sie zu begegnen, mit den Worten grüßen zu dürfen: „Guten Tag, Madame.“ Dann werden Sie jedes Mal, wenn Sie diesen Gruß vernehmen, für sich sagen: „Der unterthänige Diener, welcher mich so grüßt, ist ein getreuer Liebhaber, der meine Verschmähung ohne Klage erträgt.“

Diese sonderbare Anrede, die von Montmorency mit einer Ernsthaftigkeit ohne Gleichen gesprochen wurde, entwaffnete zum Theil den Zorn Eleonorens, einen Zorn, an dessen Aufrichtigkeit vielleicht Manche zweifeln möchten, behauptend, daß eine Frau, sei sie auch noch so ehrbar und klug, sich doch vernünftigerweise nicht über eine ebenso ehrerbietige als glühende Liebe beleidigt fühlen könne.

Wie dem auch sein möge, so viel ist gewiß, die strengsittliche Schwester Karls V. ließ dem Connétable von Montmorency keine Zurechtweisungen mehr zukommen, und von dieser Zeit an verfehlte er niemals, jedes Mal, wenn er ihr begegnete, sich ehrfurchtsvoll vor ihr zu verbeugen und langsam und betrübt zu sagen: Guten Tag, Madame. Und da

er die Form seiner Begrüßung nie veränderte, so bemerkten sie die Höflinge und machten endlich diese Art und Weise, sich, des Abends wie des Morgens, der Königin vorzustellen, lächerlich.

Was die Königin betrifft — sei es, daß die sonderbare von Montmorency angenommene Sitte, ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, daß sie fortwährend der Gegenstand einer getreuen Verehrung sei, ihr Vergnügen machte; sei es, daß die eigenthümliche Hartnäckigkeit ihres Galans sie zur Nachsicht veranlaßte, — kurz, nachdem sie seinen „guten Tag" lange Zeit nur durch eine bloße Kopfverneigung erwiedert hatte, wurde sie menschlicher, bis sie ihm endlich sogar durch ein Lächeln antwortete. Jedoch, außer diesen schwachen Zeichen der Freundlichkeit ihrer Gesinnungen für Montmorency, gewährte ihm die Königin keine Hoffnung, keine Ermuthigung, sondern fuhr fort, ihm gegenüber ganz ihre würdevolle Haltung zu bewahren, so, wie wir sie kennen gelernt haben, als der Connetable so kühn war, ihr seine Liebe zu gestehen.

Die Königin konnte, ungeachtet ihrer äußeren Strenge, nicht umhin, dem Connetable für die beständige Zuneigung, welche der Krieger ihr in ihrer Verlassenheit bezeugte, dankbar zu sein; auch ward sie nach und nach milder gegen ihn und ihre Dankbarkeit wandelte sich in zärtlichere Gefühle um. Unglücklicherweise kann am Hofe nichts verborgen bleiben, denn da, mehr als irgendwo, haben die Mauern Ohren. Die keusche Liebe der Königin wurde der

Herzogin von Etampes verrathen, welche sich beeilte, den König davon zu benachrichtigen, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Wenige Tage vor der Ankunft des Kaisers in Chambord, es konnte ungefähr um neun Uhr des Morgens sein, saß die Herzogin von Etampes vor einer Toilettte, zwischen Mousselingardinen, die mit genuesischen Spitzen besetzt waren und prüfte ihr reizendes Bild in einem venetianischen Spiegel, dessen Rahmen von guillochirtem Golde war. Die Favoritin war in eine faltenreiche mit Silber durchwirkte Robe mit weiten, offenen Aermeln gehüllt.

Während eine ihrer Kammerfrauen beschäftigt war, ihr üppiges Haar zu kämmen, legten drei andere auf einem Toilettentische die Flacons und chinesischen Vasen bereit, von denen diese parfümirte Pomade, jene Essenzen enthielten, deren sich die Herzogin gewöhnlich bediente.

Anna, deren Schönheit diesen Morgen noch glanzvoller als gewöhnlich zu sein schien, wendete manchmal ihre Blicke von dem Spiegel, der ihre reizenden Züge zurückwarf, weg nach einem Koffer von Cedernholz, dessen offener Deckel mehrere Stücke Sammet und Brocat erkennen ließ, die Franz I. einige Augenblicke vorher der Herzogin zugeschickt hatte.

Bertha, sagte Frau von Etampes zu einer der Kammerfrauen, welche um sie herum geschäftig waren, weißt Du, ob die Ehrendamen der Königin, bei Gelegenheit des von Kaiser Karl V. Sr. Majestät dem König von Frankreich abgestatteten Besuchs

auch die Geschenke erhalten haben, welche unser großmüthiger Souverain bei solchen Gelegenheiten immer auszutheilen pflegt?

Ja, Madame, antwortete Bertha, und nicht allein die Ehrendamen der Königin, sondern überhaupt alle Damen am Hofe sind mit kostbaren seidenen Stoffen zu Kleidern versehen worden; unter andern hat Frau von Brezé (Diana) eine Robe von Satin erhalten, deren Saum am ganzen Brusttheil herum mit einer Schnure von Diamanten besetzt ist.

Bei diesen Worten verfinsterte sich das strahlende Gesicht der Herzogin.

Ohne Zweifel, beeilte sich eine andere Kammerfrau, welche älter und folglich erfahrener war, als die, an welche Anna ihre Frage gerichtet hatte, ohne Zweifel wird dieses prachtvolle Gewand der Frau Großseneschallin von dem Herrn Dauphin und nicht von Sr. Majestät dem König dargeboten worden sein."

Aber diese Bemerkung, weit entfernt, die Stirn der Herzogin von Etampes aufzuheitern, verfinsterte sie nur noch mehr. Die Macht, welche Diana von Poitiers auf das Herz des Herzogs von Orleans ausübte, seit dem Tage, wo sie dem König vorgeschlagen, sich selbst aber versprochen hatte die Zuneigung des jungen Prinzen, der nach dem Tode seines älteren Bruders Dauphin geworden war, zu gewinnen, erweckte die Besorgniß und den Neid der ehrgeizigen und habsüchtigen Herzogin von Etampes in einem noch weit höherem Grade, als die ehemaligen Absich-

ten der Tochter des Grafen von Saint-Vallier auf das Herz des Königs.

Die Kammerfrau sah ein, daß sie in ihrem Verlangen, die Unbesonnenheit ihrer Kameradin wieder gut zu machen, nun ebenfalls eine Ungeschicklichkeit begangen habe. Sie suchte die Wirkung durch die Erzählung eines Gesprächs zu vermindern, welches sie gestern Abend, als sie im Garten spazieren gegangen war, mit angehört hatte.

Die Demoiselles von Torcy und Valdinia, erzählte sie, saßen neben einander in einer Jasminlaube und unterhielten sich mit halblauter Stimme, aber immer lachend, über die Liebschaft des Herrn Connetable von Montmorency.

Das war Spötterei! sagte die Herzogin; denn der Connetable ist niemals verliebt gewesen . . .

Er ist es jetzt, Madame.

Wäre er es in eine dieser Demoiselles?

O; nein; die Huldigungen des Herrn von Montmorency versteigen sich höher.

Bis zur Frau von Brezé vielleicht? fragte die Herzogin mit erzwungenem Lachen.

Der Herr Connetable ist ein zu ergebener Freund des Dauphins, um zu wagen . . .

Das ist wahr . . . Aber ich suche nach irgend einer großen Dame . . . er kann ja auch in'sgeheim eine Neigung gefaßt haben . . . Die Herzogin sprach diese Worte langsam und leise, und sagte dann für sich: Wenn ich es wäre!

Es ist in der That eine sehr hohe Dame, ver-

ſetzte die Kammerfrau, welche den Gedanken ihrer Herrin nicht errieth.

Dieſe jungen thörigten Mädchen, Torcy und Valdinia, haben ſicherlich ihren Namen genannt?

Ja ... aber ich, ich wage ihn nicht zu wiederholen.

Es kann nur die Königin ſein, rief die Favoritin etwas ungeduldig aus, denn außerdem wüßte ich nicht, warum Du ſo außerordentlich zurückhaltend ſein ſollteſt!

Und da ſich die Kammerfrau auf dieſe Bemerkung nur verneigte, ſo fuhr die Herzogin mit vieler Schärfe fort:

Man muß ſehr unerfahren, oder höchſt anmaßend ſein, um ſich einbilden zu können, eine ſo hohe Stellung erringen zu können. Das Herz einer ſpaniſchen Prinzeſſin wird nicht im Sturm genommen.

Es iſt aber ſchon lange her, ſeitdem der Herr von Montmorency die Belagerung begonnen hat.

Und der König vermuthet ſo etwas nicht? ſagte die Herzogin.

Seine Majeſtät Franz I. iſt bei dieſer Gelegenheit mehr Gatte als König, bemerkte Bertha.

Alſo Du hältſt ihn für blind, verſetzte die Herzogin, deren Heiterkeit durch dieſe ſpaßhafte Bemerkung des jungen Mädchens wieder erwacht war. In der That, fuhr ſie fort, was ſollte der König in dieſer Sache thun? Die Königin Eleonora iſt nicht weniger klug, als ſtolz ... Sie wird ſicherlich niemals einem Seufzenden die kleinſte Gunſt gewähren ...

und wäre es nur ein Kuß, oder noch weniger, eine Locke, eine Blume, ein Band.

Nein, erwiederte diejenige Kammerfrau der Herzogin, welche die geheime Liebe Montmorency's offenbart hatte, Ihre Majestät die Königin giebt andere Andenken als solche ...

Wirklich! sagte Frau von Etampes.

Sie hat dem Herrn Connetable versprochen, ihm als ein Zeichen ihrer besondern Achtung eine Kette von Bernstein mit eingelegtem Gold zu schicken, die wir so oft an ihrem Halse gesehen haben.

Die Sache wird ernst, sagte die Herzogin mit ärgerlicher Miene. Wenn diese Liebesgeschichte, die vielleicht nur in dem Kopfe dieser beiden jungen Mädchen spukt, bekannt würde, so könnte sie den Ruf der Königin und die Ehre des Königs auf höchst empfindliche Weise compromittiren.

Kaum hatte die Herzogin von Etampes diese Worte ausgesprochen, als ein Geräusch von Schritten und Stimmen in der Antichambre, welche vor ihrem Toilettenzimmer war, sich vernehmen ließ. In diesem Gemach nämlich nahm die Herzogin gewöhnlich des Morgens, während sie sich coiffiren ließ, die Huldigungen derjenigen Hofleute an, welche die Ehre hatten, von ihr als Freunde behandelt zu werden.

Unter ihnen befanden sich die ersten Räthe der Krone und folglich gehörte auch Montmorency dazu. Indessen, es fehlte viel daran, daß er so häufig der Favoritin seine Aufwartung machte, als Claudius von Lothringen, Herzog von Guise und

es war ein Zufall, daß diese beiden Männer, Rivalen an Ruhm und Gunst, sich an diesem Tage zusammen, bei dieser Art kleinen Lever, der Maitresse des Königs von Frankreich vorstellten.

Sie wurden sogleich in das Cabinet der Frau von Etampes eingeführt, deren Coiffüre beendigt war und die sich ergötzte, an jeden ihrer Finger Ringe zu stecken, welche sie aus einem kleinen Becher von Amethyst nahm, der auf ihrem Tische stand. Anna hatte merkwürdig weiße und weiche Hände.

Herr von Guise, fragte sie zuerst den lothringischen Prinzen, wissen Sie nicht, ob der König heute oder morgen dem Kaiser entgegen reisen wird?

Wir wissen es noch nicht, antwortete der Herzog. Seine Majestät hat den Staatsrath für diesen Morgen zusammen berufen, und wahrscheinlich . . .

Aber Frau von Etampes, deren Geist mit einem andern Gedanken beschäftigt war und die diese Frage nur deshalb an den Herzog von Guise gerichtet hatte, um den wahren Gegenstand ihres Forschens zu verdecken, ließ ihm nicht Zeit, seine Antwort zu beendigen.

Connetable, sagte sie, sich zu Montmorency wendend, Sie, der Sie wohl nie verfehlen, der Frau von Brezé jeden Morgen ihre Aufwartung zu machen und wahrscheinlich jetzt von ihr kommen, können Sie uns nicht sagen, ob das prächtige Geschenk von einem Kleide mit Diamanten besetzt, daß dieser schönen Dame so eben zugestellt worden ist, aus den Händen des Königs, oder des Dauphins kommt?

Von beiden, Madame.

Wie?

Den Stoff zu diesem Kleide hat die Frau Großseneschallin von Sr. Majestät dem Könige und die Diamantenschnur von dem Dauphin erhalten.

Ah so! sagte die Herzogin mit anscheinender Gleichgültigkeit. Die folgenden Worte, welche sie nach einer minutenlangen Stille hinzufügte, beweisen, welch tiefen Verdruß sie über das, ihrer ehemaligen Rivalin gemachte, Doppelgeschenk empfand.

Der Schmuck wird die Runzeln besser verbergen!

O! Madame, rief der zu aufrichtige Connetable aus, wenn Sie so eben Frau von Brezé an ihrer Toilette gesehen hätten, so würden Sie diese Bemerkung gewiß nicht auf sie angewendet haben. Die schöne Diana von Poitiers ist immer noch so frisch wie eine Rose.

Auch sollte, versetzte die Herzogin mit höhnischem Tone, diese Bemerkung, die Sie so boshaft auslegen, nicht der Frau von Brezé gelten. Jedermann weiß, daß die Wittwe des Großseneschalls der Normandie die wunderbare Erhaltung ihrer Schönheit gewissen teuflischen Getränken verdankt, deren Bereitung ihr von einem Zauberer gelehrt worden ist.

Bei dieser Behauptung der Herzogin fing Montmorency an zu lachen; der Herzog von Guise schwieg still.

Unvorsichtiger Connetable! sagte die Herzogin für sich, Du weißt nicht, daß ich Dein kostbarstes Geheimniß kenne.

Die beiden Seigneurs zogen sich nun zurück und begaben sich in die Gemächer des Königs. Sobald sie das Cabinet der Herzogin verlassen hatten, beeilte sich diese, sich wegen der uneigennützigen Zuneigung Montmorency's für Diana von Poitiers zu rächen, indem sie dem König die bis dahin doch unschuldige Liebe dieses Seigneurs zu der Königin Eleonora entdeckte.

An dem Abend desselben Tags war bei der Königin, die ein wenig leidend war, Gesellschaftscirkel.

Franz I., der sich in das Zimmer seiner Gemahlin immer nur durch die großen Appartements begab, kam dieß Mal auf den Einfall, auf einer geheimen Treppe zu ihr zu gehen. Als er die Treppe erstiegen und einen schmalen, nur von einer Lampe erleuchteten, Corridor erreicht hatte, stieß er auf einen Pagen Eleonorens, auf dessen Brust eine Kette von Bernstein mit eingelegtem Golde herabhing, die den Blick des zwar nicht eifersüchtig, wohl aber argwöhnisch gewordenen Monarchen auf sich zog.

Woher hast Du diese kostbare Kette? sagte er zum Pagen, den diese Frage ganz aus der Fassung brachte, nicht, daß der Jüngling vermuthete, daß in der ihm von seiner Souverainin ihm übertragenen Mission etwas Strafbares liege; sondern weil er, dem Eingeben einer kindischen Koketterie nachgebend, sich für den Augenblick mit der Kette geschmückt hatte, deshalb fürchtete er von dem König getadelt zu werden.

Sire, antwortete schüchtern der Edelknabe, diese Kette gehört nicht mir ... Ich will sie eben von Seiten Ihrer Majestät der Königin dem Herrn Connetable bringen ... Die Furcht, einen so kostbaren Gegenstand unterwegs zu verlieren, brachte mich auf den Gedanken, die Kette um meinen Hals zu hängen.

Gieb mir sie, ich werde sie dem Herrn Connetable überbringen.

Wie man wohl denken kann, gab sie der Knabe auf der Stelle dem König und dieser setzte seinen Weg nach dem Zimmer der Königin fort.

Man kann sich das Erstaunen und die Verwirrung Eleonorens denken, als sie ihren Gemahl erscheinen und auf seinem schwarzen Wamms die, wenige Augenblicke vorher dem Pagen übergebene, Kette glänzen sah.

Uebrigens sagte Franz niemals weder zur Königin, noch zu Montmorency ein Wort, das als eine Anspielung auf dieses Abentheuer hätte betrachtet werden können. Aber später, nachdem Karl V. Frankreich verlassen hatte, ließ der König dem Connetable sagen, daß er, ohne Abschied von ihm zu nehmen, sich auf eins seiner Schlösser zu begeben habe. Montmorency, der die Ursache seiner Ungnade sehr wohl begriff, verlangte keine weitere Erklärung; er begab sich auf sein schönes Schloß Chantilly, bis Heinrich II., auf den Thron Frankreichs gelangt, den von jeher mit vieler Zuneigung behandelten Connetable an den Hof zurückzurufen sich beeilte.

Man hat allgemein die Entfernung, zu welcher

Franz I. den Connétable bis zum Ende seiner Regierung verurtheilte, der Eifersucht zugeschrieben, welche alle Fürsten wegen der Berühmtheit und dem Ansehen solcher Männer empfinden, die ihnen große Dienste erwiesen haben. Man hat sogar behauptet, die unverdiente Ungnade Montmorency's habe seinen Ursprung in dem Rathe, den er seinem Souverain gegeben: dem Kaiser Karl V. den Durchzug durch Frankreich ohne alle Bedingung zu gestatten, ein Rath, dessen Ausführung Franz I. später bereut habe. Aber der französische Monarch verrieth durch Unachtsamkeit selbst den eigentlichen Grund seines plötzlichen Widerwillens gegen Montmorency, als er dem Dauphin, der sich unablässig für den berühmten Krieger vermittelte, einstmals die Antwort gab:

Sprich mir nie wieder von diesem Gutentaggrüßer.

Die Neigung Franz I. für das schöne Geschlecht, weit entfernt mit den Jahren abzunehmen, nahm immer mehr zu. Nicht zufrieden damit, die hübschesten Damen am Hofe zu seiner Verfügung zu haben, suchte er auch nach den Blumen der Bürgerschaft, und dieser unbezähmbare Trieb des unbeständigen Monarchen wurde die Ursache seines Todes. Unter den Bürgerfrauen, welche der König leidenschaftlich liebte, war eine, welche die Denkwürdigkeiten jener Zeit mit den Namen die schöne Ferronière (Eisenhändlerin) bezeichnen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Reize dieser Bürgerin ihrem Beinamen vollkommen entsprachen, denn, hinsichtlich der Schönheit,

war der König der größte Kenner seines Reiches, und er richtete seine Huldigungen nur an solche Damen, die mit Anmuth die seltenste Formenvollkommenheit verbanden. Unglücklicherweise aber für den König hatte die schöne Eisenhändlerin einen Ehemann und zwar einen Ehemann, der auf die Ausübung seiner ehelichen Rechte höchst eifersüchtig war. Entschlossen, sich wegen der unrechtmäßigen Theilnahme, welche der König seiner schönen Ehehälfte bewies, zu rächen, wendete er ein sonderbares, außergewöhnliches, ja selbst, wenn man will, gemeines Mittel an, das zu nennen die Delicatesse nicht erlaubt: der eifersüchtige, bizarre Eisenhändler ließ sich von einer schlechten Krankheit inficiren, theilte sie seinem Weibe mit und diese säumte nicht, sie auf den zu galanten Monarchen überzutragen.

Der König konnte nie von dieser furchtbaren Krankheit befreyt werden. Von dieser Zeit an wurde er durch nie endende Leiden gequält und sein Leben war, so zu sagen, nur noch ein langer Todeskampf. Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner Seele, und es war wahrscheinlich in einem jener Anfälle düsterer Traurigkeit, deren Beute er bis jetzt so oft war, daß er eines Tags, in Gegenwart seiner Schwester, Margaretha, mit der Spitze eines Diamants auf eine Fensterscheibe seines Cabinets, das sich in einem der Thürme des Schlosses Chambord befand, nachstehenden Vers schrieb, der, von Seiten eines in der Liebe so flatterhaften Monarchen höchst lächerlich ist:

Gern wechselt das Weib,
Wer ihm traut, schad't Seel' und Leib.

Was die Herzogin von Etampes schon seit langer Zeit gefürchtet hatte, das geschah. Franz I. starb im Schlosse von Rambouillet am 31. März 1547. Der Dauphin succedirte ihm unter dem Namen Heinrich II., und man kann sagen, daß Diana von Poitiers mit ihm den Thron bestieg. Die Herzogin von Etampes hatte nur einer bestrittenen Macht genossen; Diana herrschte ohne Widerspruch. Alle Kreaturen der Herzogin fielen in Ungnade, oder wurden vom Hofe verbannt; aber, wie wenn die Macht, ihrer Rivalin zu schaden, sich plötzlich die Willenskraft ihr versagt hätte, so begnügte sich Diana, ihr den Befehl zukommen zu lassen, sich auf ihre Güter zurückzuziehen, und ließ ihr den Genuß aller ihrer Besitzungen. Die schöne, aber zu rachsüchtige Herzogin, welcher die Nachwelt ewig den Vorwurf machen wird, das Vertrauen eines Königs, der sie länger als zwanzig Jahre geliebt hatte, schändlich gemißbraucht zu haben, starb dermaßen von aller Welt vergessen, daß man nicht einmal mit Bestimmtheit die Zeit ihres Todes angeben kann.

Anna von Pisseleu war, weil sie den Gelehrten während ihrer Gnadenzeit ihren Schutz lieh, der Mäcen der Schöngeister genannt worden; wir können zu ihrem Lobe hinzufügen, daß sie diesen Titel verdiente, wie auch die Huldigung, die man ihr dadurch gewährte, sie die schönste der Gelehrten und die gelehrteste der Schönen zu nennen.

Zur Zeit, als Franz I. starb, war Chambord noch nicht ganz wieder aufgebaut, obgleich seit zwölf Jahren beinahe zweitausend Gewerker jeder Art fortwährend daran gearbeitet hatten. Von den Gebäuden, welche von den Nachfolgern dieses Souverains hinzugefügt wurden, zeichnet sich, als aus der Regierungszeit Heinrichs II. herrührend, ein durch seine elegante Form und spiralförmige Treppe merkwürdiger Thurm besonders aus. In diesem Gebäude hat der gekrönte Buchstabe H und der Halbmond, eins der Atribute Dianens, anstatt des Salamanders und der Chiffre F (Franziska), wovon die Wände und Decken dieses Palastes wie übersäet sind, den nöthigen Platz eingenommen.

Das H und der Halbmond, welche einigen Friesen des Schlosses Chambord zur Zierde gereichen, erinnern an die verschlungenen Namenchiffern der beiden Liebenden, welche überall im Schlosse Anet zu sehen sind. Heinrich II., sagt ein Schriftsteller unserer Zeit, ist der einzige König von Frankreich, welcher seiner Liebe die öffentliche Weihe gegeben hat. Man darf diese gänzliche Hintansetzung der nöthigen Rücksicht vielleicht weniger der Liebe, als der Eitelkeit und dem Ehrgeiz seiner Maitresse zuschreiben; sie forderte gebieterisch diese strafbare Gleichstellung mit ihrem königlichen Geliebten, und die Geschichte lehrt uns, daß Heinrich, seiner Favoritin zu Gefallen, verlangte, daß man bei Turnieren, auf seinen Möbeln, in seinen Devisen und auf den Frontispizen der königlichen Gebäude sogar einen Halbmond, Pfeil und

Bogen, welches die von Diana angenommenen Sinnbilder waren, erblicke.

Eines schönen Tags kam Diana auf den Gedanken, Herzogin zu werden, wie es Anna von Pisseleu, ihre ehemalige Rivalin, geworden war; Heinrich, welcher Derjenigen, die ihn in Fesseln hielt, nichts abschlagen konnte, gab ihr diesen Titel nebst der herrlichen Domaine Valentinois.

Die Herzogin von Valentinois war nicht immer ihrem Geliebten treu. Sonderbares Geschick! Der Halbmond, den Heinrich so gefällig war, überall hin als ein Sinnbild der treuen Liebe seiner Maitresse aufpflanzen zu lassen, wurde für ihn, ohne daß er es voraussehen konnte, ein Symbol von ganz anderer Bedeutung.

Sagen wir hier einige Worte über diese Liebeskabale, welche beinahe Dianen und den Grafen von Brissac in's Verderben gestürzt hätte, aber, Dank der Mäßigung des Königs, nur dem Angeber verderblich wurde.

Eines Abends, während Diana und der junge Graf von Brissac zärtliche Reden und süße Schwüre wechselten, kam schleunigst eine Kammerfrau der Herzogin und meldete ihr, daß der König, der den Tag vorher nach Blois, wo sich damals die Königin befand, gereist war, und erst am nächsten Morgen wieder nach Chambord kommen wollte, so eben zurückgekommen sei ... Ohne Zweifel konnte er nicht säumen, sich zu seiner angebeteten Maitresse zu begeben.

Heinrich kommt immer durch die geheime Thür

zu mir, sagte die Herzogin von Valentinois schnell zu Brissac. Sie können also, lieber Karl, über die große Treppe in aller Sicherheit in den Hof gelangen.

Brissac gehorchte seiner Freundin. Aber diese hatte sich in ihrer Voraussicht getäuscht, denn der König kam nicht, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, über die geheime Treppe zu ihr. Doch da, wie wir bereits bemerkt haben, die Haupttreppe eine doppelte Lehne hatte und Heinrich nicht auf der Seite heraufstieg, auf welcher Brissac hinunterging, so begegnete er den bevorzugten Liebhaber der undankbaren Herzogin nicht, welcher die ausschließliche Zärtlichkeit eines jungen, und überdem schönen, liebenswürdigen und, namentlich gegen sie, großmüthigen Monarchen noch nicht genügte.

Entrüstet über die Untreue Dianens, deren geheime Liebesgeschichte er durch Zufall erfuhr, oder vielleicht, wer kann dies wissen, eifersüchtig wegen des dem Grafen von Brissac von der Herzogin gewährten Vorzugs, hatte ein, damals sehr angesehener, Seigneur, Namens Claudius von Thals, die Kühnheit, dem König diese heimliche Liaison zu offenbaren. Heinrich hörte ihn mit nachdenklicher Miene an. Er richtete keine weitere Frage an den kühnen Angeber, machte keinen Einwand und, sei es Unglauben, oder Nachsicht, er ließ weder der Herzogin von Valentinois, noch dem Grafen von Brissac seine Rache oder auch nur seinen Argwohn fühlen. Im Gegentheil, und wie, um einen glänzenden Beweis seiner Ver-

achtung von Denunzianten zu geben, entzog Heinrich dem Herrn von Thals die Würde eines Großmeisters der Artillerie und begnadigte kurze Zeit darauf Karl von Brissac mit dieser hohen Stelle. Jedoch, und obwohl der Einfluß Dianens auf den König keineswegs vermindert schien, ist zu bemerken, daß Heinrich gerade um diese Zeit Zerstreuung bei einigen andern Frauen suchte, von denen wir nur eine Schottin anführen, welche mit der jungen und schönen Maria Stuart nach Frankreich gekommen war.

Heinrich II. hatte den französischen Thron nur zwölf Jahre inne. Es wird berichtet, daß im Jahr 1556 ein berühmter Wahrsager, dem der König befohlen hatte, ihm sein Horoscop zu stellen, es ihm, mit rother Dinte auf Pergament geschrieben, überreichte.

Ah, rief Heinrich aus, nachdem er es gelesen hatte, ich glaubte, dieser Wahrsager würde mir irgend etwas über die künftigen Schicksale meines Lebens vorhergesagt haben, aber, wie ich sehe, beschäftigte er sich einzig und allein damit, nach der Todesart, welche Gott mir vorbehalten hat, zu forschen. Sollte das bedeuten, daß mein Ende nahe ist?

Ei, Sire, rief Anna von Montmorency, der neben dem König stand, aus, was haben Sie nöthig, solche Spitzbuben, die alle mit einander Schwätzer und Lügner sind, um Rath zu fragen?

Aber diese Leute sagen manchmal die Wahrheit, versetzte der König. Sehen Sie doch, Connetable, welchen sonderbaren Tod mir dieser Schwarzkünstler

prophezeit ... Ich soll nämlich in einem ganz eigenthümlichen Zweikampfe getödtet werden.

Sire, erwiederte Montmorency, ich bitte Sie, werfen Sie dieses Pergament ins Feuer.

Warum? dieß würde an der Prophezeihung nichts ändern ... Uebrigens ziehe ich diesen Tod jedem andern vor. — Und einen seiner dienstthabenden Secretaire rufend, sagte er zu ihm: Herr von Aubespine, nehmen Sie dieses Pergament und heben Sie es wohl auf, damit Sie mir es vorlegen können, wenn ich es verlangen werde.

Kaum war ein Jahr verflossen, als Heinrich, bei einem Turnier von dem Capitain seiner Leibgarde, Montgommery, den er zum Kampfe fast gezwungen hatte, durch dessen Lanze in das rechte Auge tödtlich verwundet, vom Pferde gerannt.

Sobald der König in seine Gemächer gebracht worden war, rief der Connetable von Montmorency, der sich plötzlich des Wahrsagers und seiner Prophezeihung erinnerte, Herrn von Aubespine und verlangte das Pergament von ihm.

Ah, sagte er für sich, nachdem er es gelesen hatte, das ist der eigenthümliche Kampf, von dem geschrieben steht, daß der König darin umkommen sollte! ...

Und wirklich, vierzehn Tage nach diesem unglückseligen Turnier folgte Franz II. seinem Vater in der Regierung nach.

Nachdem die Herrschaft Heinrichs II. zu Ende war, mußte Diana von Poitiers, die, so lange ihr

Geliebter lebte, als die eigentliche Souverainin Frankreichs betrachtet worden war, sich mit Ergebung in dasselbe Schicksal fügen, welches sie der Herzogin von Etampes bestimmt hatte.

Heinrichs II. Wittwe, Katharina von Medicis, erhob nun ihr Haupt, das sie bis dahin unter das Joch der allgebietenden Maitresse ihres schwachen Gemahls hatte beugen müssen. Nicht zufrieden damit, diese verhaßte Rivalin auf der Stelle vom Hofe zu verbannen, zwang die Wittwe Heinrichs II. sie auch, ihr alle Ringe, Ohrringe, alles Geschmeide, was sie von dem König erhalten hatte, zurückzugeben, indem sie gleich Franz dem Ersten, der von der Gräfin von Chateaubriand die Juwelen zurückverlangen ließ, behauptete, daß diese Edelsteine der Krone gehörten. Diana erduldete alle diese Demüthigungen als Sühne ihrer Fehler. Von der Welt zurückgezogen lebend, dachte sie nur noch an Buße thun und an die Ausübung frommer Werke, um das Aergerniß, das sie der Welt gegeben, wieder gut zu machen.

Unter den folgenden Regierungen wurde das Schloß von Chambord zwar immer noch von den Königen von Frankreich besucht, aber es war bei weitem nicht, wie unter Franz I. und Heinrich II., der glanzvolle Sammelplatz alles Schönen und Hohen des Landes. Von Franz II. und Heinrich III. führen die Annalen dieses Schlosses keine bemerkenswerthe Erinnerung auf. Heinrich IV. machte sich wenig aus Chambord, da es ihm zu entfernt von seiner guten Stadt Paris lag; sein Sohn Ludwig XIII.

aber fand viel Geschmack an dieser königlichen Residenz. Der ernste Baustyl dieses großartigen Schlosses harmonirte mit seinem Geschmack und seinem Charakter. Nach Chambord kam dieser Fürst, um sich über den Verbannungsbefehl der Mademoiselle von Laffitte zu trösten, den er, trotzdem, daß er sie liebte, unterzeichnete, aus Furcht, sonst dem Kardinal von Richelieu zu mißfallen. Auch geschah es zu Chambord, daß Mademoiselle d'Hautefort, welche die Lafayette in dem Herzen des Königs ersetzt hatte, eines Tags im höchsten Grade entrüstet wurde, als der König sich eines Briefchens, das sie schalkhaft an ihrem Busen verborgen hatte, nicht mittelst seiner Hände bemächtigte, sondern ihn mit einer Feuerzange aus dem geheimnißvollen Versteck hervorzog.

Als Gaston von Orleans, der Bruder Ludwigs XIII., wegen seines unruhigen Wesens, seinen nothgezwungenen Aufenthalt in Blois gefunden hatte, besuchte er oft Chambord, um sich hier durch Jagdlust von dem langweiligen Leben in Blois zu erholen. Seine Schwester, Mademoiselle, kam dann auch öfters hierher. Es machte ihm Spaß, wenn sie sich in der Doppelwendung jener schon mehrmals angeführten Treppe verirrte; er rief sie dann auf der einen Seite, während die kleine Prinzessin ihn auf der andern suchte. Die Erinnerung an dieses Spiel der Kindheit entschwand nie aus ihrem Gedächtnisse; ja, sie spricht in ihren Denkwürdigkeiten auf folgende Weise davon: „Eines der sonderbarsten und merkwürdigsten Dinge dieses Palastes, ist die große Treppe

mit der Doppellehne, so daß eine Person hinaufsteigen, die andere heruntergehen kann, ohne daß sie sich begegnen, noch sich sehen. Woran mein Bruder so viel Vergnügen fand, daß er sich mit mir neckte; wenn ich in die Vorhalle trat, war er oben auf der Treppe, stieg ich hinauf, dann ging er herunter und lachte sehr, wenn ich ihn nicht oben fand. Ich freute mich seines Vergnügens und war noch froher, wenn ich ihn endlich gefunden hatte."

Als sich die Prinzessin von Montpensier an diesem unschuldigen Kinderspiel ergötzte, da dachte sie gewiß nicht, daß später in diesem Schlosse ihre leidenschaftliche Liebe für Lauzün ihren Anfang nehmen sollte, eine Liebe, die ihre letzten Lebensjahre so sehr verbitterte. Zu Chambord war es, wo die große Mademoiselle, wie man sie nannte, dem gascognischen Edelmann ihre zärtlichen Gefühle offenbarte und mit einem Diamanten den Namen ihres Herzensbesiegers in eine Fensterscheibe des großen Saales schrieb.

Dem düsteren und kränklichen Mündel Richelieu's folgte auf dem französischen Throne ein durch seine Pracht und Herrlichkeit bekannter Fürst, und der traurige und langweilige Hofhalt Ludwigs **XIII.** wurde im Schlosse von Chambord durch den geistvollen und brillanten Hof Ludwigs **XIV.** ersetzt. Da der Sohn Anna's von Oesterreich den Blicken seiner Mutter seine jugendlichen Liebschaften entziehen wollte, so hatte er Chambord zum Schauplatz seiner galanten Abentheuer gewählt. In diesem eben so stillen als prachtvollen Aufenthaltsort richtete er mehr wie einmal

seine Huldigungen an die pikante Mancini, die er jedoch bald verließ, um der anmuthigen und empfindsamen La Vallière seine Liebe zu widmen.

Einst, als er mit seiner angebeteten Luise vor dem Fenster stand, in welches Franz I. mit einem Diamanten einen Vers über die Unbeständigkeit der Frauen geschrieben hatte, da hielt Ludwig XIV., in dem Rausche seiner glücklichen Liebe, denselben für so ungeziemend, daß er, indem er zugleich seiner Maitresse einen Beweis seiner bessern Meinung von dem weiblichen Geschlechte geben wollte, mit eigener Hand die Fensterscheibe zerbrach, in welcher dieser, wie ihm dünkte, ungalante Vers geschrieben stand. Wenn die vielgeliebte Maitresse dieses Fürsten hätte das Schicksal, das ihr vorbehalten war, ahnen und im Voraus die Klosterzelle sehen können, in welcher sie die Unbeständigkeit ihres Geliebten beweinen sollte, so würde sie, anstatt durch Lächeln zu dieser Zerstörung einer interessanten historischen Erinnerung aufzumuntern, sich beeilt haben, den Arm Ludwigs zurückzuhalten und den Vers Franz des Ersten vielleicht in folgenden, der Wahrheit näher kommenden, umgewandelt haben:

Ein König wechselt gern,
D'rum halt' dich von ihm fern.

Aber zu dieser Zeit ward die empfindsame Luise wirklich vom König geliebt; sie war glücklich über die Feste, welche der junge Monarch ihr zu Ehren gab, und ihre Seele war noch nicht traurig über den An-

blick der herrschsüchtigen Rivalin, welche sie später verdrängte.

Pelisson, der zu mehreren Festen, die Ludwig XIV. zu Ehren des Fräuleins von La Vallière gab, gezogen wurde, drückt seine Bewunderung in folgenden Worten aus: „Wenn die alten Bäume nicht durch ein unabänderliches Urtheil zu ewigem Schweigen verdammt wären; wenn der dunkle Sinn ihrer Orakel und die Geschwätzigkeit; mit welcher sie die Geheimnisse der Liebenden verrethen, die Götter nicht genöthigt hätte, nur durch ihren Schatten und ihre Frische den Sterblichen zu dienen, so würden sicherlich die von Chambord eindringlicher als alle andern reden und das, was sie jetzt sehen, über Alles erheben, obgleich sie die Ehre hatten den Lustbarkeiten Franz I. beizuwohnen, deren Größe und Pracht nur durch die Feste der Gegenwart übertroffen werden konnten."

Im Schlosse Chambord war es, wo Molière zum ersten Mal seinen **Bourgeois gentilhomme** in einem Saale aufführen ließ, welchen Ludwig **XIV.**, ganz besonders zu dieser Vorstellung, von Mansard hatte bauen lassen. Es wird in Bezug hierauf eine Anekdote erzählt, die einen deutlichen Beweis von dem knechtischen Sinn der Höflinge abgiebt. Sei es, daß der König dieses Meisterwerk Molières nicht gleich recht zu würdigen verstand, sei es, daß er sein Urtheil darüber aufschieben wollte, bis er die Charaktere und die Komik des Stücks mehr begriffen habe, kurz, er gewährte diesem Lustspiel, bei dessen erster Aufführung, kein Zeichen seines Beifalls. Zu sagen, daß das

Stück schlecht und daß das Talent des Dichters, einst so brillant, im Abnehmen begriffen sei, war für die Höflinge das Werk eines Augenblicks. Der Verfasser des Lustspiels war fünf Tage lang in der peinlichsten Unruhe, da er von allen Seiten nichts als boshafte Anspielungen und unangenehme Worte zu hören bekam. Bei der zweiten Vorstellung brach der König jedoch sein bisher beobachtetes Stillschweigen, gab die lebhaftesten Beweise seines Beifalls zu erkennen und dankte sogar dem Dichter persönlich für das Vergnügen, welches ihm sein Werk gewährt habe. Dieß Mal applaudirten die Höflinge, von ihrer frühern Ansicht zurückgekommen, über alle Maßen, gaben dem Stücke das größte Lob und eilten schleunigst in das Zimmer Molières, um ihm ihre Bewunderung zu zollen. Auf diese Weise werden im Hofleben Successe errungen; sie hängen vom Zufall, von der guten Laune des Monarchen ab, welcher der oberste Schiedsrichter über alle Urtheile und Meinungen ist.

Die letzte Reise Ludwigs XIV. nach Chambord fand im Jahr 1684 statt; der Monarch war von Frau von Maintenon und der Marquise von Montespan, die sich damals um die Gunst des Königs stritten, begleitet. Im Jahr 1712 wollte er es wieder besuchen, aber die Zeit der Feste war vorbei; die Feinde Frankreichs marschirten auf die Hauptstadt los und die Monarchie war in Gefahr. In dieser äußersten Bedrängniß sagte Ludwig XIV. zu dem Marschall von Harcourt: „Ich will einen Aufruf an alle waffenfähigen Franzosen erlassen; ich bin über-

zeugt, daß meine Stimme nicht umsonst erschallen wird; ich werde siegen, oder mit Frankreich untergehen." Im Staatsrath wurde über die Frage, ob der König unter den jetzigen Verhältnissen nach Chambord reisen könne, debattirt; hier gab er den Entschluß zu erkennen, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, zu siegen, oder zu sterben. Das Genie seines Feldherrn Villars ersparte ihm diese Alternative, denn der bedeutungsvolle Sieg bei Denain machte die Lage Ludwigs XIV. wieder sicher und verschaffte ihm einen ehrenvollen Frieden.

Unter Ludwig XV. ward diese Residenz, nachdem sie lange Zeit von seinem Schwiegervater, Stanislaus Loscynski, König von Polen, bewohnt gewesen war, zur Belohnung kriegerischen Muthes benutzt. Der König verlieh nämlich die Domaine Chambord dem Marschall von Sachsen, nach der berühmten Schlacht von Fontenoy, als Apanage. Dieser große Feldherr ruhte in diesem schönen Palast von den Beschwerniſſen des Krieges aus und verlebte seine letzten Jahre in ungestörter Gemüthsruhe, sich der Freundschaft, den Künsten und militairischen Uebungen widmend. Der König hatte ihm, in Folge einer ganz besondern Aufmerksamkeit, gestattet, zwei Regimenter Uhlanen mit dahin zu nehmen, welche in den, zu diesem Behufe vor dem Schloßthore ganz neu erbauten, Kasernen garnisonirten.

Da die Domaine Chambord von dem revolutionairen Vandalismus geschont worden war, so wurde sie von Napoleon zu einem Fürstenthum erhoben und

dem Prinzen von Wagram, der des Kaisers Verbindung mit Maria Luise abgeschlossen hatte, als Eigenthum gegeben.

Später, als die Fürstin von Wagram Wittwe geworden war, erlangte sie von Ludwig XVIII. die Erlaubniß, ihr Fürstenthum an den Meistbietenden verkaufen zu dürfen, und man konnte im Jahr 1820 die Verkaufsankündigungen an den Palast Franz I. angeschlagen sehen. Schon war die schwarze Bande der Zerstörer bereit, ihre profane Hand an die ehemalige Residenz der französischen Könige zu legen, als ganz Frankreich, bei dem Gedanken an diese Entweihung, innerlich empört ward. Eine Subscription wurde im ganzen Königreiche eröffnet, das Schloß Chambord von der Nation erkauft und dem Herzog von Bordeaux zum Geschenk gemacht, der noch gegenwärtig Besitzer desselben ist.

Maxly.

Frau von Maintenon war wohl das geliebteste Schooskind des Glücks. In dem Gefängniß der Festung Niort ward sie geboren, und nachdem sie, um sich dem Elend zu entziehen, den drolligsten und schwächlichsten Mann Frankreichs geheirathet hatte, gelang es ihrer Geschicklichkeit, sich bis zu den Stufen des Thrones emporzuschwingen, sich aller Rivalinnen zu entledigen und, in ihrem sechs und vierzigsten Jahre, sich mit dem schönsten und mächtigsten Monarchen Europa's, in zweiter Ehe, zu verbinden.

Ath. Langlois.

Ludwig XIV., der das geräuſchloſe Schloß von Saint-Germain gegen den glanzvollen Palaſt von Verſailles, die lieblichen Illuſionen der Jugend gegen die ehrgeizigen Träume des reiferen Alters, und die zärtliche La Vallière gegen die ſtolze Montespan umgetauſcht hatte, fing eines Tags an, der Welt und ihres Geräuſches überdrüſſig zu werden und überredete ſich, wie Saint-Simon ſagt, daß er ſich manchmal nach der Einſamkeit ſehne! Die Gebäude mit den reinen, koloſſalen Linien, die ungeheuren Gärten mit ihren ſteifen, winkligen Gängen und Baumfiguren, in denen ſich unaufhörlich ein Heer von Höflingen, Pagen und Lakeien bewegte, hatten zum größten Theil ihre Reize für ihn verloren, ſeitdem die ſchöne Athenaïs von Mortemart ſie nicht mehr belebte. Der Geliebte der Frau von Maintenon bedurfte eines beſchränkteren Geſichtskreiſes, wo der weniger helle Tag die geheimnißvollen Oerter verborgener ließ, denen zu nahen nur eine kleine Anzahl Auserwählter das Recht hatte.

An dem Tage, wo der große König zum ersten Male, den Kopf solcher Gedanken voll, erwachte, war der gewöhnlich stolze Ausdruck seiner Stirn durch einen leichten Zug von Traurigkeit gemildert. An diesem Tage ward die Hirschjagd abbestellt und gegen seine Gewohnheit bestieg Ludwig XIV. allein seine Karosse, ohne zur Begleitung eine einzige jener schönen Damen einzuladen, die bis an das Ende seines Lebens seine alltägliche Escorte blieben. Nur von einigen seiner Vertrauten begleitet, verließ er Versailles, nachdem er den Befehl gegeben hatte, die Richtung nach der einsamsten Gegend um Paris einzuschlagen. Die Karosse hielt an der freundlichen Hügelreihe von Lüciennes und der König stieg aus dem Wagen. Einer der Hofleute, jedenfalls von dem Zweck dieser Promenade unterrichtet, nahete sich dem König und sagte ehrerbietig zu ihm: Sire, Ew. Majestät dürften schwerlich eine bessere Lage zur Erbauung eines Palastes finden.

Das ist wohl wahr, antwortete der König; aber, was ich suche, ist das nicht. Ich habe schon zu viel für Gebäude ausgegeben, und diese schöne Lage könnte Ausgaben erfordern, die zu ruinirend wären. Gehen wir weiter, meine Herren. Sehen Sie dort das Thal mit dem kleinen Dorfe am Abhang des Hügels? Ah, welche Stille! ... wie ruhig muß hier das Leben verfließen! Ich fühle es, dieser Ort würde mir genügen.

In diesem Augenblicke warf die Sonne, die durch eine Wolke verdeckt gewesen war, die vollen

Strahlen ihres Glanzes auf den armseligen Friedhof des Dorfes, auf welchem einige Denksteine und schwarze hölzerne Kreuze, hie und da zerstreut stehend, die grüne Rasenfläche unterbrachen. Bei diesem Anblick senkte der König den Kopf und verfiel in eine tiefe Träumerei. War dieß ein Zeichen von Oben, welches ihm ankündigte, daß einst an demselben Orte, dem Zeugen so großen Unglücks, welches das Ende seiner Regierung bezeichnete, er, ein Greis, verurtheilt sein würde, einen Zweig seiner königlichen Nachkommenschaft nach dem andern fallen zu sehen, daß er sein eigenes Geschlecht dem Mutterschooß der Erde übergeben müsse?!

Die durch diesen Zufall erzeugte Stille hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht einer der Seigneurs aus dem Gefolge, etwas kühner als die andern, sie unterbrochen und versucht hätte, den König zu überreden, ein Project aufzugeben, dessen Ausführung überdem noch sehr zweifelhaft schien.

Sire, sagte dieser Hofmann, Ew. Majestät haben wahrscheinlich nicht bemerkt, daß dieses Thal sehr eng und wegen der vielen umliegenden Hügel ganz ohne Fernsichten ist. Die Zugänge sind so holprich und sumpfig, daß sehr schwer dahin zu gelangen ist.

Das Alles suche ich ja eben, erwiederte Ludwig XIV. lebhaft; ich will einen Ort, wo es unmöglich ist, etwas anderes, als eine Eremitage zu bauen, die ich zuweilen besuchen werde, um die Welt und den

Hof zu vergessen. Ein Nichts genügt mir. Wie heißt dieses Dorf?

Marly, Sire.

Nun, meine Herren, wir werden zwei oder drei Mal des Jahres die Einsiedelei Marly besuchen, zur Sühne unserer Sünden.

Denselben Abend noch, gleich nachdem er von der Promenade zurückgekehrt war, ließ der König Mansard rufen und befahl ihm, unmittelbar an's Werk zu gehen, um den Plan zu seiner Eremitage zu entwerfen.

Diese Eremitage, dieses Nichts, kostete über eine Milliarde.

Eine Milliarde, um, wie Saint-Simon in seiner kräftigen Sprache sagt, einen Zufluchtsort von Schlangen, Kröten und Fröschen zu verschönern und der schönen und vornehmen Welt zugänglich zu machen — wahrlich es ist etwas stark; jedoch, es ist sehr zweifelhaft, ob die Haufen Goldes, welche Ludwig XIV. in diese Kloake warf, sie hätten zu einem der malerischsten Orte der Umgegend von Paris machen können, wenn die Natur dem großen König nicht zu Hülfe gekommen wäre. Saint-Simon, welcher die Opern Quinault's darstellen sah, hat bei dieser Gelegenheit nicht bemerkt, daß er einst Ludwig XIV. die Zaubergerte Armida's zuertheilt.

Wenn ihr euch, nachdem ihr den Hügelweg von Marly hinaufgestiegen seid, zwischen der Doppelreihe der hundertjährigen Ulmen, diesem prachtvollen Baumgang, welcher so viele hohe Personen des großen

Jahrhunderts in ihren mit Gold überladenen Karoſſen hat vorüber fahren ſehen, und deſſen Quaderpflaſter jetzt von Gras überwuchert iſt, wenn ihr euch dem marmornen Becken gegenüber befindet, welches das einzige ziemlich vollſtändige Ueberbleibſel jener Herrlichkeit iſt, das einigermaßen den Glanz von Dem, was nicht mehr iſt, errathen laſſen kann: dann könnt ihr, wenn euch die Phantaſie zu Hülfe kommt, im Geiſte das rechtwinkelige Dreieck wieder auferbauen, von dem jenes prachtvolle Becken den höchſten Punkt bildete. Links iſt die Straße nach Verſailles, rechts liegt das Dorf Marly, welches ſich bis zum Belvedere hin ausdehnt, und der Grundbau dieſes architectoniſchen Dreiecks wird von dem ſchönen Wald von Marly begrenzt, der vor hundert und fünfzig Jahren eines ſchönen Morgens, groß, friſch, wie ein bezauberter Wald Taſſo's oder Arioſt's von Compiegne hierher geſchafft wurde. In gerader Linie vor euch erhebt die hohen Terraſſen, belebt ſie von Entfernung zu Entfernung mit Springbrunnen; dann erblickt ihr, wie eine Doppelreihe von Warten, die zwölf Pavillons, vor denen man vorbei gehen muß, ehe man zum Pavillon des Königs gelangt*). Vergeßt

*) Die Pavillons der zwölf Zeichen des Zodiakus waren mit einander durch elegante Lauben und Gänge vereinigt, welche die Strahlen der Sonne nicht zu durchdringen vermochte. Die der Sonne (dem König) ſich zunächſt befindlichen Pavillons waren den Prinzen von Geblüt und den Miniſtern vorbehalten; die andern waren für die gro-

auf der gegenüberliegenden Seite die große Garbe nicht, deren Strahlen eine Höhe von hundert und sechzig Fuß erreichen, und den Fluß, der von den ungeheuren Wasserbehältern unaufhörlich Nahrung erhält. In der Mitte des Dreiecks, rechts und links vom königlichen Pavillon baut die Säle der hundert Schweizer und der Thorwachen auf, wie auch die Küchen und die Wohnungen der zahllosen Dienerschaft; nach beiden Seiten hin zieht neue Linien langer Allee'n von Birken und Eibenbäumen, in deren Schatten Ludwig XIV. so gern spazieren ging; belebt dieß Alles noch mit Statuen, Wasserbecken, Blumenparterre's und Cascaden, und ihr habt Marly, wie es im achtzehnten Jahrhundert war.

Unter der Oberleitung der Frau von Maintenon, dieses Wunderkindes von Glück, wurde Marly erbaut. Sie war es, welche während der Regierung des großen Königs die Königin aller Feste war, die in dem wundervollen Schlosse gegeben wurden; die alle Lustbarkeiten anordnete und deren Maß und Ziel bestimmte. Sie war es, welche bei jeder Reise des Königs die Anzahl und die Qualität der Personen bezeichnete, die ihn begleiten sollten; und Marly war das Schloß, wo sie alle Huldigungen des Hofes erhielt, von dem einfachen Edelmann und der demüthigsten Dame an

---

ßen Hofchargen und die nach Marly eingeladenen Personen bestimmt. Alle waren sie nach Freskogemälden benannt, welche die Wände zierten und von den berühmtesten Künstlern aus der Zeit Ludwigs XIV. ausgeführt worden waren.

bis zum Prinzen von Geblüt und der stolzesten Herzogin hinauf. Wer war denn diese Frau von Maintenon, daß sie an solch' einem Hofe die Rolle einer Königin spielen konnte? War sie auf den Stufen des Thrones geboren, stammte sie von einer mit den französischen Königen verbündeten Familie? Nichts von alle Dem; in ihrer Kindheit in äußerstem Mangel lebend, blieb sie auch während ihrer Jugendzeit noch arm, und nur einem außerordentlichen Glückszufall hatte sie es zu verdanken, daß sie den hohen Rang erreichte, auf dem sie so lange glänzte.

Frau von Maintenon wurde im Jahr 1635 in einem Gefängnisse der Festung Niort geboren, in welcher ihr Vater, Constantius von Aubigné, in Haft saß. Sie ward von einem katholischen Priester getauft und erhielt den Namen Franziska. Als einst Frau von Villette, die Schwester des Herrn von Aubigné, diesen in seinem Gefängniß besuchte, nahm sie, über seine Armuth bis zu Thränen gerührt, seine drei Kinder mit auf ihr Schloß Mürçay, wo die junge Franziska eine Amme erhielt. Frau von Aubigné aber verlangte bald wieder nach ihrer Tochter; sie ward mit nach Chateau-Trompette genommen, wohin ihr Vater versetzt worden war. Die junge Aubigné brachte ihre Kinderjahre in dieser Veste zu; sie erzählte später, daß, als sie einst mit der Tochter des Schloßvoigts, der ein Silberservice besaß, spielte, diese ihr vorgeworfen habe, daß sie nicht so reich sei, wie sie. Das ist wahr, antwortete sie hierauf, ich aber bin ein Fräulein, Du aber nicht; wodurch sie

schon damals dieses Bewußtsein eigener Würde erblicken ließ, welches der Hauptzug ihres Charakters und das Geheimniß ihres Betragens war.

Endlich erlangte Frau von Aubigné die Befreiung ihres Gatten unter der Bedingung, daß er den Kalvinismus abschwöre. Aubigné versprach dieß, hielt aber sein Versprechen nicht, und, da er fürchtete beunruhigt zu werden, entschloß er sich in Amerika das Glück und die Ruhe zu suchen, die er in seinem Vaterlande nicht finden konnte. Er schiffte sich mit seiner Frau und zwei seiner Kinder in Toulon ein.

Während der Ueberfahrt hatte Franziska eine schwere Krankheit zu bestehen und war schon dergestalt erschöpft, daß sie kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Ihre Mutter drückte sie in ihre Arme, weinte, seufzte und erwärmte sie an ihrem Busen. Ihres Wehklagens überdrüssig, will ihr der Baron Aubigné das Kind entreißen, dessen Tod ihn gleichwohl auf's Aeußerste betrübt. Schon will es ein Matrose in das Meer werfen; Frau von Aubigné bittet um die Erlaubniß ihm noch einen letzten Kuß geben zu dürfen, sie greift ihrer Tochter an das Herz und fühlt, daß es noch ein wenig warm ist. Als Frau von Maintenon diesen Zug aus ihrem Leben einst zu Marly erzählte, sagte der Bischof von Metz, der gegenwärtig war: „Madame, einer Kleinigkeit wegen kehrt man nicht von so weit her zurück.“

Die Angelegenheiten des Barons gingen anfangs einen guten Gang zu Martinique, während aber seine Gattin nach Frankreich zurückreiste, um Güter, auf

die er Ansprüche hatte, zurückzufordern, fing er an sich dem Spiel zu widmen und verlor Alles, was er in Amerika besaß. Frau von Aubigné konnte nichts erlangen und die Familie sah sich nun darauf beschränkt, von dem kärglichen Gehalt einer untergeordneten Beamtenstelle zu leben. Die thatkräftige und höchst tugendhafte Frau des Barons von Aubigné widmete sich nun ganz der Erziehung ihrer Kinder. Es war ein Glück für die Kinder, daß ihre Mutter so arm war, sie *selbst* erziehen zu müssen. Sie richtete ihr Augenmerk vorzüglich auf die Tochter, da sie in ihr Talente und Gleichförmigkeit mit ihrem eigenen Charakter entdeckte. Ihr Beispiel war die beste Lehre, die sie nur geben konnte; sie ertrug alles Unglück mit größter Ergebung ins Unvermeidliche. Als einst in ihrer Wohnung Feuer ausbrach und sie ihre Tochter darüber weinen sah, tadelte sie diese streng deshalb und sagte: Soll man um den Verlust eines Hauses weinen?

Es verdient wohl, daß ich es beweine, antwortete sie; denn es ist mein Liebling!

Das junge Mädchen zeigte schon früh viel Verstand. Als ihre Mutter ihr einst von den Höllenqualen gesprochen hatte, die man den Kindern vormalt, um sie zum Guten zu bekehren, da sagte Franziska zu ihrem Bruder, der sehr entsetzt darüber war: Glaube mir, das wird nicht ewig dauern; Gott wird sich eines andern besinnen.

Als Frau von Aubigné ihr von den Thaten ihres Großvaters und der Gunst, in welcher er bei

Heinrich IV. gestanden habe, erzählte, da sagte das Kind: Und ich, werde ich nichts werden? — Was willst Du denn werden? fragte die Mutter. — Königin von Navarra! versetzte die Tochter. Wir werden in der Folge sehen, wie Franziska von Aubigné die Wünsche zu verwirklichen wußte, die sie so zufällig, vielleicht aus Scherz, ausdrückte.

Nachdem der Baron Aubigné gestorben war, sah sich seine Wittwe, da er ihr gar kein Vermögen hinterlassen hatte, genöthigt, nach Europa zurückzukehren und die Hülfe ihrer Verwandten anzuflehen. Frau von Villette bat die Mutter Franziska's abermals, ihr ihre Tochter anzuvertrauen. Da diese für die Religion ihres Kindes fürchtete, so gab sie nur ungern ihre Einwilligung hierzu, und in der That hatte sie bald den Schmerz, ihre Tochter zum Calvinismus übergehen zu sehen, zu dem sich Frau von Villette bekannte.

Die Mutter bereuete es bald, das Interesse der Religion den Bedürfnissen des materiellen Lebens untergeordnet zu haben. Sie forderte ihre Tochter zurück; aber man wich ihren dringenden Bitten aus, anfangs durch allerlei Vorwände, dann durch förmliche Verweigerung ihres Anliegens. Sie flehte nun die Protection der Königin Mutter an, und auf ihren Befehl erhielt sie ihre Tochter zurück.

Nun kam Franziska in die Hände einer andern Verwandten ihrer Mutter, der Frau von Neuillant nämlich, die es über sich nahm, die kleine Ketzerin wieder zu bekehren. Aber alle Ermahnungen und

Belehrungen blieben ohne Erfolg: Franziska beharrte in der Religion ihrer Tante. Frau von Neuillant, über ihren Widerstand erbittert, glaubte, daß es besser sein würde, sie zu demüthigen, als freundlich mit ihr zu reden. Die guten Worte hörten nun auf; harte Behandlung folgte auf Freundlichkeit; sie wurde zu dem Gesinde gethan und mußte die niedrigsten häuslichen Arbeiten verrichten. Ich herrschte im Hühnerhofe, sagte sie später oft; damit hat meine Regierung begonnen. Endlich sah man das Unschickliche dieser Behandlung ein, und Fräulein von Aubigné wurde ins Kloster der Ursulinerinnen nach Niort gethan, wo das Kostgeld für sie zu bezahlen sich Frau von Villette bereitwillig erklärte.

Die Nonnen bestürmten sie mit Unterricht und Katechisationen. Sie verwarf Alles und schlug ihren frommen Künsten ein Schnippchen. Ich werde bald katholisch werden, sagte sie, denn man verspricht mir ein Heiligenbild. Eine Nonne, die verständiger oder gewandter als ihre Gefährtinnen war, legte ihr den katholischen Glauben so vernünftig aus, daß sie endlich ihren Widerwillen besiegte. Nach und nach lernte sie diese Religion lieb gewinnen; aber sie wollte durchaus nicht an den Artikel glauben, welchem zufolge alle Die vom ewigen Leben ausgeschlossen seien, die sich nicht zur römischen Kirche bekennen. Ich will Alles zugeben, sagte sie, nur nöthige man mich nicht, zu glauben, daß meine Tante Villette verdammt sein soll. Die Nonnen konnten ihr keinen Glauben an diesen unchristlichen Lehrsatz beibringen und mußten

ihr durchaus gestatten, sich einige Plätze im Himmel für Diejenigen ihrer Verwandten und Freunde vorbehalten zu dürfen, die anderer Religion waren, als sie.

Frau von Villette, welche fortwährend zum Unterhalt ihrer Nichte beigetragen hatte, wollte, als sie erfuhr, daß sie katholisch geworden sei, keine Pension mehr für sie bezahlen. Der Glaubenseifer aller Religionen hat das Eigenthümliche, daß er hart und unempfindlich ist! Die Ursulinerinnen von Niort behielten sie eine Zeit lang aus Barmherzigkeit bei sich; allein die Handlungen der Wohlthätigkeit sind Pflichten, die aus warmer Empfindung entspringen. Die Nonnen haben aber keine mehr; deshalb sah sich Frau von Aubigné, die seit einiger Zeit von ihrer Hände Arbeit lebte, genöthigt, ihre Tochter wieder zu sich zu nehmen. Nachdem aber diese würdige Frau, in Folge des Kummers wie des Elends, gestorben war, konnte Frau von Neuillant nicht umhin, die junge Waise in ihr Haus zu nehmen.

Bei dieser Dame war es denn, daß Franziska von Aubigné mit den Gebräuchen der Welt bekannt gemacht wurde; der Chevalier von Méré wollte ihre Erziehung leiten und stellte sie in mehreren Gesellschaften unter dem Namen der jungen Indianerin vor. Er führte sie namentlich bei dem Abbé Scarron ein, bei dem sich Alles, was Stadt und Hof Geistvolles darbot, vereinigte, zugleich aber auch alle lebenslustigen und galanten Leute. In den Abendcirkeln des Abbé sah man öfters die Dichter und

Schriftsteller Chapelle, Saint Evremond, Voiture, Sarrazin, die famose Marion Delorme, welche so viele alte Kardinale geliebt hatten und viele junge Abbé's noch liebten, die Gräfin von Süze, die ihre Religion gewechselt hatte, um ihren Gemahl weder in dieser noch in jener Welt zu sehen; Ninon de l'Enclos, die jeden Monat einen andern Liebhaber hatte und eben so merkwürdig durch ihre Schönheit und ihren Geist, als — selbst damals — bemerkenswerth durch ihre Unbeständigkeit war.

Voller Lebhaftigkeit und Feuer, von unerschöpflichem Witz in der Conversation war der Abbé Scarron der Mittelpunkt aller Gesellschaftskreise, die er besuchte. Er hatte ein entschiedenes Talent für das Komische oder vielmehr das Burleske; er wußte dieser Geistesrichtung, die heutzutage als gemein betrachtet wird, Geltung zu verschaffen und seine Poesien wurden eine Zeit lang von der Lesewelt verschlungen. Eine Reise, die er in seinem vier und zwanzigsten Jahre nach Italien machte, lieferte ihm tausend Gelegenheiten, seiner Neigung zum Vergnügen zu genügen, nach Paris zurückgekehrt, fuhr er fort, sich mit so wenig Zurückhaltung der Lust zu widmen, daß die schmerzlichsten Krankheiten sich bald einfanden und seinen Körper zerstörten. Er ward gichtlahm, impotent, verwachsen und, wie er selbst sagt, ein kurzer Abriß des menschlichen Elends.

Eine lustige Carnevalsnacht war es namentlich, welche unsern Dichter in diese bemitleidenswerthe Lage brachte. Er befand sich zu Mons, wo er Kanonikus

geworden war, und brannte vor Verlangen, gleichwie drei seiner Freunde, an den öffentlichen Maskeraden Theil zu nehmen, welche damals, wie noch jetzt, die Carnevalslustbarkeiten beschließen. Er wollte, sagt Frau von Maintenon, von zwei sehr wenig mit einander verträglichen Dingen keines dem andern opfern, nämlich weder das Sonderbare seines Characters aufgeben, noch die Würde seines Standes verletzen, die Kirche und das Burleske mit einander vereinigen. Das eigenthümliche Mittel, welches er deshalb anwendete, kann einen Begriff von seiner Extravaganz geben; er ließ sich nämlich von dem Kopf bis zu den Füßen mit Honig bestreichen und warf sich in ein großes Federbett, bis er vollständig befiedert war. Die drei andern Thoren folgten seinem Beispiel und fingen an, gleichwie er, in dieser sonderbaren Kleidung in der Stadt herumzulaufen. Bald wurden sie aber von Weibern aus der Hefe des Volks umgeben; die einen stießen und neckten sie, die andern fingen an sie zu rupfen, bis sie in dem einen dieser Wilden ihren Herrn Kanonikus erkannten. Nun fing die entrüstete Menge an zu toben und zu schimpfen. Um sich den Beleidigungen des aufgeregten Pöbels zu entziehen, sah Scarron kein anderes Mittel vor sich, als von der nahen Brücke herunter in die Sarthe zu springen und sich in dem dichten Schilf zu verstecken. Die Eiskälte des Wassers durchdrang seinen ganzen Körper und legte den Grund zu den Leiden, die ihn seitdem heimgesucht hatten und so arg peinigten.

Ungeachtet seiner Kränklichkeit war Scarron

immer aufgelegt zu Thorheiten und nie verließ ihn seine gute Laune. Dennoch aber schien er bei dem Anblick der Reize der schönen Indianerin seinen Charakter einen Augenblick zu vergessen und sprach mit der jungen Person ernsthafter, als es sonst seine Gewohnheit war. Die Anmuth, die Bescheidenheit, die edle Haltung des Fräuleins von Aubigné hatten ihn tief ergriffen; ihre unglückliche Lage, die Härte der Frau von Neuillant gegen sie rührten ihn, kurz, er verliebte sich in sie. Indessen, er wagte keine Vorschläge zu machen, deren Lächerlichkeit ihm gewisser schien, als der Erfolg. Für dieses gezwungene Schweigen entschädigte ihn seine Muse; er besang seine Angebetete unter den Namen Sylvia und Chloris, und zwar mit einem Ernst, der die Tiefe seiner Leidenschaft verrieth.

Als er sich eines Tags allein mit ihr befand, seufzte er sehr über die unglückliche Lage Derjenigen, die er liebte; er stellte ihr vor, wie peinlich es für sie sei, Alles dem Belieben einer geizigen Frau verdanken zu müssen, die jede Wohlthat durch Vorwürfe verbittere, sich eine Ehre daraus mache, öffentlich mit ihr zu erscheinen und sie zu Hause doch nicht anders als ihre Dienerschaft behandele. Fräulein von Aubigné antwortete hierauf nur durch Thränen.

Wenn Sie Frau von Neuillant verlören, fügte der Abbé hinzu, was würde aus Ihnen werden?

Ihre Thränen flossen reichlich; die schöne Franziska stellte sich lebhaft das Elend ihrer Zukunft vor,

von dem die Gegenwart nur ein Vorspiel zu sein schien.

Sie würden, sagte Scarron, dem entsetzlichsten Mangel preisgegeben sein, oder sich entschließen müssen, zu dienen, was noch schlimmer als Armuth ist.

Mein Gott, rief Fräulein von Aubigné aus, ich fühle die ganze Größe meines Unglücks; aber was soll ich thun?

In der Lage, versetzte der Abbé, in der Sie sich befinden, hat ein junges Mädchen kein anderes Asil, als das Kloster oder die Ehe. Nur eins von diesen beiden kann Sie der Gefahr entziehen, in die Sie Ihre schon berühmte Schönheit versetzen wird. Wollen Sie Nonne werden, so will ich für Ihren Unterhalt im Kloster Sorge tragen. Wollen Sie sich verheirathen? so kann ich Ihnen ein sehr mäßiges Glück und eine sehr häßliche Gestalt anbieten.

Nach einigen Augenblicken Zögerns antwortete Fräulein von Aubigné, daß sie den Theil ergreifen wolle, der sie in den Stand setze, ihm ihre Dankbarkeit beweisen zu können, damit die Wohlthat für beide von Nutzen werde.

Kurze Zeit darauf verheirathete sich der Abbé Scarron, der groteskeste Mann jener Zeit, mit Fräulein von Aubigné, der künftigen Gemahlin Ludwigs XIV.

Der Dichter, sagt Frau von Maintenon in einem ihrer Briefe, konnte damals nichts frei bewegen, als seine Hände, seine Zunge und seine Augen.

Als es sich darum handelte, den Ehecontract

aufzusetzen, fragte der Notar, was die Braut dem Bräutigam als Mitgift mitbringe, worauf Scarron antwortete: Vier Louisdor, zwei große lebhafte Augen, ein schönes Mieder, ein paar schöne Hände und viel Geist. Und auf die weitere Frage des Notars, was er seiner Zukünftigen als Dotation zusichere, erwiederte der Dichter: Die Unsterblichkeit! Der Name der Frauen von Königen geht mit ihnen unter; der Name der Frau Scarron's wird ewig leben.

Einige Tage vor ihrer Verheirathung hatte Scarron zu einem Freunde gesagt: Ich werde keine Possen mit ihr treiben, sondern ihr Vieles lernen.

Die erste Nacht ward durch heftige Schmerzen, die Scarron litt, bezeichnet; auf diese Weise verhieß das Ehebett dem Manne nur Bedauerniß und der Frau nur Kummer. Es war, sagte sie später, eine Verbindung, bei welcher das Herz wenig, der Körper gar nicht in Anschlag kam.

Madame Scarron, die anfangs schüchtern war, zeigte sich bald als liebenswürdige und geistvolle Frau, die den Gesellschaftscirkeln, die bei ihrem Gatten stattfanden, neuen Reiz verlieh. Durch ihre Gegenwart wurden die Gespräche decenter, ohne etwas von ihrer Fröhlichkeit zu verlieren. Je mehr einer Geist besaß, desto mehr schätzte er den ihrigen; der Wunsch, ihr zu gefallen, ward zum Gebot, ihr nachzuahmen. Wer sie hörte, vergaß alle andern Vergnügungen, ja selbst die Bedürfnisse des Lebens. Madame, sagte eines Tags einer ihrer Diener leise zu ihr: noch eine

Geschichte diesen Herren, denn der Braten fehlt uns heute.

Niemand konnte bezaubernder sein, und es war daher unmöglich, bei so viel Anmuth und Geist nicht Anbeter anzuziehen. Der Chevalier von Méré, dieser Professor guter Manieren und schöner Ausdrucksweise, welcher die junge Indianerin unterrichtet hatte, bot Madame Scarron zuerst seine Huldigungen an. Villarceaux, der Geliebte Ninons de l'Enclos und der eleganteste Hofmann, suchte auch der Gattin des Dichters zu gefallen. Er liebte diese bescheidene Schönheit, die sich der Verehrung zu entziehen schien, und er zeigte in seiner Liebe eine Beständigkeit, worüber alle Die, welche das System der Koketterie Villarceaux's, wie den Plan ununterbrochener Wollust seiner schönen Maitresse kannten, verwundert waren. Ninon, die sich nicht grämte, von ihm verlassen zu sein, weil auf eine gute Wahl immer eine bessere folgte, versuchte nicht ein Herz zu sich zurückzuführen, welches in neuen Reizen Entzücken fand. Aber, um eine noble Rache an Villarceaux zu nehmen, wollte sie seine Vertraute werden und sie verband sich mit ihm, um für ihn die Liebe ihrer Rivalin zu gewinnen. Sie öffnete alle Schleußen ihres an List fruchtbaren Geistes, um ihrem ehemaligen Geliebten den Sieg zu verschaffen. Unterlag Madame Scarron diesen Versuchungen, oder ging sie siegreich daraus hervor? Die Frage würde sehr schwer zu entscheiden sein. So viel ist sicher, daß sie einen Freundschaftsbund mit Dem, der mit so großer Beharrlichkeit nach

ihr strebte, schloß, und als Ninon de l'Enclos später einmal von Fontenelle über die Tugendhaftigkeit der Frau von Maintenon befragt wurde, da antwortete sie: Sie eignet sich nicht für die Liebe, doch stehe ich nicht dafür, daß sie unberührt geblieben ist.

Als Gilles Boileau, älterer Bruder von Desprèaux, ungeachtet der Bemühungen Scarrons, diese Wahl zu hintertreiben, in die französische Akademie aufgenommen worden war, rächte sich der siegreiche Akademiker an Scarron durch einige Epigramme, in welchen er die Ehre seiner Frau angriff. Er setzte darin voraus, daß der Dichter die gute Gesellschaft, die sich bei ihm versammele, nur den Reizen seiner Gattin verdanke*).

Boileau machte gewissermaßen seine Ungerechtigkeit durch ein Madrigal wieder gut, welches sehr schmeichelhaft für die Dame, desto weniger aber für den Ehemann war. Er verglich sie darin mit Iris und sagte, daß er zu gut wisse, welchen Werth diese in sich trage, und daß sie (die Scarron) viel zu tugendhaft sei, als daß sie mit ihrem Manne etwas gemein haben könne. Jemehr sich Franziska dessen freuen konnte, desto mehr hatte sich Scarron darüber zu beklagen. Er rächte sich denn auch dafür durch

*) Siehst Du, worauf Dein Irrthum sich gründet Scarron, der Du glaubst, daß die Welt Dich Deiner Unterhaltung wegen besucht? Siehst Du es nicht ein, alter Dummkopf? Kratze Dich hinter den Ohren und Du wirst es wohl errathen. —

vierzehn sehr scharfe Epigramme, von denen wir eins als Probe anführen wollen*).

Mit dem Alter nahm die Kränklichkeit Scarrons natürlicherweise immer mehr zu. In einem Alter von fünfzig Jahren war nur noch sein Geist frisch, sein Körper aber ganz und gar gelähmt. Schon hatten ihn seine Kräfte verlassen und seine Stimme versagte sich der Sprache; nur seine fröhliche Laune blieb bei ihm. Seine gelähmte Zunge dictirte die spaßhaftesten Artikel seines Testaments. Den beiden Corneille's vermachte er fünfhundert Pfund Geduld; dem Gilles Boileau den Milzbrand, der französischen Akademie die Macht, die Sprache nach Belieben zu ändern. Seinen Leuten wies er Pensionen auf seine Bonmots an, und endlich vermachte er seiner Frau die Erlaubniß, sich wieder zu verheirathen. Als er bemerkte, daß seine Bedienten weinend an seinem Bette standen, sagte er zu ihnen: Ich werde euch niemals so viel Schmerz verursachen, als ich eure Lachlust erregt habe. Ein paar Augenblicke vorher, ehe er starb, sagte er: Ich hätte nicht geglaubt, daß es so leicht sein würde, des Todes zu spotten.

Seine junge Gattin beweinte ihn wie wenn sie viel verloren hätte. — Madame Scarron, die dazu

---

*) Mit Iris habe ich nichts gemein, hast Du gesagt, doch das — gleichviel; ich lache darüber von Herzen. Was aber ich und alle Welt gemein mit einander haben, das ist der Glaube, fest wie der Erde Grund, daß ein honnetter Mann nichts mit Dir gemein hat.

bestimmt schien, eine schlimme Schule durchzumachen, sah sich wieder dem schrecklichsten Mangel ausgesetzt, denn ihr Mann hatte ihr nichts als Witze und Schulden hinterlassen.

Franziska von Aubigné, also von Neuem der Noth verfallen, beschloß nun um die Pension, welche ihr Gatte empfangen hatte, zu bitten. Es wurden dem König mehrere Bittschriften in ihrem Namen vorgelegt, in welchen der Abbé Tetü, der Verfasser derselben, die überraschendsten Beweise von Beredsamkeit hatte erblicken lassen. Diese Bittschreiben, die alle mit den Worten: Die Wittwe Scarron bittet Eure Majestät unterthänigst ... anfingen, wurden endlich dem König lästig, so daß er einst sagte: Werde ich denn immer von der Wittwe Scarron sprechen hören! Diese von den Höflingen aufgefangenen Worte bringen eine eigenthümliche Wirkung hervor. Eine Zeit lang sagte man am Hofe, wenn man sich über einen Zudringlichen beschwerte: Er ist eben so lästig, wie Madame Scarron.

Das Glück schien ihr zu lächeln. Die Prinzessin von Nemours, die mit dem König von Portugal vermählt worden war, wollte Madame Scarron, deren Unterhaltung und Manieren ihr gefielen, mit nach Lissabon nehmen. Die Wittwe wollte aber, ehe sie ihr Vaterland verließ, noch einen letzten Versuch mit einer Petition bei dem König machen. Sie ließ sich durch die Marquise von Thiange bei der Frau von Montespan einführen, die damals bei dem König in höchster Gunst stand. Sie hörte die junge Wittwe

mit Theilnahme an; sie fühlte sich geschmeichelt von den Complimenten, die sie mit Geschicklichkeit an sie richtete, nahm das Bittschreiben an und versprach, sich für sie zu verwenden. In der That legte sie es auch bald dem König vor.

Was, rief Ludwig XIV. aus, immer wieder die Wittwe Scarron?

Sire, sagte Frau von Montespan zu ihm, seit langer Zeit haben Sie nicht von ihr sprechen hören; und es nimmt mich Wunder, daß Ew. Majestät einer Frau nicht Gehör schenken, deren Vorfahren sich im Dienste der Ihrigen zu Grunde gerichtet haben ...

Die Hand, welche die Bittschrift überreichte, war zu angenehm. Die Pension wurde bewilligt und die Prinzessin von Nemours ging ohne die Madame Scarron nach Lissabon, um dort Verbrechen zu begehen und Verschwörungen anzuzetteln.

Madame Scarron beeilte sich ihrer Beschützerin ihren Dank zu sagen. Diese war so erfreut, ihr Gutes erwiesen zu haben, daß sie so gütig war sie dem König vorzustellen. Ludwig XIV., der sich der wiederholten Weigerung, womit er die ihm jetzt Vorgestellte betrübt hatte, erinnerte, suchte diese lange Verzögerung durch die anmuthigsten Worte wieder gut zu machen.

Ich habe Sie lange warten lassen, sagte er, ich war eifersüchtig auf Ihre Freundin; ich wollte allein das Verdienst haben, Ihnen nützlich gewesen zu sein.

Die junge Wittwe kam nun mit der großen Welt in Berührung, die sie geflohen hatte. Sie nahm eine Wohnung im Hotel Richelieu an, sobald sie dieß mit Anstand thun konnte. Der Graf von Guiche, ein Mann nach der Mode, widmete ihr seine Sorgfalt, mißfiel aber und war darüber erstaunt, that Vorschläge, die ihre Entrüstung erregten, und sah sich zu Entschuldigungen genöthigt. Madame Scarron hat uns in ihren Briefen den leitenden Gedanken ihrer Handlungsweise offenbart; sie gesteht, daß der Grundsatz ihres Betragens eine außerordentliche Liebe zu dem guten Rufe und das Verlangen war, von allen Menschen Gutes von sich sprechen zu hören. Ein solcher Grundsatz ist gewiß recht lobenswerth, aber auf ihn wird noch keine Tugend gegründet.

Da sie fürchtete, daß man ihr die Neigungen und Schwächen der großen Welt beimessen könne, da sie in ihr lebte, so suchte sie bald in einer geachteten Zurückgezogenheit ein Asyl gegen die Kühnheit jener Männer, welche, von der Koketterie angewidert, sich an die Klugheit attachiren und durch diese Hinneigung wenigstens dem guten Rufe schaden. Durch ihre Reden und die Art sich zu kleiden gab sie zu erkennen, daß sie sich der Frömmigkeit gewidmet habe.

In jener Zeit war die Frömmigkeit mehr etwas Aeußeres, als eine innere Regung tugendhafter Gefühle. (Es ist jetzt auch noch nicht viel anders.) Wer sich durch unregelmäßige Lebensweise in der öffentlichen Meinung geschadet, wen das Alter, oder

die Schläge des Schicksals darniedergebeugt hatten, der wurde fromm. Dadurch ward er, so zu sagen, wieder jung; der gute Ruf wurde wieder hergestellt, das Glück lächelte von Neuem. Wer in der Jugend, mit gutem Ruf, mit äußern Annehmlichkeiten fromm wurde, den nannte man ein Wunder; die Frommen strichen diese Hingebung gebührend heraus und die Welt zählte die Ansprüche, die solch' ein Frommer nicht geltend machte, als eine große Seltenheit auf. Als sich daher Madame Scarron der Frömmigkeit in die Arme warf, verfolgte sie nur das Ziel, daß sie aus Grundsatz zu erreichen enschlossen war.

Seit einiger Zeit war die Herzogin von La Vallière in dem Herzen Sr. Majestät durch die Marquise von Montespan ersetzt worden. Jene hatte den Titel Maitresse, diese genoß Ehre und Vergnügungen. Endlich gewährte es die stolze Athenaïs von Mortemart dem König, sie zur Mutter zu machen; aber, eben so aufmerksam ihre Schwäche zu verbergen, als die Gunst, die sie errungen hatte, zu zeigen, wollte sie, daß die Geburt ihrer Kinder ein Geheimniß blieb, — eine Vorsicht, die ihr hätte können theuer zu stehen kommen. Niemand bemerkte ihre Schwangerschaft; denn in die Mode, deren unumschränkte und willkührliche Gebieterin sie war, hatte sie, was sich für ihren damaligen Zustand sehr gut paßte, ein neues Kleid gebracht, dessen Taille nicht eben sehr elegant und tadelfrei zu nennen war.

Die Kinder, welche sie gebar, mußten aber doch erzogen werden. Man suchte deshalb nach einer

durch ihre guten Grundsätze bekannten Frau, die fähig sei, ein Geheimniß zu bewahren und eine gute Erziehung zu geben. Frau von Montespan warf die Augen auf Madame Scarron, als auf eine Person, die ihr zu Dank verpflichtet sei. Es ward behauptet, daß diese Wahl Ludwig XIV. mißfiel. Die Favoritin, überzeugt, keine bessere Wahl treffen zu können, ließ ihr durch Frau von Hüdicourt vorschlagen, die Erziehung eines Kindes zu übernehmen, dessen Vater ein großer König sei. Diese Worte wurden so geheimnißvoll gesprochen, der Zustand der Frau von Montespan war noch so unbekannt, die Gerüchte ihrer Liebschaft mit Lauzün noch so neu, daß die Wittwe Scarron einen abschläglichen Bescheid gab. Vivonne, der dann zu ihr geschickt wurde, erlangte nicht mehr, als Frau von Hüdicourt und Richelieu nicht mehr als Vivonne.

Die Weigerung machte einen unangenehmen Eindruck. Aber Madame Scarron war so nothwendig und überdem so festen Charakters, daß man sich genöthigt sah, Louvois zu ihr zu schicken. Auf des Ministers Vorstellungen antwortete sie: Wenn das Kind vom König ist, so bin ich bereit; aber in diesem Fall muß er es mir selbst befehlen, denn ich bin nicht gewilligt, Kinder der Frau von Montespan zu erziehen. Diese Antwort mißfiel noch mehr. Aber man ließ sie doch an den Hof kommen und der König befahl ihr, das Kind in ihre Obhut zu nehmen, welches ihr Frau von Montespan übergeben werde.

Die Favoritin wurde in einem abseits von Ver-

schreiben, und Fräulein von La Vallière, da sie sich von ihrem königlichen Geliebten verlassen sah, war nach Chaillot in ein Kloster gegangen und hatte unter dem Namen Louise von der Barmherzigkeit den Schleier genommen.

Die Kinder der Marquise empfingen von Madame Scarron die bestmögliche Erziehung. Der älteste derselben, der Herzog du Maine, machte sich durch ausgezeichnete Geistesgaben und eine seltene Distinction in Sprache und Manieren bemerklich. Der König gab der Gouvernante seine Dankbarkeit durch mehrmalige Geschenke von bedeutenden Summen Goldes zu erkennen, die sie in den Stand setzten sich die schöne Herrschaft Maintenon zu kaufen. Als Ludwig XIV. bemerkte, daß sie über diese Acquisition so erfreut war, nannte er sie laut und öffentlich Frau von Maintenon. Mehrere neidische Höflinge nannten sie Frau von Maintenant (jetzt.) Die neue Marquise that, als wenn sie von Dem, was über sie gesprochen wurde, gar nichts merke und unterzeichnete sich von nun an Maintenon. Bis dahin hatte sie von Aubigné signirt.

Diese Namensveränderung war ihr nützlicher, als sie selbst geglaubt hatte. Denn wie hätte sie sich zu dem Rang, den sie später einnahm, emporschwingen können mit dem Namen „Scarron", welcher sich dem Geiste des Königs immer als etwas Niederes und Burleskes aufdrang? Hätte sich Ludwig XIV. entschließen können, den Huldigungen seines Hofes eine Frau vorzustellen, deren Name schon allein

eine Lächerlichkeit war? Der ganze Ernst der Wittwe konnte den Eindruck nicht verwischen, welchen die Erinnerung an ihren Gatten hervorbrachte. Daher war es nöthig, daß Frau von Maintenon die Madame Scarron vergessen machte.

Als Ludwig den Charakter und den Geist der Gouvernante besser kennen gelernt hatte, fielen seine Vorurtheile und er änderte seine Meinung über sie vollständig. Anstatt einer strengen, anmaßenden, pedantischen Frau, erblickte er jetzt in ihr ein sanftes, angenehmes Weib von großer Einfachheit. Frau von Maintenon wußte geschickt die Gunst, deren sie bei dem König genoß, zu benutzen, um Priester und Fromme an den Hof zu bringen und zu versuchen, in dem ungetreuen Ehemanne einige Gewissensscrupel rege zu machen. Indem sie so handelte, hatte sie ihr sicheres Ziel vor Augen; das Gelingen ihres Planes bewirkte, daß die Frau von Montespan entfernt, ihre eigene Herrschaft für lange Zeit gesichert wurde und zugleich sah sie darin den Triumph ihrer nie aufgegebenen Grundsätze äußerer Frömmigkeit und guten Rufes.

Zur Fastenzeit des Jahres **1675** fing diese Art Revolution an, welche die Gouvernante schon lange vorbereitet hatte. Der König wollte sie im alten Schlosse von Versailles zubringen, um mit mehr Regelmäßigkeit alle Predigten anhören zu können, um deren Lehren er sich doch durchaus nicht kümmerte. Er gab dem Erzbischof von Paris Befehl, ihm, zur Versehung des Gottesdienstes während der heiligen

Woche, einige Priester von der Congregation der Jesuiten zu schicken, um mit einer Körperschaft einen Versuch zu machen, dem er die geistliche Sorge für die Gemeinde von Versailles übertragen wollte. Diese Prediger erfüllten ihre Pflichten wie Männer, die noch nicht bei Hofe gewesen waren; sie regten Aller Gewissen auf und die strengen Beichtväter beruhigten sie nicht. Frau von Montespan ward im höchsten Grade von Gewissensbissen gequält und Ludwig erschien bei der Königin mit den Augen eines Mannes, welcher geweint hatte und es nicht ungern sah, wenn man es bemerkte.

Unter den Kammerfrauen der Favoritin befand sich eine, deren Gefälligkeit und Verschwiegenheit so erprobt war, daß ihre Herrin in ihrer Gegenwart sich der völligen Freiheit eines verliebten Tete-à-Tete hingab. Diese Frau, welche all' die Predigten mit angehört hatte, war durch die Schilderung des jüngsten Gerichts ganz entsetzt und hielt sich wegen der Unkenschheiten für strafbar, deren Zeuge und Dienerin sie gewesen war. Sie ging zur Frau von Maintenon, deren Rath sie immer verachtet hatte, deklamirte mit der Wuth der Verzweiflung gegen die Marquise von Montespan und gegen sich selbst, klagt sich des Untergangs des Königs an, der sich verfluche, und all' des Unglücks, womit der Himmel das Königreich bedrohe; sie ruft tausend Mal aus, daß sie weder Vergebung noch Heil finden werde, daß ihr einziges Rettungsmittel der Tod wäre, daß sie sich erhängen oder ersäufen wolle und giebt ihr eine ins Einzelne

gehende ganz ungeschminkte Schilderung all' der Raffinements der Wollust Seiten der Marquise, die sie ersonnen habe, theils um dem Vergnügen Mannichfaltigkeit zu verleihen, theils, um das erloschene Feuer ihres Geliebten wieder zu beleben.

Nachdem Frau von Maintenon diese obscöne Vertraulichkeit unterbrochen hatte, suchte sie die Aufregung dieses beklagenswerthen Kammermädchens zu beschwichtigen. Aber vergeblich war ihre tröstende Versicherung, daß Gottes Barmherzigkeit weit größer sei, als ihre Gefälligkeit gegen das verliebte Paar; die Kammerdame, um so mehr von Gewissensqualen gepeinigt, als sie diese nie gefürchtet hatte, hörte nicht auf zu schreien, daß sie die Hölle sich vor ihr öffnen sehe. Ich allein, rief sie aus, bin die Ursache aller dieser Sünden; und Sie, Madame, die Sie so fromm sind, thäten wohl besser, diesen Bastard's den Hals umzudrehen, anstatt sie zu erziehen!

Dem Zureden der geschickten Gouvernante gelang es endlich den aufgeregten Geist dieser Thörin zu beruhigen; sie schickte sie in die Beichte, um die Vergebung ihrer Sünden und — Dienstfertigkeiten zu erflehen. Die Kammerfrau folgte ihrem Rathe; dann ging sie zu ihrer Herrin, verlangte ihren Abschied und gab ihr mit einiger Wuth alle die Geschenke zurück, die sie von ihr und dem König erhalten hatte, wies alle Versprechungen mit Entrüstung von sich, sagte ihr, daß sie ihre Seele retten wolle und beschwor sie, an ihr eigenes Seelenheil zu denken.

Von ihren Gewissensscrupeln gequält, durch die

priesterliche Verkündigung, daß einige Augenblicke der Lust durch ewige Strafen gesühnt werden müßten, erschreckt, durch das Beispiel zahlreicher Bekehrungen fortgezogen, überdrüssig, die Personnage einer Maitresse zu spielen und sich während der Osterwoche den strengsten kirchlichen Gebräuchen unterwerfend: befand sich Frau von Montespan in jenem Zustande, wo das Herz bereit ist, sich dem ersten besten starken Eindrucke hinzugeben. Sie sehnte sich danach, daß ein jesuitischer Beichtvater ihre Ungewißheit, indem er ihr Entsetzen vermehrte, zur Bestimmtheit erhob, oder ihr eine leichte Vergebung ihrer Sünden verhieß. Am Vorabend zum grünen Donnerstag begab sie sich des Nachts, ohne Dienerschaft in dem Wagen der Frau von Maintenon, in die Kirche. Als büßende Magdalena verließ sie, in Thränen gebadet, den Tempel wieder. Sie schickte nach Bossuet, der damals Bischof von Condom und Lehrer des Dauphin war, und schilderte ihm Alles, was in ihrem Innern vorgegangen sei, gestand, daß der Jesuit ihr einen tiefen Abscheu vor ihrem Zustande eingeflößt, und sie durch die Bedrohung mit ewiger Strafe so stark erschüttert habe, daß sie entschlossen sei, den Hof und seine Genüsse zu verlassen, und die zweite Hälfte ihres Lebens damit hinbringen zu wollen, für die erste Hälfte desselben Buße zu thun. Sie bat ihn, diese Nachricht dem König zu überbringen. Bossuet billigte ihr Vorhaben und versprach den König zu vermögen sich ihren Absichten nicht zu widersetzen. Der Bischof, welcher im Verein mit der frommen Gouver-

nante die Predigten gehört hatte, beeilte sich zu ihr zu gehen und ihr das erzielte Wunder und das glückliche Ergebniß ihrer Vorbereitungen mitzutheilen.

Sie, Monseigneur, der Sie das menschliche Herz kennen, glauben Sie, daß dieser fromme Schwindel lange währen wird?

Ich glaube es nicht, antwortete der Bischof; aber heute ist der Angriff kräftig gewesen, und wir müssen diesen Umstand benutzen, um das uns gesteckte Ziel zu erreichen.

Ja, lassen Sie uns vereint arbeiten, versetzte Frau von Maintenon, Sie, um die Seele des Königs zu retten, ich, um die Marquise in ihrem Entschlusse zu bestärken. Ich will mich sogleich zu ihr begeben.

Sobald sie eintrat, lief ihr Frau von Montespan entgegen und sagte, sie umarmend zu ihr: Endlich werden Sie zufrieden mit mir sein! ... Morgen früh reise ich ab, ohne Abschied und ohne Empfang, ja beinahe ohne Bedauern. — Frau von Maintenon gab sich alle erdenkliche Mühe, das schöne Vorhaben der Favoritin zu befestigen und brachte die ganze Nacht bei ihr zu, theils um durch religiöse Worte ihre Aufregung noch zu erhöhen, theils um sie aus Gründen der Ehre zu diesem Schritte zu bestimmen. Frau von Montespan vergoß reichliche Thränen; aber sie beweinte vielleicht weniger die begangenen Sünden, als die reizenden Vergnügungen, welche sie nun verlassen wollte. Frau von Maintenon, der ihre Thränen verdächtig vorkamen, warf einen forschenden Blick auf sie, der sie in Verlegenheit brachte. Sie gab

ihr übrigens das Versprechen, sie nicht zu verlassen und spornte sie an, den Himmel zu bitten ihr Kraft zu verleihen, um dieses schwere Opfer vollführen zu können.

Nun zu Bossuet. Nachdem dieser fromme und gelehrte Bischof dem König die Ursache seines Besuchs dargelegt hatte, bat er ihn innigst, die Umwandlung der Marquise zu billigen, ihr löbliches Vorhaben zu begünstigen, ja sogar sie zu vergessen, namentlich aber, nicht mehr nach einem Herzen zu trachten, das die göttliche Gnade zwar gerühret, aber noch nicht besiegt habe. Der König, über das plötzliche Zurückziehen der Frau von Montespan betrübt, ließ einige Thränen fließen. Der Bischof gab vor, diese Regung von Schwäche für eine Zustimmung zu seinen Worten anzusehen; er stellte ihm vor, das ihr unregelmäßiger Lebenswandel die guten Sitten zerstöre und die Religion untergräbe.

Mein Gott, Sire, fügte er hinzu, welches Beispiel für Seine königliche Hoheit den Dauphin! Was nützen alle meine Lehren einem Sohne, welcher sieht, daß sein Vater mit Sicherheit in einem aller Welt bekannten Ehebruche lebt, daß die Königin auf die allerdringendsten, ihr schuldigen Rücksichten beschränkt, die Frau von Montespan angebetet, die Tugend allerwegen verachtet ist, die Diener Ihrer Leidenschaften mächtiger sind, als die Diener der Religion? Das Heil Ihres Volks liegt in Ew. Majestät Händen. Ganz Frankreich blickt auf Sie und ahmt Ihr Beispiel nach. Eure Majestät, stets ein Vorbild Ihrer

Unterthanen, können das Böse zerstören, indem Ein es hassen.

Der König verschluckte diese strengen Worte und sagte zu dem Prälaten, daß er viele Unregelmäßigkeiten wieder gut zu machen habe, daß er der Marquise freien Willen hinsichtlich ihrer künftigen Handlungsweise lassen wolle und daß er selbst das Bedürfniß in sich fühle, einen Leiter zur Seite zu haben, der ihm lehre, auf dem Wege des Heils zu wandeln.

Der Bischof theilte diese Worte alsobald der Frau von Montespan mit, die, nachdem sie erst einen abschläglichen Bescheid gefürchtet hatte, sich jetzt über diese so leicht gewährte Zustimmung über alle Maßen gekränkt fühlte. Gar zu gern hätte sie den Prälaten gefragt, ob der König seine Bewilligung so ohne Weiteres gegeben, ob er gerührt gewesen sei, ob er auf eine Aenderung ihrer Absicht gehoffe habe; aber sie wagte eine solche Neugier nicht offenbar werden zu lassen, da sie sonst den gefaßten Entschluß als einen ihr höchst schmerzlichen verrathen hätte. Gezwungen ihre Gefühle, die sie verfluchte und doch liebte, in ihr Inneres zurückzudrängen, beklagte sie ihre begangenen Sünden und dachte doch mit Bedauern an die, welche sie zu begehen noch gehoffe hatte. Die Verzweiflung erzeugte in ihrem Herzen eine Mischung von Schwäche und Frömmigkeit; sie versprach, Gott treu anhangen zu wollen und grämte sich doch, daß der König so unempfindlich, oder unbeständig sei.

Der Augenblick der Trennung war für den

nächsten Morgen bestimmt. Der süße Schlaf verminderte in dem Herzen der Favoritin ein wenig diesen unfreiwilligen frommen Eifer. Die Marquise hatte sich geistlich zu Bett gelegt und stand weltlich wieder auf. Umsonst drängte sie eine bekehrte Kammerfrau, das Lager zu verlassen; sie war außerordentlich matt, es wäre eine unerhörte Grausamkeit gewesen, sie nicht noch einen Augenblick ruhen zu lassen. Sie seufzte entsetzlich und rief immerfort aus: O, mein Gott, wie werde ich Dich lieben! Frau von Maintenon, die vorausgesehen hatte, daß die Abreise eben so langsam vor sich gehen werde, als der Entschluß dazu eilig gewesen war, hatte für Alles Sorge getragen; die Dienerschaft war davon benachrichtigt, die Pferde waren angespannt: kein Vorwand zum Aufschub war vorhanden.

Mein Gott! rief die Favoritin aus, die Augen gerichtet auf das Bett, das sie an ihre Sünden erinnerte, die sie hassen wollte und nicht konnte, muß ich denn dieses Land hier für immer verlassen!

Sie erzeugen ihm viel Ehre, daß Sie es bedauern, versetzte Frau von Maintenon.

Die Marquise reist endlich ab. Auf ihr Bitten bleibt die Gouvernante am Hofe, um alles Nöthige zur Abreise der Prinzen vorzubereiten, welche die Mutter von nun an selbst erziehen will.

Gleich nach der Abreise der Favoritin begab sich der König zur Frau von Maintenon, um von ihr die Tröstungen zu empfangen, welche dieses Ereigniß erheischte.

Ich liebe sie noch, sagte der König, und sie liebt auch mich.

Wenn Sie sie lieben, antwortete die schöne Fromme, möchten Sie dann ihr Verderben und ihre Unehre vollenden? Die Ehre ist mehr werth, als alle ihre Schätze und die ganze Welt wiegt nicht eine Seele auf. Wenn sie Ew. Majestät je wahrhaft geliebt hätte, würde sie Sie dann verführt haben? Wenn die Liebe keine Tugend ist, dann ist sie das schändlichste der Laster.

Frau von Maintenon kannte die volle Wirkung, die ihre Reden auf das Herz des Königs hervorbrachten. Geschickt darin, die Momente zu treffen, wo sie ihm gefallen konnte, verstand sie ihn durch magische Worte zu umstricken. Mit ihrer Beredtsamkeit vereinigte sich noch der Reiz ihrer Persönlichkeit. Der Klang ihrer Stimme war höchst angenehm, ihre Stirn offen und freundlich, der Ausdruck ihres Gesichts ungekünstelt, die Hände schön, die Augen voll Feuer, die Bewegungen frei und ihre Gestalt anmuthig und majestätisch: Alles vereinte sich in ihr, um sie zur Ueberredung geschickt zu machen. Eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, die Frucht eines jahrelangen Studiums, zügelte die Ausdrücke ihres außerordentlichen Freimuths und zeigte ihr den rechten Zeitpunkt an, wo sie anfangen müsse zu reden und wo sie endigen solle. Man hat von ihr gesagt: Wenn sie ging und wenn sie sprach, glaubte man die Grazie zu sehen, glaubte man die Weisheit zu hören.

Ludwig, entzückt, daß die Tugend, um ihn zu Gott zurückzuführen, dieselben Reize entfaltete, welche die Koketterie angewendet hatte, um ihn von ihm zu entfernen, liebte die Unterhaltungen, durch welche er die Gegenwart und die Reize einer Frau genoß, welche ihn auf so wohlthuende Weise alle andern vergessen ließ. Es schien ihm leicht zu Derjenigen zu schwören, welche anfing ihm zu gefallen, und Derjenigen zu entsagen, die ihm schon so lange gefallen hatte. Er dachte es sich köstlich-schön, mit der Frommen Sünden zu begehen, welche sie als so garstig und hassenswerth schilderte. Alle seine Begierden strebten nach der, welche ihr Feuer erlöschen wollte. Er hatte eine Jungfrau besiegt und sich glücklich geglaubt; er hatte eine Kokette sich unterworfen und schmeichelte sich dessen noch und nun blieb ihm nur noch übrig eine Fromme zu erobern, und das war für ihn das höchste Glück.

Schon war ein Monat seit der heiligen Woche nebst allen Predigten und strengen Bußübungen vorbei, als Frau von Maintenon ihren jungen Zögling, den Herzog du Maine, in die Bäder von Barèges begleiten sollte. Frau von Montespan, welche deren frühere Erhöhung mehr bedauerte, als ihre Sünden, war fest entschlossen die Abwesenheit Derjenigen, die sie schon als ihre Rivalin betrachtete, zu benutzen, um den Platz, den sie am Hofe einnahm, wieder zu erhalten und die Gunst des Königs wieder zu gewinnen. Mit diesen Gedanken war sie beschäftigt, als Bossuet, von dem König für Frau von Mon-

espan einen förmlichen Abschiedsbrief fordernd, so zu sagen, ohne es zu wissen, einen Anknüpfungspunkt darbot. Ludwig willigte ein, das zu thun, was der Bischof von Condom begehrte, verlangte aber, daß der Prälat selbst der Ueberbringer des Abschiedsschreibens sei. Aber anstatt des versprochenen Lebewohls schrieb er ihr einen höchst leidenschaftlichen Brief. Der Bischof übergab ihn der Marquise und brachte dem König einen noch zärtlicheren Brief zurück. Dieser Commerz dauerte einige Tage; man machte sich gegenseitige Versprechungen keuscher Liebe, gab sich Rendezvous' und hielt jene nicht; Racine brachte die Liebesbriefe des Königs in Verse, und Monseigneur von Condom, den Courier zwischen den Liebenden machend, begab sich alle Abende, in einen grauen Mantel gehüllt, in das Dorf Clagny, wo sich Frau von Montespan befand.

Ludwig XIV., der von den Worten und Blicken der abwesenden Frau von Maintenon nicht mehr bezaubert war, brannte vor Begierde seine ehemalige Maitresse wieder zu sehen. Eines schönen Morgens begab er sich daher nach Clagny, um seinem schönen Flüchtling einen Besuch abzustatten. Die Zärtlichkeit des Königs gegen seine Geliebte und die dem ehemaligen Götzenbild gewidmete Anbetung des ganzen Hofs belehrten den Bischof, daß er durch seine Vermittelung die Rolle eines Gefoppten gespielt und daß er, ohne es zu merken, das Gegentheil von Dem, was er bezweckt hatte, bewirkt habe. Die Marquise tröstete ihn über seine Gesandtschaftsreisen, indem sie

ihm zuschwor, daß sie gegen Seine Majestät immer grausam sein wolle, und der König belohnte ihn für seine Dienste, indem er ihm die Stelle eines ersten Almoseniers für die Frau Dauphine übertrug.

Frau von Maintenon, nach Versailles zurückgekehrt, fand zu ihrem nicht geringen Verdruß die schöne Sünderin wieder. Da sie sah, daß sie einen völligen Bruch nicht hatte erlangen können, so suchte sie wenigstens die Marquise zu bestimmen, sich nur auf einen freundschaftlichen Umgang mit dem König zu beschränken; aber sie konnte sich dazu nicht entschließen. Soviel Reize und soviel Stolz waren mit dem zweiten Platze nicht zufrieden, der ihr übrigens auch unsicherer als der erste schien. Sie mußte einen Entschluß fassen, denn der König verlangte eine Entscheidung mit kalter, fester Dringlichkeit, die sattsam seine lebhafte Begierde anzeigte. Frau von Montespan, wahrscheinlich von demselben Feuer verzehrt, faßte den Entschluß, wieder zu sündigen und zu herrschen.

Heimliche Reibungen erbitterten sehr bald die Favoritin und die Gouvernante gegen einander; man zankte sich ohne Grund und versöhnte sich ohne Freundschaft. Frau von Montespan war zu scharfsinnig, um nicht das geheime Ziel der Madame Scarron zu merken und erlaubte sich gegen sie ein hochmüthiges Benehmen, daß diese in ihrer Ungeduld nicht zu leiden sich entschloß. Auch theilte sie mehrere Male Ludwig XIV. ihren Verdruß mit und bat ihn um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen,

ein Verlangen, das stets verweigert wurde und dem jederzeit ein höherer Beweis königlicher Huld folgte.

Diese vermehrten Gunstbeweise machten sie immer schwieriger, sich den launischen Wünschen der Favoritin zu bequemen und ihre kleinen Häkeleien zu erdulden. Einst sagte die erzürnte Maitresse zu ihr:

Kommt es einer kleinen Gouvernante meiner Kinder zu, mir zu widersprechen?

Wenn es eine Schande ist, deren Gouvernante zu sein, antwortete die Rivalin, was verdient dann das Weib für eine Bezeichnung, das deren Mutter ist?

Wie konnten nach so starken und so häufigen Zwistigkeiten diese beiden Frauen beisammen leben? Es wechselte ohne Unterlaß zwischen ihnen Versöhnung und Zank, und Zank und Versöhnung. Ungeachtet ihrer Streitigkeiten und ihrer gegenseitigen Antipathie, waren sie aber durch ihre Stellungen bei Hofe gezwungen, sich immer zu sehen und mit einander zu leben.

Ludwig war oft Zeuge und Richter ihres Gezänks und festen ward Frau von Maintenon von ihm getadelt. Die Frau, die man besitzt, hat gegen die, welche man noch nicht besitzt, stets unrecht. Als er sie eines Tags beide sehr erhitzt sah, wollte er den Grund ihres Zwiespalts wissen. Wenn Ew. Majestät, sagte die Gouvernante, in dieses Cabinet treten wollen, so werde ich Ihnen den Grund sagen. Da machte sie die lebhafteste Schilderung alles Dessen, was sie von der Montespan zu erdulden habe und

schloß ihre Klagen mit der innigen Bitte sie von dem Zusammenleben mit einer Frau zu entheben, welche die Härte selbst sei.

Die Härte! rief der König aus. Ei, jedes Mal, wenn in ihrer Gegenwart von Unglücklichen gesprochen wird, sehe ich, daß ihre Augen sich mit Thränen füllen ...

Und ich, erwiederte Frau von Maintenon, sehe, daß Sie noch ganz für sie eingenommen sind. Halten Sie auf diese Weise, Sire, was Sie dem Herrn Bischof, der Königin, Ihrem Volke, Gott versprochen haben? Sie weint über die Unglücklichen, sagen Sie; und sie ist es, welche sie dazu macht!

Der König bat sie noch zu bleiben.

Soll ich denn mein ganzes Leben lang, sagte sie, den Kummer haben, mit zwei Personen zusammen zu leben, welche täglich vor meinen Augen sündigen, und die ganz Europa das Aergerniß geben, auf dem Gipfel der Gesellschaft eine Frau zu erblicken, die ihrem Gemahl untreu ist und einen Mann, der seinem Nebenmenschen sein Weib geraubt hat?

Sie stellte ihm vor, daß es ihre Ehre erfordere, sich vom Hofe zu entfernen, daß, als sie geräuschlos in Maugirard lebte, sie nur ihre Freiheit zum Opfer gebracht habe, daß aber das Publikum den Argwohn fassen könnte, sie wäre Mitschuldige der Unordnungen, deren Zeuge sie sei. Der König gab ihr die Versicherung, daß dieß Verhältniß nicht lange dauern werde, womit er ihr zu verstehen gab, daß er auf ein anderes bedacht sei.

Frau von Maintenon war ihm eben so nothwendig geworden, als sie es dem Herzog du Maine, ihrem Zögling, war. Der König hatte bereits das Alter erreicht, wo der Mann in dem Umgang mit Frauen mehr Unterhaltung als Sinnenlust sucht. Seit ihrer Rückkehr von Barèges fand er diese Gesellschaft wieder, deren Entbehrung ihm den Werth und das Bedürfniß derselben kennen gelernt hatte. Er haßte zwar die Frommen, glaubte aber nicht, daß Frau von Maintenon zu ihnen gehöre. Die große Kunst, die Leidenschaften zu zügeln, die noch schwierigere, die Menschen zu beurtheilen, das Talent, die Handlungsweise nach bestimmten Grundsätzen zu regeln, die Gewohnheit, Alles zu bemerken und Alles zu benutzen: das ist es, was Frau von Maintenon von allen Frauen unterschied, die Ludwig XIV. zu gefallen strebten. Sie kannte den König und verstand ihn zu unterhalten; das erstere war leicht, weil er einen sehr ausgeprägten Charakter hatte; das zweite war aber schwierig, da sein Herz sehr leer und sein Gefühl abgestumpft war. Sie zeigte sich ihm immer nur voller Anmuth, Sanftmuth, besorgt für den Herzog du Maine und hörte mit gefälliger Aufmerksamkeit, lebhaftem und veränderten Gesichtsausdruck seine hundertmal erzählten Geschichtchen an. Sie erschien dem König von Tag zu Tag achtungswerther und er bewies ihr immer mehr Zuneigung.

Die hochmüthige Favoritin dagegen wollte über das Herz des Königs unumschränkt gebieten; sie quälte ihren Liebhaber durch eine ununterbrochene Eifersucht.

Schon hatte er ihr alle Ehrenfräuleins der Königin zum Opfer gebracht; denn Frau von Montespan hatte gefunden, daß dieses Fräuleinstift eine hundertköpfige Hydra und es das Sicherste sei, sie zu vernichten und durch Palastdamen von ganz besonderer Häßlichkeit zu ersetzen.

Fräulein von Guedony zum Beispiel erschien am Hofe, ein sanftes, gefälliges, von Jugendglanz strahlendes, thörigtes, junges Mädchen; der König schien gern mit ihr zu spaßen; das reichte schon hin, um die Frau von Montespan zu erzürnen.

Aber sie ist ja noch ein Kind! sagte der König zu ihr.

Sie sind es eben, antwortete sie, die ich fürchte; namentlich die Kinder der Liebe.

Die Gräfin von Grammont, dieselbe, welche ihr Bräutigam vergessen hatte in London zu heirathen, machte einige Angriffe auf das Herz des Königs. Sie wurde sehr leicht entfernt, indem man sie beschuldigte, Jansenistin zu sein.

Nun machte die Fürstin von Soubise Ansprüche auf des Königs Herz. Ihr Gemahl befahl ihr jedoch, ihm nach Flandern zu folgen; sie murrte dagegen, aber gehorchte doch. Als sie an den Hof zurückkam, bemerkte der König, daß sie eine Sommersprosse mehr und einen Zahn weniger hatte, so daß Frau von Montespan aufhörte, Groll gegen sie zu hegen.

Unterdessen machte die Marquise alle erdenklichen Anstrengungen, um das Herz dieses flatterhaften Monarchen, der nur noch Reiz in der Abwechslung fand,

in ihren Fesseln zu behalten. Tag und Nacht beschäftigt, ihren Geliebten die Sucht nach Sinnenlust zu rauben, beabsichtigte sie ihn von allen Frauen fern zu halten, indem sie ihm gewährte, was alle zusammen ihm hätten darbieten können. Sie gab sich allen seinen Lüsten Preis und theilte alle die ihrigen mit ihm. Das war keine Liebe mehr; das war die Wuth überreizter Leidenschaft. Aber anstatt daß diese gefährlichen Mittel ihn zurückhalten sollten, entfernten sie ihn nur immer mehr von ihr, und nach und nach verlor er vollends die geringe Achtung, die er für diese maßlose Maitresse noch gehegt hatte. Ihre Reize, die ihn früher sicher anspornten, erweckten jetzt kein Leben mehr in ihm, und wenn ihn noch manchmal die Gewohnheit zu Derjenigen rief, die seine Empfindung abgestumpft hatte, da bedurfte seine Phantasie eines Bildes, um ihn zu beleben. Er betrog sein Herz durch eine freiwillige Illusion, und in den Armen der Marquise von Montespan dachte er an Frau von Maintenon.

Während Favoritin und Gouvernante sich den ersten Platz in dem Herzen des Königs streitig zu machen suchten, jedoch mit ungleichem Eifer und mit verschiedenen Mitteln, erschien eine Rivalin auf dem Kampfplatze und bemächtigte sich seiner. Fräulein von Fontanges verlieh dem Feuer des Königs seine ganze Kraft wieder.

Das war ein prächtiges Mädchen, gut gewachsen, von Jugendglanz strahlend, vollkommen, wenn ihr Haar nicht ein wenig ins Röthliche gespielt hätte.

Selbst ihre Eltern bewunderten ihre Schönheit und gründeten Hoffnungen darauf. Von Kindheit an hatten sie sie zur Eroberung des Königs bestimmt und verschafften ihr aus diesem Grunde, durch Vermittelung der Herzogin von Arpajon, eine Stelle als Ehrenfräulein bei der Königin. Sie war sanften Temperaments und ein wenig zur Melancholie geneigt; eine königliche Haltung, eine Engelsmiene entzückten Alle, die sie sahen und machten jeden Mann geneigt, ihr den ersten Unterricht in der Liebe zu geben.

Frau von Montespan, erzürnt über diese Bevorzugung, hörte nun auf die Gouvernante zu verfolgen und richtete ihre ganze Wuth auf Fräulein von Fontanges. Frau von Maintenon war untröstlich; sie hatte nun keine Hoffnung mehr den König zu bekehren, denn er war von Neuem verliebt, und sie sah die ausschließliche Herrschaft über das Herz und den Geist des Königs, wonach sie seit so langer Zeit strebte, ihr wiederholt entrückt.

Das Herz Ludwigs XIV. war zu dieser Zeit sonderbar genug getheilt. Dem Fräulein von Fontanges widmete er sich aus Neigung, zur Marquise von Montespan ging er aus Gewohnheit und zur Frau von Maintenon zog ihn deren Unterhaltung.

Die erste ward geliebt, die zweite gefiel mitunter noch, die dritte war auf dem Punkt allein mehr zu gefallen als beide zusammen. Ludwig hatte zu ertragen die Launen der Liebe, den hochmüthigen Jähzorn der Eifersucht, die Strenge der Moral, die verdrießliche Miene der Königin und vorzüglich das Mahnen

seines Gewissens, seitdem ihm gesagt worden war, daß er nicht Liebhaber und Christ zu gleicher Zeit sein könnte.

Die gewandte Erzieherin spielte die schönste Rolle. Man hätte glauben können, sie habe gar kein Interesse an allen diesen Kabalen. Sie sprach mit dem Geliebten nur von der Nothwendigkeit seine Ketten abzustreifen; sie tröstete den König und versöhnte die beiden Rivalinnen. Sie entwickelte ihr System so gut, daß Fräulein von Fontanges, auf einem in dem Schlosse von Marly gegebenen Balle, von den Händen der Marquise von Montespan geschmückt erschien.

Fräulein von Fontanges wurde schwanger. Ihre Niederkunft war keine glückliche. Sie verfiel in ein Siechthum, das ihr alle Reize raubte und sie bald ins Grab brachte. Der König war über den Verlust dieser Dame, die er mit wahrem Jugendfeuer geliebt hatte, in hohem Grade betrübt.

Frau von Montespan freute sich über den Tod ihrer Rivalin. Ludwig war sehr erzürnt über diese häßliche Freude und warf ihr vor, so wenig Theil an seinem Kummer zu nehmen, nachdem sie so viel Vergnügungen mit ihm getheilt habe. Er hatte seine Maitresse auf dem Sterbebette gesehen; sie war lebhaft vor seinen Blicken, wie sie von der Krankheit entstellt, Gott ein von Liebe noch bebendes Herz darbot. Da er dieses Bild nicht los werden konnte, nahm er seine Zuflucht zur Frau von Maintenon, die es von ihm entfernen sollte. Ich kann nur durch

sie glücklich und getröstet werden, dachte er. Und er fand sie, wie immer, sanft und theilnahmvoll.

Dem Fräulein von Fontanges folgte bald die Königin im Tode nach.

Nach dem Tode der Königin beherrschte Frau von Maintenon das Herz des Königs ganz allein. Es wurde hin und hergesprochen, ob Frau von Montespan nicht vom Hofe entfernt werden solle. Ihre siegreiche Rivalin ersparte ihr diesen Streich aus Mitleid. Aber sie umgab sie mit guten Freunden, die beauftragt waren, ihr anzurathen, sich selbst von Versailles zu entfernen. Doch nichts war im Stande sie zu diesem Schritte zu vermögen; vielleicht blieb noch Hoffnung in ihrem Herzen zurück. Der König erhielt ihr äußerlich seine volle Gunst, und dieser äußere Schein genügte dem Stolze der gebieterischen Favoritin.

Jedoch alle Gnadenertheilungen hingen von jener ab. Die ehemalige Maitresse, immer wachsam auf ihr äußeres Ansehen, nahm jedes Mal ihre Zuflucht zu ihr, wenn die Gewohnheit, oder der Ruhm, etwas zu begehren und zu erlangen sie verpflichteten, ihren Schützlingen nützlich zu sein. Frau von Maintenon hatte nicht die Kraft, sie zu hassen, oder ihr etwas abzuschlagen, und auf diese Weise herrschte die Marquise von Montespan jetzt durch das Weib, welches zehn Jahre früher durch sie geherrscht hatte.

Die neue Favoritin hatte dem König den Pater La Chaise zum Beichtvater gegeben. Dieser Jesuit war so geschickt in seinen geistlichen Ermahnungen,

daß es ihm gelang, Ludwig XIV. ernstliche Furcht wegen des Zustandes seiner Seele einzuflößen. Eine Predigt über die Rückfälligkeit des Sünders, die er auf den Rath der Frau von Maintenon in der Schloßkirche zu Versailles, in Gegenwart des Königs, gehalten hatte, war für den Fürsten von der wunderbarsten Wirkung gewesen. Er wollte sich durchaus zum Guten bekehren und verlangte eine allgemeine Beichte seiner begangenen Sünden zu geben. Diese Beichte fand in der Schloßkapelle von Marly statt. Wieviel Vergehen, wieviel charmante Sünden hatte er da wohl zu gestehen! Die Geschichte sagt nicht, wie lange diese Generalbeichte gedauert hat. Soviel steht fest, daß, wenn der Monarch bei dieser Gelegenheit alle jene Sünden gestand, die er in Folge seiner Galanterie begangen hatte, er dann sein Gedächtniß auf das Außerordentlichste anstrengen und seinem Beichtvater die sonderbarsten Ueberraschungen vorbereiten mußte.

Den Tag darauf vermählte sich Ludwig der Große, dem Antrieb seines Beichtigers nachgebend, insgeheim mit der Wittwe des Dichters Scarron und stellte auf diese Weise Diejenige auf die Stufen des Thrones, welche, in einem Gefängniß geboren, dem Elend nur dadurch entgangen war, daß sie den gebrechlichsten und spaßhaftesten Mann von ganz Frankreich geheirathet hatte.

In dem ersten Jahre seiner zweiten Ehe geschah es, daß Ludwig XIV. das Schloß Marly erbauen ließ. Dieses Wunderwerk, dieser Juwel, der dem

Monarchen immenſe Summen koſtete, war gewiſſermaßen eine Huldigung, die er ſeiner neuen Gemahlin brachte.

Dieſer beliebte es die Arbeiten zu dieſer prachtvollen Wohnung zu leiten, und nicht ſelten geſchah es, daß man die ehemalige Gouvernante in einer Portechaiſe die Künſtler und Arbeiter beſuchen ſah, während Ludwig der Große mit entblößtem Haupte und auf die Thüre gelehnt, ihr Alles, was ihre Bewunderung erregte, erklärte.

Frau von Maintenon war bis zu dem Tode des Monarchen im ausſchließlichen Beſitz des Herzens Ludwigs XIV. und faſt der ſouverainen Gewalt. Während der Herrſchaft ihrer Gunſt, führte ſie die Frommen bei Hofe ein, beſchützte die katholiſche Religion zum Nachtheil der proteſtantiſchen und kam in ihrem proſelytiſchen Eifer auf den unglückſeligen Gedanken, dem König den Widerruf des Edict's von Nantes anzurathen, deſſen Reſultate für Frankreich ſo betrübend waren und fünfhunderttauſend unglückliche Proteſtanten ins Elend brachte und zur Auswanderung antrieb.

Die heimliche Gemahlin des großen Königs ſtarb zu Saint-Cyr, in der Anſtalt, die ſie zu Gunſten junger Mädchen aus adlichen Familien, die unvermögend waren, gegründet hatte.

Während der Regierungszeit Ludwigs XV. wurde Marly nach wie vor, in gewiſſen Zwiſchenräumen, von dem Hofe zum Aufenthalt gewählt; aber es verlor die Beſtimmung, die ihm Ludwig XIV. ge-

geben hatte. Die Aufnahme in Marly war nicht mehr ein Privilegium einiger Auserwählter; diese köstliche Wohnung diente dem König nicht als Zufluchtsstätte, wenn er sich für kurze Zeit der Etikette und den großen Ceremonien in Versailles entziehen wollte: für diesen Zweck hatte sich Ludwig der Vielgeliebte Choisy-le-Roi erkoren, denn in diesem Schlosse vereinigte er seine Vertrauten um sich und feierte nächtlicherweise mit ihnen jene berüchtigten Orgien, denen man, sonderbar genug, den anständigen Namen „kleine Soupers" beigelegt hat.

Unter der Regierung Ludwigs XVI. war es, wo im Schlosse zu Marly der Juwelier Böhmer der Königin Marie Antoinette, in der Hoffnung, daß sie es kaufen würde, jenes Halsband von Diamanten vorlegte, an das sich für die Fürstin so nachtheilige Folgen knüpften, welches mit dazu beitrug, sie in Mißcredit zu bringen und vielleicht eine der Ursachen ihres so traurigen Todes war.

Da die Halsbandgeschichte eine sehr geheimnißvolle ist und Viele sie als noch nicht ganz aufgeklärt betrachten, so wollen wir sie hier ausführlich berichten, da wir überzeugt sind, daß sie den meisten unserer Leser großes Interesse gewähren wird.

Die Gräfin von Lamotte, die in dieser Geschichte, deren Resultate für die unglückliche Gemahlin Ludwigs XVI. so nachtheilig waren, eine so große Rolle spielte, ward in der Champagne unter dem Strohdach in größter Armuth geboren. Sie war — wie man es nehmen will — entweder eine vom Glück Hoch-

begünstigte, oder der Sprößling einer vom Unglück verfolgten Familie; denn sie wies später nach, daß sie, durch einen Zweig der Grafen von Saint-Remy, von dem königlichen Hause von Valois abstamme. Der Genealogist von Hozier hatte ihr ein Certificat darüber gegeben. Diese erlauchte Abstammung hatte ihre Lage jedoch nicht sehr verbessert. Sie ward die Gattin des Herrn von Lamotte, eines Edelmanns und simpeln Gendarmen. Ihre gemeinschaftlichen Hülfsmittel, waren äußerst mäßig: die Noth erniedrigt uns in den Augen des wohlthätigen Mannes nicht, wenn sie nicht die Frucht schlechten Betragens ist. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, stellte sie sich dem Großalmosenier vor, um seine Großmuth in Anspruch zu nehmen und zugleich, um seine Fürsprache bei dem König zu bitten.

Die Gräfin von Lamotte war, ohne gerade im Glanze der Schönheit zu strahlen, von Natur mit aller Anmuth der Jugend geschmückt; sie hatte ein anziehendes und geistvolles Gesicht; sie drückte sich mit Leichtigkeit aus, ein gutmüthiger Zug um ihren Mund verlieh ihren Erzählungen etwas Aufrichtiges und Wahrscheinliches: wir werden bald sehen, daß dieses verführerische Aeußere eine verderbte Seele und die Zauberkünste der Circe verbarg.

Die unglückliche Lage dieser von den Valois abstammenden Frau machte auf das edle, mitleidige Herz des Kardinals von Rohan den tiefsten Eindruck; es wäre ein Glück für ihn gewesen, sie wieder auf den hohen Rang ihrer Ahnen zu bringen, da aber

die Finanzen des Königs keine einem so erlauchten Namen angemessene Unterstützung zu geben erlaubten, so konnte er ihr nur eine kleine Hülfe gewähren, die sie wenigstens der augenblicklichen Noth entriß. Dieses gewandte und einschmeichelnde Weib durchschaute bald die Seele ihres Wohlthäters, der so empfänglich für zarte und edle Empfindungen war. Dankbarkeit und wiederkehrende Bedürfnisse veranlaßten sie ihre Besuche und ihre Unterhaltungen mit dem Kardinal zu erneuern. Sie wurde gewahr, daß ihre Gegenwart dem Großalmosenier, der dem Impuls seiner Empfindungen nachgab, großes Interesse gewährte. Seine Eminenz rieth ihr, sich direct an die Königin zu wenden, da er voraussetzte, daß diese edle Fürstin, von dem Mißverhältniß zwischen ihrer Geburt und ihrem gegenwärtigen Geschick betroffen, unbezweifelt Mittel finden würde, sie ihrer peinlichen Lage zu entreißen. Nachdem der Kardinal ihr gestanden hatte, daß er außer Stande sei ihr eine Unterredung mit der Königin zu verschaffen, trieb er in mehreren auf einander folgenden Unterhaltungen das Vertrauen zu ihr so weit, daß er ihr den tiefen Kummer schilderte, den er empfände, sich den Haß seiner Souverainin zugezogen zu haben und daß sein Herz deshalb in ewiger Unruhe sei. Diese Vertraulichkeit ward zu dem hölliſchen Funken, der die unglückseligste Feuersbrunst verursachte. Diese Vertraulichkeit erweckte in dem Geiste der Frau von Lamotte einen Plan, wie deren die Annalen menschlicher Thorheiten nur wenige aufzuweisen haben. Frau von Lamotte

überredete nämlich den Kardinal, daß es ihr gelungen sei, sich die innigste Gunst der Königin zu erwerben, daß, von den seltenen Eigenschaften seines Herzens und Geistes durchdrungen, sie von ihm so oft und mit so viel Wärme des Gefühls mit der Fürstin gesprochen habe, daß deren Vorurtheile nach und nach verschwunden und durch günstigere Empfindungen für ihn ersetzt worden wären; daß ihre Insinuationen so viel Erfolg gehabt hätten, die Königin zu bewegen, dem Herrn Kardinal zu erlauben, sich schriftlich bei ihr zu rechtfertigen, eine Correspondenz mit ihr zu eröffnen, welche bis zu dem günstigen Zeitpunkte, wo sie die Rückkehr ihres Wohlwollens für ihn öffentlich zeigen könne, geheim gehalten werde und die Gräfin von Lamotte die Vermittlerin dieser Correspondenz sein solle, deren Folgen und Wirkungen natürlicherweise den Kardinal auf den Gipfel der Gunst und des Ansehens bringen würden.

Nachdem Frau von Lamotte das Vertrauen des Kardinals durch alle Künste der Verführung und der Intriguen in höchstem Grade sich errungen hatte, sagte sie eines Tags zu ihm: Ich bin von der Königin bevollmächtigt, die schriftliche Rechtfertigung des Unrechts, dessen man Sie zeiht, von Ew. Eminenz zu fordern. Die von der Gräfin ersonnene und von dem Kardinal geglaubte Autorisation war für den Fürsten von Rohan die Morgenröthe einer schönern Zukunft. Bald wurde seine Vertheidigung, von ihm selbst geschrieben und das volle Gepräge seiner Unschuld und unwandelbaren Hingebung für die Königin

an sich tragend, den Händen der Frau von Lamotte übergeben. Einige Tage darauf brachte sie eine Antwort, geschrieben auf einen Briefbogen kleines Formats mit Goldschnitt, in welcher Marie Antoinette, deren Handschrift auf geschickte Weise nachgemacht war, sagte: Ich habe Ihren Brief gelesen und bin erfreut, Sie nicht mehr schuldig zu finden. Ich kann Ihnen aber noch nicht die Audienz bewilligen, um die Sie bitten. Wenn die Umstände es erlauben, werde ich Sie davon benachrichtigen. Seien Sie verschwiegen. Diese wenigen Worte erregten in der Brust des Herrn von Rohan ein Entzücken, das schwer zu schildern sein würde. Von dieser Zeit an war die Gräfin von Lamotte in seinen Augen ein Schutzengel, der ihm die Wege des Glücks anbahnte. Seit er diese Antwort erhalten, konnte sie von ihm verlangen, was sie nur wollte.

Durch diesen Erfolg ermuthigt, setzte sie die der Königin unterschobene Correspondenz mit dem Kardinal fort. Die Geldforderungen, welche die Königin in diesen unächten Briefen, unter verschiedenen Vorwänden, von dem Großalmosenier verlangte, verschafften der Frau von Lamotte nach und nach 120,000 Livres, und nichts konnte dem unmoralischen und leichtgläubigen Mann, der sich durch derartige Mittel täuschen ließ, die Augen öffnen.

Ein trauriger Zufall trug in derselben Zeit dazu bei, den Geist des Kardinals mit noch weniger Zurückhaltung auf außerordentliche Dinge zu lenken. Ich weiß nicht, welches Ungeheuer, dem Glück recht-

schaffener Menschen feindlich entgegen, einen begeisterten Empiriker, einen neuen Apostel der natürlichen Religion, in unser Land ausgespieen hatte, der sich seiner Proselyten despotisch bemächtigte und sie sich dienstbar machte.

Plötzliche Heilungen tödtlich krank und unheilbar gehaltener Personen, die Cagliostro in der Schweiz und in Straßburg bewirkt hatte, machten, daß sein Name von Mund zu Mund ging und verschafften ihm den Ruf eines wahrhaften Wunderdocters. Seine Aufmerksamkeit für die Armen, seine Verachtung der Reichen gaben seinem Charakter einen Anstrich von Erhabenheit, der die Begeisterung der Welt erregte. Diejenigen, denen er so wohlwollte, sie zu sich einzuladen, verließen ihn immer nur, indem sie mit Entzücken von seinen eminenten Eigenschaften sprachen. Der Kardinal von Rohan befand sich damals, als der Graf Cagliostro, durch sein Benehmen und die von ihm bewirkten Kuren, in der Schweiz wie in Straßburg alle Welt in Staunen versetzte, auf seinem Schlosse Saverne. Begierig, einen so außerordentlichen Mann kennen zu lernen, reiste der Fürst nach Straßburg, mußte aber erst unterhandeln, bevor er bei dem Grafen zugelassen wurde.

Wenn der Herr Kardinal krank ist, ließ er ihm sagen, so möge er zu mir kommen und ich werde ihn heilen; befindet er sich aber wohl, so braucht er mich nicht und ich nicht ihn.

Eine solche Antwort, weit entfernt, die Eigenliebe des Kardinals zu verletzen, erregte nur noch mehr

seine Neugierde, ihn kennen zu lernen. In das Heiligthum dieses neuen Aeskulap endlich zugelassen, erblickte er, wie er später erzählte, in dem Aeußern dieses so wenig mittheilsamen Mannes eine so imponirende Würde, daß er sich von einem religiösen Beben ergriffen fühlte, welche seinen ersten Worten tiefe Ehrfurcht aufnöthigte. Diese Unterredung, die ziemlich kurz war, erregte das lebhafteste Verlangen in ihm, eine nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Dieß gelang ihm endlich, und der verschmitzte Empiriker richtete seine Reden und sein Benehmen gegen ihn so geschickt ein, daß er, anscheinend ohne danach zu streben, das intimste Vertrauen des Kardinals erzielte und eine große Herrschaft über seinen Willen errang.

Ihre Seele, sagte er einst zu dem Fürsten, ist der meinigen würdig, und Sie verdienen der Vertraute meiner Geheimnisse zu sein.

Dieses Geständniß fesselte alle geistigen und sittlichen Eigenschaften eines Mannes, der von früher Jugend an auf die Mysterien der Chemie und Physik ganz versessen gewesen war.

Hätte sich die Gräfin von Lamotte nur auf ihre ersten Diebereien beschränkt, so würden sie zwar in der Folge auch entdeckt worden sein; aber sie wäre für eine erfahrene Heldin in der Gaunerei gehalten worden, den Kardinal hätte man seiner Leichtgläubigkeit wegen ausgelacht, denn er war der Gefoppte, hatte auch nur eine Summe Geldes eingebüßt, und überdem mußte ihm daran gelegen sein, die Sache

nicht ruchbar werden zu lassen. Wenn aber ein sittlich verderbter Mensch seine ersten schlechten Handlungen ohne Bestrafung hingehen sieht, so sind ihm alle Verbrechen, so groß auch deren Bösartigkeit sein möge, erwünschte Mittel, seine schändliche Habgier zu befriedigen. Die durchaus schlechte Seele der Frau von Lamotte, deren Geldgier durch die hundert und zwanzigtausend Livres, die sie durch einen lügenhaft auf zierliches Papier mit Goldschnitt geschriebenen Brief errungen hatte, nur gereizt worden war, entwarf einen Plan, dessen Kühnheit und Gefährlichkeit selbst den verwegensten Räuber abgeschreckt haben würde.

Der Juwelier der Königin hatte auf seinem Lager ein prachtvolles Halsband von Diamanten, in dem Preise von einer Million und achtmalhunderttausend Livres. Die Gräfin von Lamotte wußte, daß die Königin, der es zwar gefallen hatte, doch dem König unter den damaligen Umständen, die die strengste Oekonomie erheischten, nicht den Vorschlag machen wollte, es für sie zu kaufen. Frau von Lamotte hatte die Gelegenheit gehabt dieses famose Halsband zu sehen, und der Juwelier Böhmer, der Eigenthümer desselben, hatte ihr nicht verhehlt, daß ein solcher Schatz, der als ein todtes Kapital bei ihm liege, ihm einigermaßen in Verlegenheit setze; daß er bei Erwerbung desselben auf die Königin gerechnet habe, daß dessen Ankauf aber von ihr verweigert worden sei und daß er, fügte er hinzu, mit Vergnügen derjenigen Person ein reiches Geschenk machen wolle,

die ihm für dieses kostbare Geschmeide einen Käufer verschaffe.

Frau von Lamotte hatte ihre Talente in Bezug auf die Leichtgläubigkeit Sr. Eminenz schon erprobt; sie unternahm nun, in ihren Betrügereien fortfahrend, sich das verheißene Geschenk und das Halsband zugleich anzueignen. Auf folgende Weise gelang es ihr, den Kardinal zu täuschen. Sie sagte nämlich zu ihm: Die Königin hege den lebhaften Wunsch, dieses Halsband zu besitzen; sie wolle es ohne Wissen des Königs kaufen und nach und nach von ihren Ersparnissen bezahlen; sie wünsche dem Herrn Großalmosenier ein besonderes Zeichen ihres Wohlwollens zu geben, indem sie ihn beauftrage, diesen Ankauf in ihren Namen zu besorgen; er werde deshalb eine geschriebene und von ihr selbst unterzeichnete Vollmacht erhalten, die er erst nach voller Bezahlung zurückzugeben habe; er solle eine derartige Uebereinkunft mit dem Juwelier treffen, daß der Betrag in dreimonatlichen Terminen, vom 30. Juli 1785 angefangen, bezahlt werde; bei dem Ankauf des Schmuckes — eine wesentliche Bedingung — dürfe der Name der Königin nicht erwähnt werden, sondern der Kardinal müsse in seinem Namen allein den Handel abschließen; die geheime Vollmacht hiezu unterzeichnet: Maria Antoinette von Frankreich werde ihm eine hinreichende Sicherheit bieten und außerdem gebe die Königin Sr. Eminenz dadurch einen bedeutsamen Beweis ihres Vertrauens.

Das war der Roman, den dieses ruchlose Weib

erfann, das der Circetrank, den sie dem leichtgläubigen Kardinal anbot. Da ihre Erfolge in den Künsten der Verführung und Ueberredung sie bis zum Uebermaß sicher gemacht hatten, so ging sie mit immer zunehmender Verwegenheit auf dieser gefährlichen Laufbahn vorwärts. Der Kardinal war im Elsaß. Die Gräfin von Lamotte ließ durch den Baron Planta, einen vertrauten Freund des Fürsten von Rohan, einen Courier an ihn absenden, mit einem kleinen goldberänderten Briefe, in welchem ihm die Königin angeblich schrieb: Der von mir erwünschte Augenblick ist noch nicht gekommen; aber ich ersuche Sie, Ihre Rückkehr zu beschleunigen, wegen eines geheimen Geschäfts, das mich persönlich angeht und daß ich Ihnen anvertrauen will; die Gräfin von Lamotte wird Ihnen das Räthsel lösen.

Nach dem Empfang dieses Briefes hätte sich der Kardinal Flügel gewünscht. Er kam an einem sehr kalten Januartage unerwartet in Paris an. Diese schnelle Rückkehr erschien den Personen von seiner Bekanntschaft um so außerordentlicher, als der Kardinal ihnen durchaus keinen Grund seines plötzlichen Erscheinens angab. Seine Verwandten und Freunde waren weit entfernt an die gefahrbringenden Irrgänge des Labyrinths zu denken, in welchen eine kaum bekannte Frau ihn mit verbundenen Augen herumirren ließ.

Der Kardinal hatte nicht sobald das angebliche Räthsel vernommen, als er, entzückt über die Mission, mit welcher seine Souverainin die Güte hatte ihn zu

beehren, dringend um die nothwendige Vollmacht bat, damit er, sobald wie möglich, die Erwerbung des Halsbandes bewerkstelligen könne. Diese Schrift ließ nicht auf sich warten; sie war von Marly datirt und Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnet. Wenn das Band der Täuschung, das die Augen des Fürsten Ludwig von Rohan bedeckte, nicht zu dicht gewesen wäre, so hätte ihm schon diese so ungeschickt ausgestellte Signatur die ihm gelegte Falle erblicken lassen müssen. Die Königin unterzeichnete immer nur Maria Antoinette; die beigefügten Worte „von Frankreich" waren ein Beweis der größten Unbekanntschaft mit den gewöhnlichsten Gebräuchen der Königin. Aber Rohan merkte nichts.

Cagliostro, der kürzlich in Paris angekommen war, ward nun um Rath gefragt. Dieser delphische Gott bestieg seinen Dreifuß und in einer Nacht wurden in einem mit einer Menge Wachskerzen erleuchteten Saale des Kardinals die mysteriösen Worte gesprochen. Das Orakel, von seinem Gott begeistert, sprach: Die Unterhandlung ist des Fürsten würdig; sie wird vollen Erfolg haben; sie wird dem Wohlwollen der Königin für ihn Festigkeit geben und einst den glücklichen Tag herbeiführen, der, zum Glück Frankreichs und der Menschheit, die seltenen Talente des Herrn Kardinals offenbar machen wird.

Der Geschichtschreiber, der diese Thatsachen erzählt, kann nicht umhin, indem er bedenkt, daß einem ehemaligen Gesandten, einem Primas der Kirche auf solche Weise von einem Charlatan und einer Gau-

nerin mitgespielt wird, seinen Lesern noch besonders zu sagen, daß es keine Gebilde seiner Phantasie seien, die er ihnen erzählt. Ich schreibe Wahrheiten, sagt er, und man wird glauben, ich erzähle Mährchen; ich würde dieß selbst glauben, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, daß die Thatsachen, die ich hier mittheile, durchaus wahr sind.

Die Verkündigungen Cagliostro's zerstreuten nun vollends jeden Zweifel, der sich in dem Fürsten von Rohan hätte erheben können. Es wurde beschlossen, daß sich der Kardinal so bald wie möglich eines Auftrags entledige, der als ein höchst schmeichelhafter und ehrenvoller betrachtet wurde.

Nachdem nun Alles so weit in Ordnung war, unterhandelte der Kardinal mit Böhmer und Bassange über den Ankauf des Schmuckes; er verhehlte ihnen nicht, daß es für Rechnung der Königin geschehe, zeigte ihnen deren Vollmacht und verlangte die strengste Verschwiegenheit von ihnen. Die Juweliere glaubten Alles, was ihnen der Großalmosenier sagte und vorlegte, waren mit den Papieren, die er ihnen gab, zufrieden und versprachen das Halsband am 1. Februar abzuliefern. Die Gräfin Lamotte hatte diesen Tag als den eines großen Festes zu Marly bezeichnet, zu welchem die Königin dieses kostbare Geschmeide gern zu tragen wünsche. Das Kästchen mit dem Schmuck sollte den Tag vorher in Versailles sein und des Abends in dem Hause der Frau von Lamotte abgegeben werden, von welcher es die Königin angeblich abholen lassen wollte. Dieses Weib, trunken vor

Freude, ihre unbegreifliche Intrigue von so wunderbarem Erfolge gekrönt zu sehen, hatte schon in ihrer Wohnung zu Versailles den Schauplatz vorbereitet, auf welchem die Uebergabe des Halsbandes an den Mann spielen sollte, der als angeblicher Abgesandter der Königin kommen werde, um es ihr zu überbringen. In der That, das war eine wirkliche Scene und Aufführung einer Komödie; denn der Kardinal, dem man die Stunde der Uebergabe bezeichnet hatte, begab sich im Abenddunkel, von einem Kammerdiener begleitet, mit dem Schmuckkästchen zur Frau von Lamotte. Den Diener ließ er unten an der Thüre und ging allein in das Gemach, wo seine Albernheit ihr Opfer bringen sollte; es war ein Zimmer mit einem Alkoven und einer Glasthüre. Die geschickte Comödiantin ließ den Zuschauer in dem Alkoven Platz nehmen; ein einziges Licht erleuchtete nur unvollkommen das Gemach. Bald öffnete sich die Zimmerthüre und eine Stimme ruft: Ich bin Beauftragter Ihrer Majestät der Königin! Frau von Lamotte geht ihm, mit dem Schmuckkästchen in der Hand, ehrfurchtsvoll entgegen und übergiebt ihm dasselbe. Das war die Uebergabe des Halsbandes. Der Prinz Rohan, geheimer und stummer Zeuge dieser Komödie, glaubt den angeblichen Abgesandten der Königin zu erkennen. Frau von Lamotte sagt ihm, daß es der vertraute Kammerdiener der Königin, aus dem Schlosse Trianon, sei. Er ging ganz wie dieser gekleidet und hatte dessen Körperhaltung. Zu den diversen Täuschungsmitteln der Frau von Lamotte gehörte auch

das, dem Kardinal glauben zu machen, die Königin gewähre ihr mitunter geheime Zusammenkünfte zu Marly und Trianon und überhäufe sie dabei mit den Beweisen ihrer innigsten Freundschaft; ja, sie zeigte dem Kardinal mehrmals den Tag und die Stunde an, wenn sie sich zu ihrer Majestät begebe. Der Fürst von Rohan, der ein Vergnügen daran fand, sich an dem Anblick alles Dessen, was seiner Ueberzeugung neue Nahrung geben konnte, zu weiden, hatte sich mehrmals in die Nähe dieser Schlösser begeben, um stillvergnügter Augenzeuge ihrer Ein- und Ausgänge zu sein.

Eines Nachts, als sie wußte, daß der Großalmosenier den Augenblick erwartete, wo sie das Schloß Marly verlassen würde, ließ sie sich bis zu einer gewissen Entfernung von einem Vertrauten begleiten, dem hauptsächlichsten Agenten ihrer Streiche, der dann vorgab, wieder zurück in das Schloß zu gehen. Es war Mondschein. Der Fürst, der verkleidet war, ging, wie er es vorher gesagt hatte, der Gräfin von Lamotte entgegen und fragte nach dem Namen jener Person; sie sagte ihm, daß dieß der vertraute Kammerdiener der Königin sei. Zu dieser Zeit war das Halsband, wonach sie strebte, weder schon gekauft noch übergeben; aber diese geschickte Künstlerin legte immer schon nach und nach die Bausteine zurecht, mit welchen sie ihr wunderbares Gebäude aufbauen wollte. Dieser angebliche Kammerdiener war ein gewisser Villette aus Bar-sür-Aube, ein Freund der Frau von Lamotte und ein Kamerad ihres Mannes.

Dieſes Weib hatte ihn in ihre verbrecheriſchen Pläne eingeweiht; er half ihr in Allem und ſollte Theil an den Früchten ihrer Betrügereien haben. Er war es, der das gefährliche Talent beſaß, die Handſchrift der erlauchten Fürſtin nachzumachen; er war der Schreiber der Briefe, welche Frau von Lamotte unter dem Namen der Königin fabrizirte und er war es, der die, Maria Antoinette unterzeichnete, Vollmacht zur Erwerbung des Halsbandes geſchrieben hatte.

Der Kardinal, welcher die Geſichtszüge des Mannes, dem von der Gräfin Lamotte das Schmuckkäſtchen übergeben worden war, genau geprüft und ſie mit denen des vorgeblichen königlichen Kammerdieners, der früher einmal des Nachts die Frau von Lamotte eine Strecke Weges begleitete, verglichen hatte, zweifelte nun nicht mehr, daß das Halsband in die rechten Hände gekommen ſei.

Auf ſolche Weiſe erreichte die Täuſchung ihr Ziel. Sie hatte ſich des Geiſtes des Kardinals dermaßen bemächtigt, daß Seine Eminenz, ſeitdem die Uebergabe geſchehen war, fortwährend in die Juweliere drang, der Königin ihre Aufwartung zu machen, damit ſie ſich überzeugen könnten, daß der Schmuck wirklich für ſie gekauft worden ſei. Dieſe Eigenthümlichkeit, deren Wahrheit durch die Ausſagen der Herren Böhmer und Baſſange erwieſen iſt, darf keinen Zweifel mehr aufkommen laſſen, daß der Kardinal immer in gutem Glauben und in der Meinung das Halsband gekauft habe, es geſchehe auf Befehl der Königin.

Als der 30. Juli, der Tag des ersten Zahlungstermins von hunderttausend Thaler ohngefähr noch sieben bis acht Wochen entfernt war, ward der Kardinal, dessen Gegenwart bei der Zahlung nöthig war, aus dem Elsaß, wo er sich damals befand, zurückberufen. Er kam mit der Eile eines Mannes an, der sein Ziel zu erreichen hofft. Ein kleiner Brief gab ihm die Versicherung, daß für die Erfüllung seiner Wünsche Alles vorbereitet sei und daß er in Kurzem die Wirkung der von der Souverainin ihm gemachten Versprechungen spüren werde. Sehr klug war noch hinzugefügt, daß man daran denke, die für die erste Zahlung nöthige Summe zusammenzubringen; daß unvorhergesehene Hindernisse dieser Bemühung einigermaßen hindernd wären, man aber dessenungeachtet hoffe, keine Verzögerung eintreten lassen zu müssen.

Unterdessen wurden die angenehmen Abendcirkel bei dem Grafen Cagliostro besucht; man freute sich der nahen glücklichen Zeit, wo die Königin die heißen Wünsche des Großalmosenier erfüllen sollte. Die Frau von Lamotte allein wußte das Gegentheil. Saint-James, ein Anhänger Cagliostro's und einer der reichsten Finanzmänner seiner Zeit wurde bei diesen Soirée'n zugelassen, und zwar auf Anrathen dieser Frau, die ihre eigenen Ansichten hatte. Sie sagte eines Tags zum Kardinal: Ich sehe die Königin wegen der am 30. Juli fälligen hunderttausend Thaler in Verlegenheit; sie schreibt Ihnen nicht, um Sie nicht zu beunruhigen; aber ich habe ein Mittel ersonnen, wie Sie ihr verbindlich werden können; wenden Sie

ſich an Saint-James, er wird hunderttauſend Thaler nicht hoch anſchlagen, wenn er erfährt, daß er damit der Königin dienen kann. Benutzen Sie das Glück, das Sie ihm gewähren, indem Sie, wie der Graf Caglioſtro, ihm ſo große Aufmerkſamkeit erweiſen. Die Königin wird dieß Verfahren nicht mißbilligen. Der Erfolg dieſer neuen Unterhandlung kann nur die Gefühle erhöhen, die Sie ihr bereits einflößen.

Der Kardinal dankte der Frau von Lamotte für ihren guten Rath. Indem nun der Fürſt Rohan im vertraulichen Tone dem Herrn Saint-James Alles mittheilte, was in Bezug auf den Ankauf des Halsbandes geſchehen, glaubte er ihn für ſeine Wünſche willfährig zu machen. Er zeigte ihm die, Maria Antoinette von Frankreich unterzeichnete Vollmacht; er ſagte ihm, in welcher Verlegenheit ſich die Königin jetzt befinde und gab ihm die Zuſicherung, daß es ein unfehlbares Mittel ſein würde, ihr Vertrauen ſich zu erringen, wenn er die erſte an die Juweliere fällige Zahlung leiſten wolle. Saint James war, wie alle Emporkömmlinge, mehr gierig nach äußerer Auszeichung als nach Geld; er wünſchte irgend einen Titel und ein Bändchen im Knopfloch zu haben, und er hatte beides bis jetzt noch nicht erlangen können. Der Fürſt-Kardinal verhieß ihm im Namen der Königin die Gewährung ſeiner Wünſche, als Belohnung des von ihm verlangten Dienſtes. Der Finanzmann erwiederte, daß er ſich höchſt glücklich ſchätze, Ihrer Majeſtät Beweiſe ſeiner unbegrenzten Ergebenheit ge-

ben zu können; sobald er mit ihrem Befehl beehrt sein werde, würde er sie hinsichtlich der ersten fälligen Zahlung der hunderttausend Thaler vollständig beruhigen. Der Großalmosenier unterrichtete Frau von Lamotte von dieser günstigen Antwort und er theilte sie in einem Briefe der Königin mit. Der Schreibkünstler, der die Antworten der Königin so geschickt nachmachte, war abwesend; Frau von Lamotte ließ ihn schnell von London, wo er sich damals aufhielt, nach Bar-sür-Aube kommen, wo diese gewandten Gauner im Verein Vorsichtsmaßregeln trafen, ihr aus dem Erlös des Halsbandes erzieltes Vermögen in Sicherheit zu bringen.

Die Verzögerung der von der Königin erwarteten Antwort ängstigte den Kardinal, weshalb er der Frau von Lamotte seine Unruhe mittheilte und ihr sagte, daß er den Grund dieses Schweigens in dem jetzigen Zeitpunkt um so weniger begreifen könne, als der erste Zahlungstermin schon sehr nahe sei; überdem befürchtete er, Saint-James möchte glauben, man habe ihm nicht reinen Wein eingeschenkt. Er fügte hinzu, daß er noch weniger die beharrliche Strenge der Königin gegen ihn bei seinem Erscheinen bei Hofe begreife, wenn er damit das Interesse vergleiche, welches sie in ihren Briefen so lebhaft für ihn kundgebe. Seit der Rückkehr des Kardinals war dieß seine gewöhnliche Klage, sobald er mit der Gräfin Lamotte zusammen kam. Das gewandte Weib hatte bis dahin seine Besorgnisse durch verschiedene Manöver zu beruhigen gewußt; jetzt war der diabolische Geist die-

ser Frau auf ein Mittel gefallen, welches die Zweifel seiner Eminenz vollständig heben sollte und wodurch sie dessen Leichtgläubigkeit noch mehr benutzte. Sie durfte nun hoffen, daß er Alles ins Werk setzen werde, um aus seinen Mitteln, oder durch Saint-James, die zum ersten Verfalltag nöthige Summe zu beschaffen.

Dieser neue bösartige Streich erforderte mancherlei Vorbereitungen. Unterdessen war auch der Fälscher Villette aus Bar-sür-Aube angekommen. Die Antwort Maria Antoinette's ward auf der Stelle angefertigt und lautete: Die Königin hätte nur deshalb so lange mit der Antwort gesäumt, weil sie gehofft habe, das Anerbieten des Herrn Saint-James nicht benutzen zu brauchen; sie nähme dasselbe, jedoch nur für die erste Zahlung an, verspreche die Summe pünktlich zurückzuzahlen und wünsche, daß ihr Herr Saint-James Gelegenheit geben möge, ihm für seinen Dienst ihre Dankbarkeit beweisen zu können.

Der Kardinal konnte erst einige Tage später diese Antwort dem Banquier Saint-James mittheilen. Unterdessen hatte Frau von Lamotte nebst ihrem Mann und Vilette Alles in Bereitschaft gesetzt, um die merkwürdige Posse, deren Erfindung und Ausführung eine wahrhaft satanische Einbildungskraft verrieth, weiter fortzuspielen. Sie unternahm es, dem Kardinal den Glauben beizubringen, daß, da die Königin ihm nicht, wie sie es wünsche, öffentliche Beweise ihrer Achtung geben könne, sie mit ihm in den Boskets von Versailles, des Nachts zwischen eilf und

zwölf Uhr, eine Unterredung haben wolle, in welcher sie ihm Alles sagen werde, was sie auf seine freundlichen Gesinnungen ihm schriftlich nicht mittheilen könne. In der That verkündigte ihm ein Briefchen mit Goldschnitt diese glückliche Neuigkeit und zeigte ihm Tag und Stunde des ersehnten Rendezvous an. Nie war eine Unterredung mit mehr Ungeduld erwartet worden.

Die Gräfin Lamotte hatte auf den Promenaden des Palais royal zu Paris eine Courtisane von graziöser Haltung bemerkt, deren Profil dem der Königin glich; sie erkor sich dieses Mädchen zur Hauptheldin der Scene im Bosket. Ihr Name war Oliva. Man hatte ihr vorgeredet, daß das kleine Schauspiel, in welchem sie eine der beiden Hauptrollen spielen sollte, zum Amüsement der Königin und auf ihren besonderen Befehl angestellt worden sei. Die angebotene Belohnung bewirkte sehr bald, daß diese Rolle von dieser Tochter Cytherens angenommen wurde, da sie ja ohnedieß mit ihren Reizen Handel trieb.

Demoiselle Oliva ward von Herrn von Lamotte in einer Miethkutsche, deren Besitzer später bei dem Proceß verhört worden ist, nach Versailles gebracht. Er führte sie an den Ort, wo die Scene stattfinden sollte, und ließ sie hier die Rolle, die sie spielen und die Worte, die sie sprechen sollte, mehrmals wiederholen. Es ward ihr gesagt, daß sich ihr ein großer Mann vorstellen werde, der in einen blauen Ueberrock gekleidet sei, einen Hut mit zurückgeschlagenen Krämpen trage, sich ihr nahen und ihr die Hand küssen

werde, worauf sie mit leiser Stimme zu ihm sagen solle: Ich kann Ihnen nur einen Augenblick widmen ... Ich bin zufrieden mit Ihnen, ich werde Ihnen bald die höchste Gunst gewähren; dann sollte sie ihm eine Dose und eine Rose geben, hierauf würde sich ein Geräusch von nahenden Personen hören lassen, worauf sie wieder mit leiser Stimme zu sagen habe: Da kommt Madame und die Gräfin Artois, wir müssen uns trennen. — Auch dem Kardinal hatte man vorher das Bosket gezeigt, wie auch den Ort, von wo die Königin sich nahen werde; hier könne er immer, sagte die Gräfin Lamotte zu ihm, furchtlos seinen Gefühlen freien Spielraum lassen und Alles sagen, was ihm auf den Herzen läge; auch würde ihm die Königin, als Beweis ihres Wohlwollens gegen ihn, eine Dose mit ihrem Bildniß und eine Rose geben. Es war bekannt, daß Marie Antoinette manchmal des Abends mit Madame und der Gräfin von Artois in den Boskets von Versailles spazieren ging.

Als die für das Stelldichein bestimmte Nacht gekommen war, begab sich der Kardinal, gekleidet wie man überein gekommen war, mit dem Baron von Planta auf die Schloßterrasse; die Gräfin Lamotte sollte in schwarzem Domino hierher kommen, um den Fürsten Rohan den Zeitpunkt anzugeben, wenn die sogenannte Königin nach dem Bosket lustwandeln würde. Die Nacht war ziemlich dunkel; die angezeigte Stunde verfloß und Frau von Lamotte erschien nicht. Schon wurde der Kardinal besorgt, das Rendezvous werde unterbleiben, als der schwarze

Domino ihm entgegeneilte und sagte: Ich komme von der Königin; sie ist sehr behindert und wird die Unterhaltung nicht so ausdehnen können, wie sie es gewünscht hätte; denn Madame und die Gräfin Artois haben ihr vorgeschlagen ein wenig in den Gärten mit ihr zu promeniren ... Gehen Sie schnell in das bekannte Bosket; sie wird ihren Begleiterinnen zu entwischen suchen und ungeachtet der kurzen Zeit ihrer Zusammenkunft wird sie Ihnen die unzweideutigsten Beweise ihres Schutzes und Wohlwollens geben. Der Kardinal eilte an den ihm bekannten Ort. Frau von Lamotte und der Baron Planta blieben auf der Terrasse, um die Rückkunft des Fürsten abzuwarten. Die Scene wurde, wie sie Frau von Lamotte ersonnen hatte, gespielt; die vorgebliche Königin, in seidene Gewänder gehüllt, hatte ganz das Kostüm und die Haltung der Person, die sie vorstellte. Der Kardinal nahte sich voller Ehrfurcht und zärtlicher Gefühle, die unächte Souverainin sprach mit leiser Stimme die Worte, die sie auswendig gelernt hatte, übergab Dose und Rose, welche letztere der Kardinal tausend Mal küßte, und als das Geräusch sich hören ließ, mußte man sich mit etwas größerer Eile trennen. Der Kardinal kam zu der Frau von Lamotte und dem Baron Planta zurück; er klagte über das fatale Dazwischenkommen von Personen, wodurch er des Glückes beraubt worden sei, die für ihn so interessante Unterredung zu verlängern. Er war vollkommen davon überzeugt, daß er mit der Königin gesprochen und von ihr die Dose

mit ihrem Bildniß erhalten habe. Frau von Lamotte lachte sich über das Gelingen ihrer List ins Fäustchen. Die Oliva ward nach Paris zurückgefahren und für ihre Gefälligkeit und Discretion gut bezahlt; alle bei dieser komischen Scene betheiligten Personen wünschten sich über den glücklichen Ausgang derselben von Herzen Glück.

Am andern Morgen brachte die gewöhnliche Abgesandtin dem Fürsten von Rohan ein Briefchen mit Goldschnitt, worin die Königin ihr Bedauern ausdrückte, daß die eingetretene Störung eine längere Unterredung leider nicht erlaubt hätte.

Wie wohl durchdacht auch die Vorspiegelungen gewesen sein mögen, die den Kardinal so gänzlich verblendeten, der ruhige Leser wird nie begreifen können, wie ein Mann, der mit viel Geist und Verstand begabt war, während eines ganzen Jahres, das dieses Gaukelspiel dauerte, nicht den geringsten Argwohn über die ihm gelegten Fallen hegen konnte; und daß er, als er endlich argwöhnisch wurde, nicht alles Mögliche that, um den Schritten und der Handlungsweise dieser verschmitzten Betrügerin auf die Spur zu kommen! Da die Königin dem Kardinal fortwährend die größte Kälte bezeigte, wie konnte er diese mit den Empfindungen vereinen, die in der von der Lamotte überbrachten Briefchen dargelegt waren, Empfindungen, die das unzweideutigste Interesse für ihn an den Tag legten? Dieser entschiedene Contrast hätte für ihn doch mindestens das Grauen des Tages sein sollen, welches, wenn auch kümmerlich, die teuflische

List, deren Opfer er war, aufklären konnte. Eingestandenermaßen hat den Kardinal das zügellose Verlangen in diesen wahnwitzigen Strudel gezogen, die Gnade und das Wohlwollen*) der Königin zu erringen; er war nur immer mit Ungestüm nach diesem Ziele gelaufen, ohne den Weg, der dahin führen sollte, zu beachten, oder auch nur dessen Länge zu berücksichtigen. Die ihm aber zur Last gelegte Ursache seines Strebens, daß er, von den Reizen der Königin bezaubert, sich thörigten Hoffnungen hingegeben habe, daß er an Liebeleien und Liebesintriguen gewöhnt gewesen sei und er, seiner Gewohnheit folgend, auch mit der Souverainin habe geheime Verbindungen anknüpfen wollen, — das hat der Kardinal von Rohan niemals eingestanden und konnte es nicht eingestehen. Wie dem auch sei, das Rendezvous im Lustwäldchen und das am Morgen empfangene Briefchen gaben der Gluth, die ihn für das Glück und die Ruhe der Königin verzehrte einen neuen Antrieb. Die Rückkehr des Herrn von Sainte-James beschleunigte,

---

*) Der Verf. der Erzählung dieser der Geschichte anheim gefallenen, sonderbaren Begebenheit berichtet sie, hinsichtlich der Charakterschilderung des Kardinals von Rohan nicht ganz wahrheitsgetreu; er schont diesen gar zu sehr; denn es ist bekannt, daß nicht blos das Streben, der Königin Gnade und Wohlwollen (man müßte denn Wohlwollen in sehr weitem Sinne verstehen!) zu verdienen, ihn zum Narren und Spielball einer verderbten und verschmitzten Frau machte, sondern ein ganz anderer, weit weniger unschuldiger Trieb! Anm. d. Ueb.

ohne daß es Fürst Rohan vermuthete, die Auflösung der Intrigue, die ihn in einen Abgrund von Schmach und Demüthigungen stürzen sollte. Als der Kardinal den Finanzmann eines Abends bei Cagliostro traf, beeilte er sich, ihm Mittheilung von den neuen Befehlen zu machen, die er von der Königin erhalten zu haben glaubte.

Sainte-James war eitel, aber doch zu klug, als daß er ohne Vorsicht eine Summe von hunderttausend Thalern auf das Spiel gesetzt hätte; er verlangte daher, in den Besitz des Briefes zu kommen, dessen Inhalt ihm so eben mitgetheilt worden sei. Der Kardinal sagte, daß er ihm denselben nicht ohne specielle Vollmacht einhändigen könnte, daß er ihn aber baldigst eine bestimmte Antwort zukommen lassen wollte. Mittlerweile glaubte Sainte-James, der mißtrauisch geworden war, wegen des ihm von Seiten des Kardinals von Rohan gewordenen Vorschlages von der Königin selbst die Befehle entgegennehmen zu müssen.

Wie man sich wohl denken kann, war die Königin über solch' eine Eröffnung in höchstem Grade erstaunt. Sie hatte aus finanziellen Rücksichten mehrmals den Ankauf des ihr angebotenen Geschmeides verweigert und konnte den Grund nicht errathen, der den Kardinal veranlaßte, in ihrem Namen dieses unglückselige Halsband zu kaufen. Sie theilte ihre Ueberraschung dem Baron von Breteuil, der damals im Ministerium war, mit und bat ihn diese sonderbare Geschichte aufzuklären zu suchen. Dieser Mi-

niſter war ein perſönlicher Feind des Kardinals; er bemerkte mit Vergnügen, daß ihm dieſer Umſtand ein Mittel an die Hand gebe, einen alten Rivalen, dem er ſeine Gewalt fühlen zu laſſen ſich längſt ſchon ſehnte, für immer zu verderben. Der Baron von Breteuil ſäumte nicht mit dem Finanzmann mündliche Rückſprache zu nehmen; er erfuhr von ihm alle Einzelnheiten ſeiner bei Caglioſtro mit dem Kardinal gepflogenen Unterredungen; er verlangte, daß er ſie ihm ſchriftlich und mit ſeinem Namen unterzeichnet gebe, damit er dieſe Schrift der Königin vorlegen könne. Darauf ließ der Miniſter den Juwelier Böhmer rufen, der ihm ebenfalls Alles mittheilte, was ihm hinſichtlich des Ankaufs des Halsbandes und der ihm gemachten Zuſicherungen bekannt war.

Als wenige Tage darauf der Großalmoſenier den Herrn von Sainte-James ſah, drängte er ihn lebhaft, die Königin aus der Verlegenheit zu ziehen und ihm ſobald wie möglich die von den Juwelieren dringend verlangten hunderttauſend Thaler zuzuſtellen. Er erklärte, daß er zwar nicht ermächtigt ſei, ihm den Brief der Königin einzuhändigen, daß er dieß aber auf ſeine eigene Verantwortung thun wolle. Dem Finanzmann war dringend eingeſchärft worden, von dem, was er wußte, nichts zu verrathen; er begnügte ſich daher, dem Kardinal vorzuſtellen, daß unvorhergeſehene Umſtände ihn für den Augenblick behinderten, dieſe Summe jetzt herbeizuſchaffen. Indeſſen, da er nicht vermuthen konnte, daß der Kardinal ſo ſtrafbar ſei, als es den Anſchein hatte, ſo konnte

er nicht umhin zu sagen: Sind Sie hinsichtlich der Absichten der Königin auch ganz sicher? Könnten Sie sich nicht getäuscht haben, oder getäuscht worden sein? Fürst Rohan, an die Worte der Dame Lamotte steif und fest glaubend, hielt diese Fragen nur für Ausreden. In seiner sogenannten Correspondenz mit der Königin führte er diese Ausstellungen Sainte-James' an. Die Antwort lautete nicht tröstlich; man ließ ihm den Verdruß merken, den das Zurücktreten des Finanzier verursachte, die Befürchtung, die hunderttausend Thaler nicht zusammenbringen zu können, und den Wunsch, der Kardinal möge sich die äußerste Mühe geben, um diese Summe zu erlangen.

Zum ersten Male trübte jetzt Argwohn die Seele des Kardinals; an Alles zurückdenkend, was geschehen war, fing er an, in einer Menge von Umständen und Thatsachen, die ihm zuerst ganz einfach und natürlich gewesen zu sein schienen, eben so viel Unwahrscheinlichkeiten zu erblicken. Die Zweifel Sainte-James' gaben seinem Argwohn noch mehr Nahrung; denn es war nicht wahrscheinlich, daß ein Millionair, der nach dem Schutz der Königin strebte, sie zu verpflichten sich so plötzlich entschlagen sollte. In der peinlichen Aufgeregtheit seines Geistes nahm er seine Zuflucht zu dem Orakel. Cagliostro milderte durch seine feierlichen Aussprüche einigermaßen seine Unruhe, ohne sie jedoch ganz zu beseitigen. Man ließ Frau von Lamotte komme. Sie haben mich schändlich betrogen! sagte der Kardinal beim Eintritt zu ihr, indem er sie fest ansah. Diese auffallende und brüske

Anrede von Seiten eines Mannes, dessen Vertrauen grenzenlos gewesen war, brachte ein Weib nicht aus der Fassung, die in der Verstellungskunst und Unverschämtheit, in der Schule der Verbrechen ausgebildet worden war.

Monseigneur, rief sie aus, Sie beleidigen mich aufs Aeußerste in dem Augenblicke, wo ich die Königin bestimmt habe, den Schleier zu zerreißen, den sie bis jetzt zwischen ihren Gefühlen und ihrem Benehmen gegen Sie bestehen lassen zu müssen glaubte! Bald werden Sie sich Ihres Argwohns schämen!

Der Kardinal verhehlte ihr jedoch seine Unruhe nicht. Ein Lichtstrahl fing an das Labyrinth zu erleuchten, in welchem er sich hatte herum führen lassen; aber der sichere Ton der Frau von Lamotte, die nahen Hoffnungen, die sie ihm wieder vorspiegelte, das Versprechen, die nöthigen Fonds herbeizuschaffen, die Beschwichtigung Cagliostro's, der, ohne selbst beruhigt zu sein, sich bemühte jeden Zweifel zu verbannen, alles dieß warf den Kardinal wieder in seine unbegreifliche Verblendung.

Jedoch, als sich Frau von Lamotte wieder allein befand, war sie nicht ohne die größten Sorgen; auf welche Weise sollte ihre teuflische Intrigue an das Licht gezogen worden sein? Das Halsband war zerstückelt und theilweise schon verkauft; ein Theil des Fonds war unter einem fremden Namen in der Londoner Bank untergebracht; in Bar für Aube hatte man ein Haus gekauft; aber man hatte noch nicht alle nöthigen Maßregeln getroffen, um außer den Be-

reich aller Nachforschungen zu kommen. Ein Mensch, und sei er noch so sehr in Verbrechen ausgelernt, wird sich früher oder später in seinen eigenen Netzen fangen. Da es der gewandten Intriguantin daran liegen mußte, die Auflösung dieser kunstvollen Verschürzung von Schwindeleien noch aufzuschieben, so entschloß sie sich von den Fonds, die sie in ihren Händen hatte, dreißigtausend Livres zu nehmen; sie dictirte dem Fälscher Villette ein Briefchen, worin angeblich die Königin sagte: sie habe für den Augenblick nicht mehr als dreißigtausend Livres zusammenbringen können, da sie aber sicher sei, bis Ende des Monats August die ganze Summe in Händen zu haben, so würde es nicht schwierig sein, meinte sie, die Juweliere zu bestimmen, noch so lange zu warten, und sollte sie der Kardinal in ihrem Namen darum ersuchen.

Dieser Brief, mit dem zugleich die dreißigtausend Livres in Gold folgten, war für den Fürsten Rohan ein neuer, unwiderlegbarerer Beweis alles Dessen, was ihm Frau von Lamotte gesagt hatte. Der Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, daß der Unterschlag des kostbaren Halsbandes sie sehr leicht in den Stand setzen konnte, diese im Verhältniß unbedeutende Summe herbeizuschaffen.

Im Besitze dieser Abschlagszahlung ließ er die Juweliere Böhmer und Bassange zu sich kommen, stellte ihnen die Verlegenheit vor, in der sich augenblicklich die Königin befinde und übergab ihnen die dreißigtausend Livres mit der Versicherung, daß der

fehlende Betrag in einem Monat an sie bezahlt werden würde. Die Verkäufer, die seit einigen Wochen mehrere geheime Conferenzen mit dem Minister von Breteuil gehabt hatten, welche wußten, daß das Halsband der Königin nicht übergeben worden sei und, gleich dem Minister, der Meinung waren, daß der Name der Königin von dem Kardinal nur als ein Auskunftsmittel mißbraucht worden sei, um das Halsband in die Hände zu bekommen und sich durch dieses in den Besitz bedeutender Summen Geldes zu setzen, verweigerten hartnäckig die verlangte Gestundung, indem sie anführten, daß der ganze Betrag ihnen unumgänglich nothwendig sei, um Verpflichtungen nachzukommen, deren Erfüllung sie nicht verzögern könnten, ohne ihren Credit, ihren Handel und ihren guten Ruf einzubüßen. Endlich, nachdem sie die dreißigtausend Livres, worüber sie einen Empfangschein ausstellten, an sich genommen hatten, erklärten sie dem Fürsten mit Festigkeit, daß sie von allen ihren Rechten, die ihnen sein ausgestelltes Papier zusichere, Gebrauch machen würden. Der immer noch in seiner Verblendung befangene Kardinal, über diese Drohung im höchsten Grade erzürnt, nahm nun auch einen energischeren Ton an.

Es bleibt Ihnen ganz überlassen, sagte er, von Ihren Rechten Gebrauch zu machen; ich werde auch die meinigen gebrauchen. Ihr Lärm wird nicht vermögend sein, die Königin zu compromittiren. Da meine Ehre angegriffen ist, so kann ich sie nur durch den Beweis wahren, daß ich bloß der Königin Man-

dator bin. Warum, da ich doch so sehr in Sie drang, warum haben Sie, da Sie doch Ihre Majestät so leicht sprechen konnten, ihr nicht die große Verlegenheit vorgestellt, in welche Sie die Verzögerung der Bezahlung stürzen würde.

Ah, Monseigneur, rief Böhmer aus, wir haben die Ehre gehabt, Ihre Majestät zu sehen und zu sprechen; allein sie hat uns versichert, daß sie Ihnen weder zu dieser Acquisition Auftrag gegeben, noch das Halsband erhalten hat. Wem also, mein Herr Kardinal, haben Sie es übergeben?

Fürst Rohan, durch diese Behauptung und diese Frage wie von einem Blitzstrahl getroffen, erwiederte, daß er den Schmuck der Gräfin von Lamotte eingehändigt habe und daß, da er sich bei dessen Uebergabe an einen Diener der Königin am letztverflossenen 1. Februar in der Behausung genannter Dame befunden habe, er selbst Zeuge der richtigen Ablieferung des Halsbandes gewesen sei.

Ueberdem, fuhr der Kardinal fort, habe ich die von der Königin unterzeichnete Vollmacht in Händen; sie ist mein Schutz.

In diesem Fall, versetzten die Juweliere, müssen wir gestehen, daß man Sie auf die schändlichste Weise hintergangen hat.

Sie gingen sofort, um von dieser Unterredung Rechenschaft abzulegen, zu dem Minister von Breteuil, der ihnen befahl, über alle auf den Ankauf des Halsbandes bezüglichen Umstände, nebst Hinzufügung aller Einzelnheiten ihrer so eben stattgefundenen Unterre-

dung mit dem Kardinal, eine Denkschrift aufzusetzen, sie mit ihren Namensunterschriften zu versehen und dann ihm zu übergeben.

Frau von Lamotte, die den ganzen Vorfall von den Juwelieren erfahren hatte, ersann nun ein Täuschungsmittel, das ihren Betrügereien die Krone aufsetzte. Sie war nach Bar-sür-Aube gereist, um ihre kostbarsten Effecten in Sicherheit zu bringen. Sie kam des Nachts zurück, begab sich sogleich zu dem Fürsten von Rohan und sagte wirren Ausdrucks und mit Thränen in den Augen zu ihm: Ich komme so eben von der Königin; ich habe ihr die Verlegenheit Böhmers geschildert, die Unmöglichkeit Ihrerseits, ihn befriedigen zu können und die scandalöse Geschichte, die hieraus entspringen kann. Darauf, fuhr dieses Weib fort, hat mir Ihre Majestät, ganz ihre gewöhnliche Güte bei Seite setzend, gesagt, daß sie läugnen werde, das Halsband empfangen und die Vollmacht ausgestellt zu haben und daß sie Befehl geben wolle, sich meiner Person zu versichern und Eure Eminenz ins Verderben zu stürzen. Sie sehen mich von diesem schrecklichen Schlag wie vernichtet. Ich wage nicht in mein Haus zurückzukehren; denn ich glaube, daß es schon von Aufpassern umstellt ist. Geben Sie mir ein Asyl, bis ich mich insgeheim mit meinem Mann vereinigen und dann mit ihm entfliehen kann.

Diese neue Posse ward mit so viel Kunst gespielt, daß der Kardinal diese frechen Lügen nochmals für Wahrheiten hielt. Wenn diese Frau, dachte er,

treulos gegen mich gehandelt hätte, würde sie sich dann mir überliefern? ... Aber das war wieder nur ein Anhaltepunkt dieser Verbrecherin zu ihrer Vertheidigung, im Fall sie verhaftet werden sollte. Der Kardinal, von ihrer Lage und vielleicht auch von ihren Reizen gerührt, bewilligte ihr eine Freistatt und behielt sie vier und zwanzig Stunden bei sich, alsdann ließ er sie des Nachts in ihre Behausung führen, von wo sie bald mit ihrem Manne und ihrem Mitschuldigen Vilette nach Bar-sür-Aube abreiste, wobei alle drei so vorsichtig waren, nichts in ihrem Hause in Paris zurückzulassen, was sie bloßstellen, oder Zeugniß für ihre Strafbarkeit ablegen könnte.

Während dieser Zeit war der Kardinal, obgleich durch die, wie er glaubte, in seinen Händen sich befindliche Vollmacht beruhigt, doch immer in großen Besorgnissen, die von einer so kritischen Lage unzertrennlich sein mußten. Die neuesten Nachrichten der Frau von Lamotte, das Schweigen und plötzliche Aufhören aller Besuche Seiten der Herren Böhmer und Bassange, ihre häufigen Conferenzen mit seinem Feinde dem Minister von Breteuil, das dumpfe Gerücht, welches, hinsichtlich einer höchst unangenehmen Erklärung des Finanziers Sainte-James, circulirte: — Alles dieß zusammen genommen war wohl geeignet, den Kopf des Fürsten zu betäuben und ihn in ein Chaos sich widersprechender Gedanken zu stürzen. Die Gewißheit, mit welcher er an die Correspondenz der Königin, an den ihm übergebenen Auftrag, an die Scene im Bosket und an den Umstand glaubte,

die dreißigtausend Livres von Ihrer Majestät zugeschickt erhalten zu haben, vertrieb den Argwohn wieder, der ihm die Frau von Lamotte als eine schändliche Schwindlerin vormalte, die sich bei ihm nur eingeschmeichelt habe, um ihn zu betrügen. Anderseits konnte er nur mit Abscheu an die vorbedachte Absicht der Königin denken, ihn verderben zu wollen, indem sie Thatsachen zu leugnen trachte, die ihm so klar wie das Licht der Sonne zu sein schienen. Er vermuthete allerdings, daß der Haß seines unversöhnlichen Feindes, des Barons von Breteuil, fähig sei, ein Complott zu begünstigen, welches einem Gewaltstreich und Scandal einen rechtmäßigen Anstrich verlieh. In seiner Bestürzung und Angst war er schon Willens sich dem König zu Füßen zu werfen und ihm ein volles Geständniß alles Vorgefallenen zu machen. Die Befürchtung, dem König gegen seine Gemahlin dadurch Argwohn einzuflößen, der sehr traurige Folgen nach sich ziehen könnte, hielt ihn jedoch von der Ausführung dieses Entschlusses ab. Er wollte lieber sein bekümmertes Herz an dem Busen seines Freundes Cagliostro's ausschütten. Dieser Apostel des Wunderbaren besaß in seinen Prophezeihungen Mittel des Trostes, der Kraft und der Beschwichtigung; sie glichen der Asche, die man auf ein helles Feuer wirft, um dessen Gluth zu dämpfen; unterdessen aber wurden Donnerkeile geschmiedet, deren verderbenbringender Ausbruch nahe war.

Während Cagliostro durch das trügerische Spiel seiner magischen Künste den leichtgläubigen Geist des

beklagenswerthen Kardinals bezauberte, stattete der rachsüchtige Minister, im Einverständniß mit der Königin, einen Bericht an den König über die Denkschrift der beiden Juweliere und die Erklärung des Herrn von Sainte-James ab. Dieser Bericht mußte der Seele des Monarchen die tiefe Entrüstung mittheilen, die das gekränkte Herz Maria Antoinette's erfüllte; er mußte das Betragen des Kardinals als einen Angriff auf die Ehrenhaftigkeit und das Zartgefühl der Gemahlin des Königs darstellen; er mußte die außerordentliche Unanständigkeit einer der Würde des Thrones nachtheiligen Unterhandlung auseinandersetzen, und sie vorzüglich als ein Majestätsverbrechen darlegen, dessen gebührende Bestrafung der Gerechtigkeit vorbehalten sein solle. Alle stimmten überdem bis dahin in der Vermuthung überein, daß der Fürst von Rohan schuldig sei, sich des Namens der Souverainin bedient zu haben, um das kostbare Geschmeide in seine Hände zu bekommen; der Anschein war ein solcher, daß die gallige Schwärze der Rachsucht mit den düstern Farben, welche die angesammelten Thatsachen lieferten, sich leicht vermischen konnte.

Der 15. August, das Fest von Mariä Himmelfahrt, war zu dem Tag bestimmt, an welchem der geheimnißvolle Bericht dem König vorgelegt werden sollte; Angesichts des ganzen Hofes in Galla und einer zu diesen feierlichen Tage von Paris gekommenen Menge, wollte der Minister den Schlag über das Haupt des Kardinals hereinbrechen lassen. Es war seine Absicht, daß der Fürst von Rohan, in

den römischen Purpur und seine Pontificalkleidung gehüllt, von demselben getroffen werde. Und in der That, an dem Tage Mariä Himmelfahrt, an welchem der Kardinal Großalmosenier mit den ganzen Attributen seiner geistlichen Würde den König in die Kapelle begleiten sollte, ward er, des Morgens um zehn Uhr, eine Stunde vorher, ehe Seine Majestät im großen Corlege sich zur kirchlichen Feier begab, von dem Gerichtsdiener der Kammer in das Kabinet des Königs gerufen. Er vermuthete wohl, daß Ludwig XVI. von der Halsbandgeschichte unterrichtetet worden sei, war aber weit entfernt, den Theatercoup zu ahnen, den ihm sein Feind vorbereitet hatte.

Der Baron von Breteuil, welcher den Kardinal von Rohan der Strafbarkeit für überführt erachtete, hatte vorgeschlagen, ihn ohne Verhör verhaften zu lassen; aber Ludwig XVI., obwohl tief ergriffen von dem Gemälde, das man vorgelegt hatte, wollte den Schuldigen nicht bestrafen, ohne ihn gehört zu haben. Seine Majestät wollte selbst bei dieser so wichtigen und so zarten Angelegenheit sich von dem Rathe zweier Männer unterstützen lassen, von denen er wußte, daß sie keine Feinde des Kardinals seien; dem zufolge waren der Siegelbewahrer Miromesnil und der Graf von Vergennes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in das Kabinet des Königs beschieden. Die Königin nebst dem Baron von Breteuil befand sich ebenfalls darin. Die erlauchte Fürstin hatte so eben mit der vollen Energie und Entrüstung, die ihr ein reines Gewissen eingab, über die ernste Bedeutung

dieſer Beleidigung geſprochen, als der Großalmoſenier eingeführt wurde. Wie groß war ſeine Ueberraſchung, als er ſich vor einem Tribunal befand, dem der König und die Königin vorſaßen! Er verlor faſt die Beſinnung und war genöthigt, ſich an den Tiſch, der vor ihm ſtand, anzulehnen. Ludwig nahm die Denkſchrift und die Erklärung von Sainte-James vom Tiſche und gab ſie dem Kardinal zu leſen. Nachdem er damit fertig war, fragte ihn der König: Was haben Sie auf dieſe ernſten Beſchuldigungen zu entgegegnen?

Sire, daß alle Thatſachen, die ich hier in dieſen Schriften angegeben gefunden habe, richtig ſind.

Sie geſtehen alſo, das Halsband gekauft zu haben?

Ja; ich habe die Acquiſition für die Königin gemacht.

Und wer hat Sie dazu beauftragt? fragte, den König unterbrechend, die Königin.

Sie, Madame.

Ich, die Sie ſeit Ihrer Rückkehr von Wien*) nicht geſprochen hat, ich, die Ihnen bei jeder Gelegenheit die eiſigſte Kälte und das bezeichnendſte Fernhalten zu erkennen giebt, ich, die Ihnen niemals die

*) Der Fürſt von Rohan war Geſandter in Wien geweſen; er hatte den Baron von Breteuil erſetzt, welcher es dem Kardinal nie verzeihen konnte, ihn verdrängt zu haben.

Audienzen gewährte, um welche Sie mich auf so zudringliche Weise baten! ...

Eure Majestät, erwiederte der Kardinal, haben mich durch eine von Ihnen unterzeichnete Vollmacht dazu beauftragt.

Wo ist die Schrift? fragte der König.

Sire, Ich habe sie zu Paris in meinem Portefeuille.

Diese Schrift, rief die Königin mit einem Ausdruck ihrer Stimme aus, der eine edle, aber heftige Aufregung bekundete, diese Schrift ist ein Betrug!

Bei diesen Worten warf der Kardinal, der seiner Sache gewiß zu sein glaubte, einen Blick der Ueberraschung und Verachtung auf die Königin. Marie Antoinette, die dieß bemerkte, fühlte ihr Inneres von dem heftigsten Zorn aufgewühlt. Der König sah ihre Aufwallung; er bat sie sich zu mäßigen und befahl dem Kardinal, ihm die vorgebliche Vollmacht der Königin so bald wie möglich mitzutheilen. Der Großalmosenier zog jetzt aus seiner Tasche das Portefeuille, daß er nicht bei sich zu haben glaubte, und in welchem sich die Vollmacht wegen des Ankaufs des Halsbandes befand. Der König nahm das Papier, betrachtete es genau und es dem Kardinal wieder zurückgebend, sagte er: Das ist weder die Handschrift der Königin, noch ihre Signatur. Wie konnte ein Fürst des Hauses Rohan und ein Großalmosenier von Frankreich glauben, daß die Königin sich Marie Antoinette von Frankreich unterzeichnen würde? Jedermann bei Hofe weiß, daß sich die Kö-

niginnen nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnen ... Aber, mein Herr, fuhr der König fort, indem er ihm eine Copie seines an Böhmer geschriebenen Briefes vorlegte, haben Sie einen solchen Brief geschrieben?

Nachdem ihn der Kardinal mit den Augen überblickt hatte, sagte er: Ich erinnere mich nicht, ihn geschrieben zu haben.

Und wenn man Ihnen das Original zeigte?

Wenn der Brief von mir unterzeichnet ist, so ist er ächt.

Erklären Sie mir doch, fuhr der König fort; diese ganze räthselhafte Geschichte; ich möchte nicht Sie schuldig finden, sondern wünsche Ihre Rechtfertigung. Erklären Sie mir, was bedeuten alle diese Unterhandlungen mit Böhmer, diese Zusicherungen und dieser Brief?

Der Kardinal begann jetzt einzusehen, daß er betrogen worden war. Sein Gesicht wurde sichtlich blaß; eine heftige Aufregung durchzuckte alle seine Glieder, und da er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, bat er um die Erlaubniß, sich setzen zu dürfen.

Sire, sagte er kaum vernehmbar, ich bin zu erschöpft, um Eurer Majestät auf eine genügende Weise antworten ...

Erholen Sie sich, Herr Kardinal und gehen Sie in das anstoßende Gemach; Sie finden da Papier, Feder und Dinte; schreiben Sie Alles auf, was Sie mir zu sagen haben.

Fürst Rohan verließ das Kabinet des Königs und kam nach Verlauf einer Viertelstunde mit einer Schrift wieder, die der König eben so unklar fand, als es seine mündlichen Antworten gewesen waren. Ludwig XVI. sagte nun zu ihm: Entfernen Sie sich, mein Herr.

Der Großalmosenier gehorchte. Kaum war er in die große Gallerie des Schlosses hinabgekommen, als er den Baron von Breteuil rufen hörte: Verhaftet den Kardinal von Rohan!

Dieser Ruf und das Erscheinen des Herzogs von Villeroi, der dem Fürsten Rohan den Befehl des Königs vorzeigte, zogen die Aufmerksamkeit jener Menge von Höflingen und Beamten auf sich, die an diesem Tage in den Gallerien von Versailles sich befanden und lenkten Aller Blicke auf diese außerordentliche Scene.

Der Fürst Rohan ward sofort nach Paris in die Gefängnisse der Bastille gebracht.

Den Tag darauf versicherte man sich der Frau von Lamotte, die sich zu Bar-sür-Aube befand und Vorbereitungen traf, um ihrem Mann, der bereits in London war, nachzufolgen. Sie ward gleichfalls in die Bastille gebracht, wohin man nach und nach auch den Grafen von Cagliostro, den Baron von Planta, den Fälscher Villette und Demoiselle Oliva abführte.

Das Aufsehen, welches die Verhaftung des Kardinals verursachte, war ungeheuer. Jede während der Dauer des Prozesses erscheinende Denkschrift der Angeklagten vermehrte es noch und nichts war hinrei-

chend genug diese mysteriöse Geschichte aufzuklären. Der Klerus ergriff bei dieser Gelegenheit diejenige Partei, welche jeder, der den Geist und die oft bewiesene geringe Weisheit dieses Korps kennt, leicht errathen wird. Die Rohan und die Prinzen des Hauses Condé ließen, gleich der Geistlichkeit, überall Klagen hören.

Die Königin verlangte Gerechtigkeit und Bestrafung; der Baron von Breteuil wünschte seinen Feind gänzlich zu vernichten. Der König, aufs Aeußerste bestürmt, gab seine Einwilligung zu einer gesetzmäßigen Untersuchung und in den ersten Tagen des Septembers ließ er ein Patent publiciren, worin er sagte: daß, durchdrungen von der gerechten Entrüstung, die hervorgerufen worden sei durch die von dem Herrn Kardinal von Rohan eingestandenermaßen angewendeten Mittel, den Namen seiner vielgeliebten und verehrten Gemahlin und Lebensgefährtin zu mißbrauchen, er befohlen habe ꝛc. ꝛc.

Unpolitischer, beklagenswerther Entschluß, durch den die Königin in einen Prozeß verwickelt, ihr erlauchter Name neben gemeinen Intriguanten in einer scandalösen Untersuchungssache genannt wurde, in der sie, so zu sagen, neben einer Diebin, einem Fälscher, einem Charlatan, einem Kirchenfürsten und einem Freudenmädchen figuriren mußte. Falsche Grundsätze von Recht und Billigkeit, eine große Unbekanntschaft mit dem Herzen des Menschen und zügellose Rachgier hatten in dem von üblen Geiste beseelten königlichen Rathe einen Beschluß zu Wege gebracht, der für die

königliche Würde, die Majestät des Throns, die Ordnung und die öffentlichen Sitten zugleich nachtheilig war.

Die Einzelnheiten dieses Processes sind merkwürdig genug; wir wollen einige derselben hervorheben.

Als Frau von Lamotte von dem Gerichtshofe erschien, war sie, wie auch gewöhnlich in ihrem Gefängnisse, mit Sorgfalt gekleidet. Ehe sie vor dem versammelten Gerichtshofe erschien, hatte sie mehrmals gesagt, daß sie einen großen Schurken entschleiern würde. Indessen, als sie die hohe Versammlung erblickte, verließ sie ihr Hochmuth ein wenig, vorzüglich, als der Gerichtsdiener, auf das Armesünderbänkchen weisend, kurz zu ihr sagte: Madame, setzen Sie sich hierher. Sie fuhr vor Entsetzen zurück; aber auf seine wiederholte Aufforderung setzte sie sich auf die Unglück weissagende Bank und in weniger denn zwei Minuten hatte sie sich dergestalt wieder zurecht gefunden und ihre Kaltblütigkeit auf solche Weise wieder gewonnen, daß es schien, als wenn sie in ihrem Zimmer auf dem schönsten Lehnstuhl sich wiege.

Sie beantwortete alle Fragen des ersten Präsidenten mit Festigkeit. Als sie hierauf von einem geistlichen Rath, dem Abbé Sabathier, von dem sie wußte, daß er ihr nicht günstig gesinnt war, befragt wurde, sagte sie: Das ist eine sehr verfängliche Frage; ich habe Sie von Ihnen erwartet und werde sie zu beantworten wissen. Nachdem Sie mehrere Fragen der Richter auf gewandte Weise beantwortet hatte, peroritte sie lange mit großer Geistesgegenwart und

kräftigem Ausdruck, so daß sie ihre Richter erstaunte, obwohl sie ihnen keine Ueberzeugung abgewinnen konnte. Sie ward dann aus dem Saale geführt; der erste Präsident befahl, das bewußte Bänkchen zu entfernen und ließ dem Kardinal anzeigen, daß der Gerichtshof seine Gegenwart verlange.

Der Kirchenfürst war in eine lange, faltige Robe von violetter Farbe, welche die Trauerfarbe der Kardinäle ist, gekleidet; er trug seinen großen rothen Hut, rothseidene Strümpfe und war mit seinen Orden geschmückt. Es schien, daß ihn in diesem furchtbaren Momente sein Muth gänzlich verlassen hatte; seine innere Aufregung war sichtlich sehr groß; er sah außerordentlich blaß aus und seine Knie wankten unter ihm. Fünf oder sechs Stimmen wurden gehört und machten die Bemerkung, daß, da der Herr Kardinal sich unwohl zu befinden scheine, man ihm einen Sitz anbieten möge, worauf der erste Präsident antwortete: Es stehe in des Herrn Kardinals Belieben sich zu setzen, wenn er wolle. Der hohe Angeklagte benutzte diese Erlaubniß und ließ sich nieder. Als er wieder Muth gefaßt hatte, beantwortete er die Fragen des ersten Präsidenten sehr gut; dann sprach er, immer sitzend, mit Kraft und edlem Ausdruck über eine halbe Stunde lang und erneuerte seine Protestation gegen das ganze wider ihn eingeleitete Verfahren. Nachdem er seine Rede beendigt hatte, grüßte er die hohen Richter, sowie die andern Magistratspersonen, die alle seinen Gruß erwiederten,

ja, einige erhoben ſich ſogar von ihren Sitzen, was eine ſehr große Auszeichnung war.

Caglioſtro erſchien vor dem Gerichtshofe in einem grünen, goldgeſtickten Habit; ſeine geflochtenen Haare fielen in kleinen Zöpfen auf ſeine Schultern herab, was einen ſonderbaren Anblick darbot und ihm ganz das Anſehen eines Charlatans gab.

Wo kommen Sie her und wer ſind Sie? ward er gefragt.

Ein nobler Reiſender, gab er zur Antwort.

Bei dieſen Worten erheiterten ſich die Geſichter, und da er bei ſeinen Richtern dieſe gute Dispoſition fand, ſo begann er kühn ſeine Vertheidigung. Er ſprach in einem ſchrecklichen Kauderwelſch von Griechiſch, Arabiſch, Lateiniſch und Italieniſch. Sein Aeußeres, ſeine Mimik, ſeine Lebhaftigkeit waren eben ſo ergötzlich, wie ſeine Reden. Er entfernte ſich, ſehr zufrieden, die Heiterkeit ſeiner Richter erregt zu haben.

Nun kam Demoiſelle Oliva an die Reihe. Der Gerichtsdiener erſchien und meldete, daß, in der Vorausſicht, ſich mehrere Stunden von ihrem Kinde trennen zu müſſen, ſie ſo eben damit beſchäftigt ſei, ihm Milch zu geben und ſie aus dieſem Grunde den hohen Gerichtshof erſuchen laſſe, ihr eine kurze Ruhe zu gönnen. Das Geſetz wich der Natur, und man bequemte ſich, zu warten. Als ſie vor den Richtern erſchien, erregte ſie das größte Interreſſe durch ihre edle Haltung und gewiſſermaßen durch die Sittſamkeit, die aus allen ihren Mienen ſprach und in er-

staunlicher Weise mit dem Stande einer Courtisane contrastirte. Man bemerkte, daß sie das Profil und die Figur Marie Antoinette's hatte. Ihre Antworten waren einfach und geziemend; ihre Redeweise hatte etwas Elegantes und Gewähltes, das in Erstaunen setzte. Als sie gefragt wurde, welchen Stand sie habe, antwortete sie erröthend, daß sie Mutter sei ... Der Präsident, die Zurückhaltung dieser Antwort respectirend, wollte in Bezug auf diesen Gegenstand seine Nachforschungen nicht weiter treiben. Sie erzählte die Scene im Versailler Lustwäldchen auf die pikanteste und unbefangenste Weise.

In meiner Lage, sagte sie, glaubte ich mich nicht weigern zu dürfen, eine unschuldige Rolle zu spielen, die, wie man mich versicherte, die Königin einen Augenblick ergötzen werde; ich gab mich bereitwillig dazu her, und ich hatte Ursache sehr zufrieden mit dem Geschenk zu sein, welches mir von Seiten Ihrer Majestät zugestellt wurde. Dennoch aber, wenn ich den eigentlichen Zweck dieser komischen Scene durchschaut hätte, so würde ich das Gold, das man mir bot, verschmäht und bei dieser Gelegenheit mich nicht zum Werkzeug strafbarer Absichten hingegeben haben.

Die Aussage der Demoiselle Oliva war die wichtigste bei dem öffentlichen Verfahren.

Die Gräfin Dubarri, ehemalige Maitresse Ludwigs XV., gab auch ihre Zeugenschaft in dieser sonderbaren Sache ab. Sie ward des Abends im Parlament mit allen den Ehrenbezeugungen empfangen,

welche den Personen hohen Ranges vorbehalten waren. Der Gerichtsschreiber ging ihr entgegen und führte sie an der Hand herein; einer der Gerichtsdiener trug eine Fackel voran, und mit denselben ehrfurchtsvollen Formalitäten ward sie wieder zurückgeführt. Ihre Aussage betraf folgenden Gegenstand: Frau von Lamotte stellte sich eines Tages (nach dem Tode Ludwigs XV.) der Gräfin Dubarri vor und bot ihr ihre Dienste als Gesellschaftsdame an. Beziehentlich des Geredes, das sie von ihrem Namen und ihrer Geburt machte, erachtete sie die Gräfin für wenig geeignet zu der Stelle, um welche sie bat; sie dankte ihr daher für ihr Anerbieten, indem sie versicherte, daß sie keine Gesellschafterin suche und daß sie überdem keine so vornehme Dame sei, um sich eine Gesellschafterin von so hohem Stande, wie ihn Frau von Valois habe, nehmen zu können.

Endlich, am 31. Mai 1786, um neun Uhr des Abends, nach einer länger denn einjährigen Untersuchung, ward das feierliche Urtel publicirt, welches den Kardinal von der ihn zur Last gelegten Schuld freisprach; die Gräfin von Lamotte verurtheilte, daß mit einem glühenden Eisen auf ihre beiden Schultern der Name V (volense, Diebin) eingebrannt, von der Hand des Henkers ihr Kopf glatt geschoren und sie auf Lebenszeit in das Gefängniß, die Salpetrière, eingesperrt werde. Villette ward auf ewige Zeit verbannt, Cagliostro aus dem Königreich verwiesen und Demoiselle Oliva von aller Schuld freigesprochen. Dreißig Stimmen gegen zwanzig gaben

diesem berühmten Erkenntniß, auf welches ganz Frankreich und alle Höfe Europa's gespannt waren, Rechtskraft.

Als man der Frau von Lamotte ihr Urtheil vorlas, bekam sie einen Wuthanfall, den sie jedenfalls übertrieb. Sie zog gegen die Königin und den Minister von Breteuil los, sprach ihren Namen in Verbindung mit den scheußlichsten Schimpfwörtern und Verwünschungen aus, weshalb sich der Richter, der der Ausführung des Urtels beiwohnte, genöthigt sah, ihr einen Knebel in den Mund stecken zu lassen. Man hatte die größte Noth mit ihr, sie in den Hof des Justizpalastes herunter zu bringen, um ihr den Stempel der Schande aufzudrücken. Es geschah um sechs Uhr des Morgens und nur wenige Menschen waren Zeugen dieser Strafe.

Sobald die Gräfin die Werkzeuge ihrer Züchtigung erblickte, ergriff sie einen der Executoren bei dem Kragen, biß ihn dermaßen in die Hand, daß er das Instrument fallen ließ, sank dann auf die Erde nieder und bekam die heftigsten Zuckungen am ganzen Körper. Man mußte ihr die Kleider vom Leibe reißen, um ihr, so gut es gehen mochte, das glühende Eisen auf die Schultern zu drücken. Ihr Geschrei und Fluchen ward immer gräßlicher; man trug sie endlich in einen Fiaker und schaffte sie in die Salpetrière.

Die Freisprechung des Kardinals und die Verurtheilung der Frau von Lamotte wurden, je nachdem die Leidenschaften thätig waren, auf sehr verschied-

Weise beurtheilt. Die Einen, und dieß war die größte Anzahl, die Verderbtheit und Unmoralität, wovon der Hof unter der frühern Regierung oftmals Beispiele zu geben wagte, kennend, waren geneigt zu glauben, daß derselbe Zustand der Dinge auch unter der Regierung Ludwigs XVI. fortbestände; deshalb betrachteten sie den Kardinal und die Gräfin von Lamotte als unglückliche Opfer der lockern Lebensweise der Königin, die jene nun unwürdigerweise fallen lasse, um ihren Ruf und ihre Ehre von jedem Makel frei zu halten. Die Andern, welche zwar die Schuldlosigkeit Marie Antoinette's anerkannten, von der Albernheit des Kardinals und der Strafbarkeit der verschmitzten Intriguantin überzeugt waren, konnten nicht umhin die Räthe der Krone zu tadeln, daß sie das Königthum in eine öffentliche Rechtssache verwickelt, es auf dreiste Weise der boshaften Beurtheilung der Menschen ausgesetzt, die Würde der Kirche in einem ihrer höchsten Repräsentanten verletzt und durch diesen Schritt die offenkundige Tendenz jener mächtigen Partei Vorschub geleistet hatten, welche nach der Abschaffung der Monarchie und der christlichen Religion trachtete.

Der König und die Königin vernahmen mit Kummer die Freisprechung des Kardinals, den sie noch für strafbarer hielten, als die Gräfin Lamotte.

Bezeugen Sie mir Ihre Condolenz, sagte Marie Antoinette zur Madame Champan, als sie den Ausgang des Processes erfuhr. Der Intriguant, der mich verderben oder sich Geld verschaffen wollte, in-

dem er meinen Namen und meine Unterschrift mißbrauchte, ist so eben von aller Schuld freigesprochen worden. Aber, fügte sie mit Nachdruck hinzu, empfangen Sie auch als Französin meine Condolenz. Denn ein Volk ist sehr zu beklagen, dessen oberster Gerichtshof aus Leuten zusammengesetzt ist, die nur ihre Leidenschaften zu Rath ziehen und von denen die einen sich bestechen lassen, die andern aber eine Verwegenheit zeigen, die sie jederzeit gegen die königliche Autorität und gegen Die, welche deren Träger sind, offen genug kund gegeben haben.

Das Parlament zeigte damals allerdings bei jeder Gelegenheit die Absicht der Hofpartei Trotz zu bieten und sie, wo es nur konnte, anzugreifen; eine Unbesonnenheit und Verblendung, wovon es bald das erste Opfer werden sollte. Aber ungeachtet seines Strebens, das Königthum herabzuwürdigen, hatte das Parlament bei dieser Gelegenheit gerecht gerichtet: es hatte die Schuldigen bestraft und die Unschuldigen freigesprochen.

Dennoch aber unternahm es der König noch, den Fürsten Rohan, von dessen Schuld er überzeugt war, zu bestrafen; er ließ ihm seine Beamtung als Großalmosenier von Frankreich und das blaue Band abnehmen und ihm zu gleicher Zeit einen Verbannungsbrief zustellen, durch den er in seine Abtei la Chaise-Dieu, in die Gebirge der Auvergne, verwiesen wurde.

Die Gräfin von Lamotte, welche nach der Ansicht der Hofpartei zu streng bestraft worden war,

hatte durch die Freisprechung Desjenigen, der als ihr Mitschuldiger betrachtet wurde, Rücksicht gefunden und sah eines schönen Tags die Thüren ihres Gefängnisses sich öffnen, um ihrem Ehemann nachzufolgen, der sie in London erwartete*).

Dieser neue Fehler der Hofpartei bestärkte die Pariser nur noch mehr in der Meinung, daß dieses gemeine Geschöpf, das auch nur bis zum Gemach der Kammerfrauen der Königin vordringen konnte, mit dieser unglücklichen Fürstin wirklich im geheimem Einverständniß gestanden habe. Diese allgemein verbreitete Meinung zog Marie Antoinetten ungerechte Mißachtung und grundlosen Haß zu, worüber die Feinde der Monarchie sehr zufrieden waren und dessen sie sich auf die gehässigste Weise bedienten, um dem Königthum zu schaden und das schreckliche Schaffott aufzurichten, auf welchem muthvoll eine tugendhafte Fürstin starb, die das Opfer der politischen Leidenschaften jener Zeit wurde und in jeder Beziehung eines bessern Looses würdig war.

---

*) Es wird berichtet, daß die Schwester (die Salpetrière ist auch Hospital) die ihr Entfliehen bewirkte, mit dem doppelsinnigen Worte von ihr Abschied nahm: „Leben Sie wohl, Madame, und hüten sie sich, sich noch einmal remarquable zu machen“

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Geheime Chronik

der

königlichen Lustschlösser Frankreichs.

Aus dem Französischen

von

Ludwig Hain.

Vierter Band.

Leipzig, 1847.
Literarisches Museum.

Inhalt des vierten Bandes.

Offémont. — Die Marquise von Brinvilliers. — Ihr Portrait. — Ihr Verhältniß zu Sainte-Croix. — Dieser kommt in die Bastille. — Er macht Bekanntschaft mit Exili. — Die Marquise macht in den Hospitälern Versuche mit ihren Giften. — Sie vergiftet im Schloß Offémont ihren Vater. — Sie vergiftet ihre beiden Brüder. — Sie trachtet ihrem Ehemann nach dem Leben. — Tod Sainte-Croix'. — Verurtheilung und Todesstrafe Lachaussée's. — Der nachgelassene Koffer Sainte-Croix'. — Flucht der Marquise. — Ihre Verhaftung. — Ihr Bekenntniß. — Ihr Proceß. — Ihre Verurtheilung. — Gewöhnliche und außergewöhnliche Folter. — Hinrichtung der Marquise von Brinvilliers. — Das Schloß Offémont. — Auffindung des Giftcabinets.

Bellevüe. — Dessen Gründung. — Frau von Pompadour. — Ihre Geburt. — Ihre Erziehung. — Sie ist ein Königsbissen. — Sie heirathet Herrn von Etiales. — Sie sucht sich dem König bemerklich zu machen. — Die Herzogin von Chateauroux wird eifersüchtig. — Die offene Tafel Sr. Majestät. — Erste Liebschaften Ludwigs XV. — Frau von Mailly. — Frau von Vintimille. — Frau von La Tournelle. — Frau von Lauragais. — Ludwig besitzt nach und nach die vier Schwestern. — Frau von la Poplinière und

Madame Portail. — Frau von Etioles wird Maitresse des Königs. — Frau von Pompadour und ihre Familie. — Madame Sauvé. — Die Favoritin sucht ihre Eroberung zu sichern. — Sie entdeckt das Mittel, den König immer mehr an sich zu zu fesseln. — Das Bouquet weißer Rosen. — Ungnade Maurepas'. — Die Marquise erhält die Ehren des Tabouret. — Grimmasse des Dauphin. — Die Marquise will Ehrendame der Königin werden. — Hinderniſſe, die sich ihrem Wunsche entgegenstellen. — Sie beichtet öffentlich. — Ursache des Untergangs der Jesuiten. — Bellevüe. — Schilderung desselben. — Theater. — Die Marquise spielt mit. — Mordversuch auf die Person des Königs. — Damiens und seine Bestrafung. — Die Favoritin, fortgeschickt und zurückgerufen. — Der Kardinal von Bernis. — Der Herzog von Choiseul. — Die Jesuiten werden aus Frankreich vertrieben — Tod der Marquise von Pompadour. — Zerstörung des Schlosses Bellevüe.

Chelles. — Der König Chilperich. — Die Königin Fredegunde. — Landric, Liebhaber der Königin. — Er ermordet auf Anstiften Fredegunde's den König. — Brunhild. — Dagobert und Heribert. — Jagdabentheuer. — Rantilde und Bertha. — Rosamunde. — Tod Heribert's. — Klodwig II. — Bathildis. — Die Zwillingssöhne Klodwigs. — Sie empören sich gegen ihren Vater. — Grausames Strafurtheil. — Karl der Große. — Eginhard und Emma. — Ludwig der Fromme. — Luise von Orleans, Aebtissin von Chelles. — Ihre Lebensweise im Kloster. — Verschiedene Epochen des Schlosses und der Abtei von Chelles.

Offémont.

Die Marquise von Brinvilliers wollte sich ihres Gemahls entledigen, um Herrn von Sainte-Croix zu heirathen. Dieser, der nicht darnach verlangte ein so schlechtes Weib zur Gattin zu haben, gab dem armen Ehemanne Gegengift; so daß er bald vergiftet, bald entgiftet werdend, am Leben geblieben ist.

Briefe der Frau von Sevigné.

Ein duftendes Thal, ein Schloß von freundlichem Aussehen sind allerdings Dinge, die man gern betrachtet; aber deren giebt es viele, und Offémont würde wenig Interesse für uns haben, wenn sich nicht an diesen Ort die gräßliche Erinnerung an die Marquise von Brinvilliers, die französische Medea, knüpfte, die auf diesem Schlosse lebte.

In einem der Schloßthürme von Offémont sann sie über ihre verruchten Verbrechen nach und verfertigte mit ihrem schändlichen Verführer die Gifte, die sie für ihre zahlreichen Opfer bestimmte. In einem der Zimmer, welches auf den Garten hinausgeht, vergiftete sie, unter Umarmungen und heuchlerischen Küssen, ihren Vater. In dem Speisesaale, welcher dem ersten Hofe gegenüber liegt, hätte sie beinahe, um die Wirkung ihrer Gifte zu erproben, acht Personen, die von den heftigsten Schmerzen befallen wurden, auf einmal vergiftet. In dem ausgedehnten Parke dieses Schlosses traurigen Andenkens war es, wo sie ihrem Mitschuldigen Stelldicheins gab,

wo sie mit ihm im Schatten der hohen Kastanienbäume promenirte und wo sie, die schrecklichsten Schwüre mit den süßesten Ausdrücken der Liebe vermischend, schwur, ihren Galan bis zur Anbetung zu lieben und alle Mitglieder ihrer eigenen Familie bis zum Tode zu hassen.

Die Tochter des Gouverneurs vom Chatelet zu Paris, Namens Dreux von Aubray, heirathete sie im Jahr 1651 den Marquis von Brinvilliers, Hauptmann im Regiment der Normandie. Dieser Marquis besaß ein Vermögen von dreißigtausend Livres Rente; Marie Margaretha von Aubray brachte ihm bei ihrer Vermählung eine Mitgift von zweimalhunderttausend Livres mit. Das junge Ehepaar erfreute sich also des Besitzes eines für ihre Lage nicht unbedeutenden Vermögens.

Mit den Vortheilen äußerer Glücksumstände vereinigte Fräulein von Aubray die Vorzüge eines hübschen Gesichts. Ihre Gestalt war mittelmäßig, aber ihr Antlitz, von ovaler regelmäßiger Form, hatte edle und interessante Züge. Sie besaß einen lebhaften Geist, distinguirte Manieren, ihr ganzes Aeußere war voller Anmuth und Bescheidenheit. Eine sehr seltene Eigenschaft besaß die Marquise in hohem Grade, nämlich die, durch keine Bewegung die Gedanken und Gefühle, von denen ihr Inneres aufgeregt war, sichtbar werden zu lassen. Niemals drückte sich eine innere Regung auf ihrem charmanten Gesichte aus. Die zuckenden Regungen des Verbrechens konnten ihr Herz in Wallung bringen; aber auf ih-

rer Stirn, in ihren Augen prägte sich immer die Ruhe der Unschuld aus.

Ihr Gesicht glich einer Marmorbüste, die durch eine zauberische Macht Leben erhalten hatte. Jeder konnte diese kalte Unempfindlichkeit, die nur die Maske war, mit der sie ihr Gewissen bedeckte, für die Seelenruhe eines unschuldigen Herzens halten.

Der Marquis von Brinvilliers hatte bei der Armee einen Hauptmann der Cavallerie, Namens Sainte-Croix, kennen gelernt, der ein Bastard aus vornehmem Hause, dessen Namen er nicht zu nennen wagte, und gänzlich ohne Vermögen war. Was seinen Charakter und sein Aeußeres betrifft, so haben die Memoiren jener Zeit dafür gesorgt, sie uns zu bewahren.

Er hatte ein angenehmes und geistvolles Gesicht und war gefällig und dienstfertig gegen andere. Er war fromm mit den Frommen und beging Verbrechen mit den Verbrechern. Gegen Beleidigungen zeigte er sich empfindlich, für die Freundschaft empfänglich und in der Liebe eifersüchtig bis zur Raserei. Uebrigens war er außerordentlich verschwenderisch; da aber diese Neigung weder durch eigenes Vermögen, noch durch ein einträgliches Amt unterstützt wurde, so gab sich seine Seele allen Verbrechen hin. Einige Jahre vor seinem Tode vermischte er seine Schandthaten mit Werken der Frömmigkeit, man behauptet sogar, daß er religiöse Bücher geschrieben habe. Er sprach sehr salbungsvoll von Gott, dem er so schlecht diente, und unter dem Schutze dieses Deckmantels der Reli-

giosität, den er nur in Gegenwart seiner vertrauten Freunde fallen ließ, schien er Theil an guten Handlungen zu nehmen und war der Vollbringer der schwärzesten Missethaten.

Das war der Mann, den der Marquis zum Unglück seiner Gemahlin in sein Haus einführte. Kaum hatte Sainte-Croix die Frau von Brinvilliers erblickt, als er sterblich in sie verliebt wurde. Es gelang ihn ohne große Mühe, die Erwiederung seiner Gefühle in ihr zu erwecken.

Reich und vergnügungssüchtig, hatte der Marquis keine Zeit, das Betragen seiner Gattin zu überwachen, auch schien er wenig geneigt den Reden, die in Bezug auf ihr scandalöses Leben mit Sainte-Croix im Publikum in Umlauf waren, Glauben beizumessen. Demnach konnten die beiden Liebenden ohne Zwang im schönsten Einverständniß mit einander leben und sich, wie wenn sie Eheleute wären, gegenseitig behandeln. Der Freund des Mannes, der Liebhaber der Frau und auf Kosten beider im größten Wohlstand lebend, war Sainte-Croix mit seinem Loos sehr zufrieden. Da aber die unsinnige Verschwendung ihres Gemahls, dessen Vermögen täglich abnahm, die Marquise ängstigte, so bat sie um gerichtliche Gütertrennung und erlangte sie. Nun glaubte sie sich gänzlich unabhängig von der ehelichen Gewalt und hielt kein Maß und Ziel mehr in ihrer Leidenschaft.

Das Gerede über ihren Umgang mit Sainte-Croix ward dermaßen scandalös, daß sich der Gou-

verneur von Aubray, ihr Vater, der über die Schwäche und Sorgloſigkeit ſeines Schwiegerſohns entrüſtet war, genöthigt ſah, zu der väterlichen Autorität ſeine Zuflucht zu nehmen. Er erhielt eine lettre de cachet (Verhaftsbefehl), der ihm die Vollmacht gab, Sainte-Croix arretiren zu laſſen; er brachte dieſen Befehl in dem Augenblicke in Vollzug, als Sainte-Croix mit der Marquiſe eben ausfahren wollte. Dieſe behielt ihre Freiheit, aber ihr Liebhaber wurde in die Baſtille abgeführt, wo er ein ganzes Jahr lang zubrachte.

Wenn ſein Einführen in das Haus des Herrn von Brinvilliers für die Marquiſe nachtheilig wurde, ſo ward ſeine Detention in der Baſtille ihm noch unheilvoller, denn er lernte darin den Signor Exili kennen.

Dieſer Italiener hatte lange Zeit mit einem ſeiner Landsleute und einem deutſchen Apotheker, Namens Glaſer, zuſammen gearbeitet, um, was man damals den Stein der Weiſen nannte, nämlich die Kunſt des Goldmachens zu entdecken. Da aber Exili und ſeine Gefährten bemerkten, daß ihre Vermiſchung der Metalle nicht zu dem erwünſchten Ziele führte, ſo ſuchten ſie ihre vergeudete Zeit und Mühe dadurch wieder unverloren zu machen, daß ſie insgeheim Gifte verkauften. Sie kamen jedoch bald, dieſen gräßlichen Handel zu treiben, in Verdacht und wurden verhaftet. Da man ſie aber dieſes Verbrechens nicht überführen konnte, ſo begnügte ſich die Behörde, ſie in die Baſtille einzuſperren. Der Mitſchuldige Exili's

ſtarb darin; aber letzterer fuhr fort, aus der Stille ſeines Gefängniſſes, Paris mit ſeinen Giften zu verſehen. Dieſer geheime Handel von der Feſtung aus begann im Jahr 1676 und dauerte zwei volle Jahre.

Unglücklicherweiſe kam Sainte-Croix in daſſelbe Gefängniß, in welchem Exili ſaß. Unglück nähert die Menſchen; der Trieb zu Verbrechen verband ſehr bald dieſe beiden Böſewichte. Sainte-Croix erzählte dem Exili ſeine Abentheuer; dieſer ſpornte ihn an, ſich an dem Vater ſeiner Geliebten zu rächen und lehrte ihn die Mittel dieß ungeſtraft thun zu können. Durch unausgeſetzte Bemühung hatte dieſer Italiener das Geheimniß entdeckt, ſo feine Gifte zuſammenſetzen zu können, daß ſie, nächſt dem Vorzug nie ihre Wirkung zu verfehlen, auch den hatten, dem prüfenden Blick des erfahrenſten Arztes zu entgehen.

Sainte-Croix ergriff mit Begierde die Gelegenheit ſich rächen zu können, ohne den Geſetzen zu verfallen. Er nahm gründlichen Unterricht in dieſer verabſcheuungswürdigen Kunſt, und als er in Freiheit geſetzt wurde, hatte er alle nothwendigen Kenntniſſe erworben, um ſeine ſchändlichen Abſichten in Ausführung bringen zu können; da aber Exili zu derſelben Zeit aus der Baſtille kam, ſo nahm er ihn einige Zeit zu ſich, um ſich in dieſer verderbenbringenden Kunſt noch mehr zu vervollkommnen und mit größerer Sicherheit Das, was er bis jetzt nur in der Theorie kannte, auch in praxi gehörig zu erlernen.

Die Gefangenſchaft ihres Liebhabers hatte die

Marquise von Brinvilliers sehr betrübt und ihre Liebe zu ihm nur noch erhöht; da sie aber die Nothwendigkeit fühlte, sich zu verstellen, so verstand sie, durch die ihr eigene Kunst ihrem Aeußern jeden beliebigen Ausdruck zu verleihen, in so hohem Grade die Welt zu täuschen, daß man sie von den Verirrungen, in die sie durch Verführung gestürzt worden war, für gänzlich geheilt glaubte. Man dachte, sie sei in sich gegangen, habe Sainte-Croix vergessen und werde nun für immer auf dem Pfade der Tugend wandeln. Es gelang ihr sogar ihren Vater, einen ernsten, im Punkte der Ehre sehr strengen Mann, zu täuschen, der sich sonst nicht leicht ein X für ein U machen ließ. Er glaubte vollkommen an ihre erheuchelte Reue, schenkte ihr seine väterliche Freundschaft und sein volles Vertrauen wieder.

Wie man wohl glauben kann, säumten die beiden Liebenden nicht, sich wieder zu sehen. Sobald sich die Gelegenheit bot, war ihr früherer Umgang wieder im Geleise; aber, vorsichtiger geworden, kamen sie mit einander überein wenigstens den äußern Schein zu retten; sie besuchten sich nur im Geheimen und die Welt hielt ihre Liaison für aufgelöst. Es gelang dem Sainte-Croix sehr bald seiner Genossin Neigung zu seinen Racheplänen beizubringen. Es ward in ihrem infernalischen Rathe bestimmt, daß die ganze Familie der Marquise umgebracht werden sollte, und ihr Vater, der unbequeme Tadler ihrer Vergnügungen, wurde als erstes Opfer von ihnen bezeichnet. Die Tochter übernahm selbst dieses schreckliche Werk.

In der Befürchtung, die Mittel möchten nicht wirksam sein, machte die Marquise erst mehrere Versuche an Thieren; diese fielen nach Wunsch aus; da sie aber vielleicht nicht von demselben Erfolg bei Menschen sein konnten, so fuhr sie mit diesen schauderhaften Untersuchungen fort, indem sie die Gifte auch an menschlichen Wesen erprobte. — Wenn ein von der Last des Unglücks und Elendes darniedergebeugter Mann ihre Hülfe in Anspruch nahm, so gab sie vor, Mitleid für seine unglückliche Lage zu fühlen, stillte seinen Hunger und in der Speise, die ihre großmüthige Hand ihm reichte, war der Tod. Unter dem Vorwand arme kranke Menschen zu besuchen, zu trösten, ihnen beizustehen, vertheilte sie vergiftetes Brod an sie. Sie unterrichtete sich genau von den Wirkungen, die es hervorbrachte, aber mit großer Behutsamkeit, damit sie sich nicht verdächtig machte. Wer hätte übrigens auch gewagt Argwohn gegen sie laut werden zu lassen? Ein Weib, mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, die sich den ihr ohne Aufhör darbietenden Vergnügungen entreißt, um in den Aufenthalt der Noth und des Schmerzes armen Kranken Trost und Hülfe zu bringen, ist ein zum Heil armer Menschen vom Himmel gesandter Engel! ... Wer könnte wagen in diesem Engel des Friedens und der Sanftmuth einen Dämon der Hölle zu erblicken, der die gräßlichsten Thaten unter der milden Hülle der Wohlthätigkeit verübt! ...

Aber die Opfer der Marquise hauchen ihr Leben fern von ihren Blicken aus; sie kann die schrecklichen

Wirkungen nicht berechnen; ihre Angst, ihre Zuckungen, die Stufenfolge ihrer Qualen entgehen ihrem forschenden, gierigen Blicke. Um sich der Ausführung ihrer Mordpläne zu vergewissern, will sie Augenzeugin der Fortschritte und Symptome des Giftes sein. Sie will dessen Gang, sei er schnell oder langsam, je nachdem es in ihrem Wunsche liegt, belauschen und mit Aufmerksamkeit die Zuckungen des Sterbenden beobachten. Zu diesem Opfer ersieht sie sich ein Weib aus, das in ihrem Dienst, ihr ganz ergeben ist und ihr täglich Beweise ihrer Zuneigung giebt, nämlich ihre Kammerfrau. Sie sagt zu ihr, sie wolle ihr was recht Gutes zu essen geben und setzt ihr delicaten Schinken und Compot von vergifteten Johannisbeeren vor; die Beklagenswerthe spürt bald die traurigen Wirkungen dieser Güte; sie empfindet die schneidendsten Schmerzen in den Eingeweiden, und dieser Fall ist für Sainte-Croix ein Anzeichen, welches ihn lehrt, ein Gift, das noch nicht von gehöriger Wirkung ist, stärker zuzubereiten.

Die Marquise wiederholte zu verschiedenen Malen ihre fürchterlichen Versuche an Personen, die sie zu Tische einlud.

Sie vergiftete, sagte Frau von Sevigné in ihren Briefen, mehrere Personen, die sie nicht tödten wollte, durch Taubenpasteten. Der Chevalier von Guet nahm an einer dieser netten Mahlzeiten Theil und siechte seitdem zwei, drei Jahre lang, nach deren Verlauf er endlich starb. Als sie im Gefängniß war, fragte

sie, ob er todt sei und als man dieß verneinte, sagte sie: Der hat ein sehr zähes Leben.

Um sich von den beschwerlichen und ununterbrochenen Arbeiten seines Dienstes etwas zu erholen, begab sich der Gouverneur von Aubray auf sein Schloß Offémont, und wollte hier einige Tage in Ruhe zubringen. In Betreff seiner Tochter anderer Meinung geworden und durch die Verstellung, mit der sie ihr Betragen zu bemänteln wußte, getäuscht, widmete er ihr seine ganze Zärtlichkeit. Sie war für ihn eine nothwendige Gefährtin in seiner Zurückgezogenheit, er vertraute ihr die Sorgen an, die ein hohes Alter erfordert und wollte mit ihr die Freuden und Vergnügungen, die das schöne einsam liegende Schloß gewährt, theilen; und an diesem stillen, freundlichen Aufenthaltsorte, unter den zärtlichsten kindlichen Herzensergießungen, träuft die Marquise von Brinvilliers das Gift in die Adern ihres Vaters!

Sie will nicht, daß andere alle jene Verrichtungen thun, die man anwendet, um ein geliebtes Wesen zu pflegen. Wer könnte alle diese kleinen Dienste besser als eine zärtliche Tochter verrichten? Sie bereitete seine Getränke zu und reichte sie ihm dar. Weit entfernt, daß das Verbrechen, das zu begehen sie beabsichtigte, auf ihrem Gesicht die leiseste Andeutung hervorgerufen hätte, schien sie nur immer ängstlicher und aufmerksamer für die Erhaltung des Opfers besorgt zu sein, über den sie schon das tödtliche Messer geschwungen hielt.

Nachdem sie endlich sein ganzes Vertrauen er-

rungen hat, mischt sie Gift in eine Tasse mit Bouillon, reicht sie ihm und sieht ruhig das tödtliche Naß in die Eingeweide ihres Vaters sich ergießen, ohne nur im Geringsten das äußere Ansehen einer Tochter zu verlieren, die wegen der kleinsten Unbehaglichkeit ihres Vaters im höchsten Grade besorgt ist.

Der Marquise Wünsche wurden befriedigt, die Wirkung des Giftes machte sich schnell bemerkbar; denn der Vater erlitt bald die schrecklichsten Erbrechungen, entsetzliche Magenschmerzen und eine Hitze, wie wenn seine Eingeweide brennten.

Seine Tochter, unter dem Vorwand ihm Trost und Erleichterung zu verschaffen, ließ ihn keine Minute aus dem Auge, beobachtete mit gierigem Blick die Wirkung des Giftes, sprach im Stillen den Wunsch aus, daß die Fortschritte der Krankheit sich beschleunigen möchten, und war nur besorgt, daß die kräftige Natur ihres Vaters über die Kraft ihres Giftes siegen könnte ...

Endlich athmet sie frei; ihr Opfer wird bald unterliegen; sie betrachtet diese entstellten Züge, die blauadrige Stirn, diesen zuckenden Mund, der sich nicht mehr öffnen kann, um seine Tochter zu rufen. Ein eiskalter Schweiß netzt Antlitz und Hände des Greises: sein Herz hat aufgehört zu schlagen. Keine Bewegung, kein Leben mehr, Alles ist dahin. Die Marquise überzeugt sich davon, und ihr Herz schlägt lebhaft vor diabolischer Freude ...

Die großen Verbrechen, namentlich von dieser Natur, weit entfernt Argwohn gegen die Thäter zu

erregen, veranlaſſen gewöhnlich nicht einmal die richtigen Vermuthungen. Niemand dachte auch nur im Geringſten an die Urſache des Todes dieſes unglücklichen Vaters; deshalb fiel es auch keinem Menſchen ein, den Leichnam einer ärztlichen Section zu unterwerfen. Man beklagte ſeine Kinder über den erlittenen Verluſt, und die ſchöne Trauernde war dasjenige, welches die meiſten Tröſter fand. Der von ihr zur Schau getragene, erheuchelte Schmerz ſchien aufrichtig und lebhafter zu ſein, als der ruhigere, innigere ihrer Brüder und ihrer Schweſter. Aber dieſes Scheuſal von einem Weibe ruhte von der Ermattung, die der Zwang mit ſich bringt, in den Armen ihres Mitſchuldigen aus und verfügte im Verein mit ihm über den Nachlaß ihres Vaters, den ſie mit eigener Hand gemordet hatte.

Das nachgelaſſene Vermögen des Gouverneurs war nicht ſo günſtig für ſeine ſchändliche Tochter beſtellt, als ſie gehofft hatte. Der beſte Theil ſeiner Güter fiel ihrem älteſten Bruder zu, der auch des Vaters Beamtenſtelle erbte und einem jüngern Bruder, der Rath im Parlament war. Dieſe Güter waren das Hauptziel Sainte-Croix' und ſeiner Maitreſſe. Um zu deren Beſitz zu gelangen, mußten ſie noch zwei Perſonen nach dem Leben trachten. Die Brüder wurden bald mit dem Tode beſtraft, weil ſie eine Erbſchaft angetreten hatten, die das Geſetz ihnen gewährte.

Da die Marquiſe ihren eigenen Vater ermordet hatte, ſo ſicherte dieſes Verbrechen dem Sainte-Croix

ihre Verschwiegenheit und ihre Zustimmung zu allen Missethaten, die noch zu begehen er in ihrem gemeinschaftlichen Interesse für nothwendig erachtete. Er übernahm nun die Ausführung dessen, was noch zu thun übrig blieb.

Ein Bösewicht, Namens Lachaussée, ward von Sainte-Croix erkoren, um dieses Uebermaß von Ruchlosigkeit zu vollbringen. Er war früher sein Lakei gewesen und Sainte-Croix wußte, daß er für Geld zu allen Verbrechen fähig war. Die Marquise brachte ihn in die Dienste ihres Bruders, des Parlamentsrathes, der bei dem Gouverneur im Chatelet wohnte, und sorgte dafür, ihm nicht wissen zu lassen, daß er im Dienste Sainte-Croix', mit dem man sie in Uneinigkeit glaubte, gewesen war.

Dieser Bösewicht erhielt seine Instructionen. Der Gouverneur sollte als erstes Opfer fallen; hundert Louisdor waren der Preis für dieses Verbrechen. Man fügte auch noch das Versprechen hinzu, für die Zukunft für ihn Sorge tragen zu wollen.

Aber die Sucht recht bald die verheißene Summe zu bekommen, machte ihn nachlässig in der Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Als Herr von Aubray ihm eines Tags ein Glas Wasser mit Wein vermischt zu bringen befahl, beeilte er sich diese Mischung zu vergiften; aber die Dosis Gift war so stark, daß Herr von Aubray in dem Augenblick, als er das Glas an die Lippen brachte, ausrief: Ha, Schurke, was hast Du mir da gegeben? Ich glaube, Du willst mich vergiften!

Er zeigte das Getränk seinem Secretair, der, nachdem er aus einen kleinen Löffel davon gekostet hatte, sagte, daß es einen bittern Geschmack und einen Geruch wie Vitriol hätte. Der verwegene Schuft kam jedoch nicht aus der Fassung; er nahm das Glas, warf den Inhalt weg und sagte ruhig, der Kammerdiener des Parlamentsrathes habe eine Arznei in dem Glase gehabt und es dann wahrscheinlich nicht rein ausgespült. Er kam auf diese Weise mit einem leichten Verweis davon, denn seine schändliche Absicht muthmaßte man nicht.

Die Vollbringung derselben war jedoch noch nicht aufgegeben. Als sich einst die beiden Brüder auf ihr Schloß Offémont begeben hatten, wurden sie beide durch Lachaussée, der sie begleitet hatte, mittelst einer Taubenpastete vergiftet. Fünf Gäste derselben empfanden ebenfalls die Wirkung des Giftes. Die beiden Brüder litten zwei bis drei Monate lang die schrecklichsten Qualen. Der Parlamentsrath überlebte seinen Bruder, der in fürchterlichen Convulsionen starb, um einen Monat.

Ihre beiden Leichen wurden secirt, woraus man die Gewißheit erlangte, daß sie an Gift gestorben waren. Der Magen und die Eingeweide sahen ganz schwarz aus; die Leber war brandig und verkohlt. Man faßte jedoch auf den Urheber dieser schändlichen That keinen Argwohn, ja er erhielt sogar dreihundert Livres ausbezahlt, die der Parlamentsrath ihm auf seinem Sterbebette vermacht hatte.

Sainte Croix ließ nun von der Marquise zu

seinen Gunsten zwei Papiere unterschreiben; das eine von dreißigtausend Livres unter seinem Namen und das andere von fünfundzwanzigtausend Livres unter dem Namen eines gewissen Martin, eines andern Schurken, seines Geschäftsträgers, der seinem Herrn ganz ergeben, Vollführer seiner Racheplane und dessen hauptsächlichste Beschäftigung die Fabrikation und Verbreitung falscher Münzen war.

Nun blieb noch eine Schwester der Marquise, ein Fräulein von Aubray, übrig und diese Dame erbte die Hälfte des Nachlasses, welches ihre Brüder hinterlassen hatten. Die Marquise von Brinvilliers wollte sich ihrer ebenfalls entledigen; aber diese, weniger vertrauensvoll und durch diese drei in ihrer Familie hintereinander erfolgten, gewaltthätigen Todesfälle gewarnt, auf ihrer Hut zu sein, wußte Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, die sie vor einem ähnlichen Streiche schützten.

Selbst der Marquis von Brinvilliers war nicht sicher vor den Angriffen dieser Megäre, die sich durch seinen Tod die Freiheit verschaffen wollte, ihren Liebhaber ihre Hand reichen zu können; aber dieser, der sich nicht darnach sehnte, ein so schändliches Weib zur Gattin zu haben, wirkte ihren Operationen entgegen.

Er gab, wie Frau von Sevigné in ihren Briefen sagt, dem armen Ehemann Gegengift, so daß die Vergiftungen seiner Frau ohne Wirkung waren und er am Leben blieb.

Das Aufsehen, welches alle diese Todesfälle und

die ſie begleitenden Umſtände im Publikum machten, verſchaffte Jedermann die Ueberzeugung, daß ſie durch Gift bewirkt worden waren; aber man hatte nur unbeſtimmte Muthmaßungen über die Urheber dieſer Greuelthaten. Niemand vermuthete, daß Sainte-Croix dabei betheiligt ſei; denn man glaubte, daß er ſeit langer Zeit jeden Umgang mit der Marquiſe von Brinvilliers abgebrochen habe. Aus welchem Grunde übrigens hätte er Tod und Verderben in dieſe Familie bringen ſollen? Auch Lachauſſée hatte mit der Kunſt Miſſethaten zu begehen die der Verſtellung in ſo hohem Grade ſich angeeignet, daß man gar nicht auf den Gedanken kam Argwohn gegen ihn zu hegen.

Auf folgende Weiſe wurde dieſes teufliſche Gewebe von Verbrechen entdeckt. Obgleich Sainte-Croix alle Die von der Familie Aubray ausgerottet hatte, die ſich vor ſeinen geheimen Streichen nicht bewahrten, ſo wollte er doch nicht aufhören eine Kunſt zu cultiviren, die ihn auf ſo bequeme Weiſe an das Ziel ſeiner Wünſche brachte. Die Gifte, die er bereitete, waren ſo durchdringend, daß er ſich durch das bloße Einathmen derſelben ſelbſt vergiftet haben würde, wenn er ihre Ausdünſtungen durch eine gläſerne Maske nicht von ſich abgehalten hätte. Eines Tages fiel ihm aber dieſe Maske vom Geſicht und er ſtarb auf der Stelle: ein viel zu milder Tod für dieſes Ungeheuer, das in langen und peinigenden Schmerzen ſo viele ſchuldloſe und eines beſſeren Looſes würdige Menſchen hingeopfert hatte.

Da kein Verwandter von ihm bekannt war, ſo

ließen die Gerichte seinen Nachlaß unter Siegel legen. Als das Inventarium aufgenommen wurde, fand man einen kleinen Koffer, der geöffnet wurde. Der erste Gegenstand, der zum Vorschein kam, war nachstehendes Schreiben: „Ich bitte alle Diejenigen ganz ergebenst, in deren Hände dieser Koffer kommen sollte, mir den großen Gefallen zu erweisen ihn der Frau Marquise von Brinvilliers, die in der neuen St. Paulsstraße wohnt, gütigst zu eigenen Händen zu übergeben, weil Alles, was er enthält, sie betrifft und ihr gehört und es überdem für keinen Menschen in der Welt Nutzen noch Interesse hat; sollte sie aber vor mir mit Tode abgegangen sein, ihn mit Allem, was darinnen ist, zu verbrennen, ohne etwas davon zu öffnen und, damit Niemand Unwissenheit vorschütze, so schwöre ich bei dem Gott, den ich anbete und bei Allem, was mir heilig ist, daß ich Den oder alle Die, welche meinem Willen entgegenhandeln, in dieser wie in jener Welt auf ihr Gewissen dafür verantwortlich machen werde. Solches ist mein letzter Wille.

Von Sainte-Croix."

Gegeben zu Paris, am 25.
Mai, des Nachmittags, im
Jahre 1672.

Darunter standen noch die Worte: „Es liegt noch ein Paket darin, an Herrn Penautier, welches diesem zu übergeben ist."

Allzuviel Vorsicht erzeugt oft die entgegengesetzte Wirkung von Dem, was man gewünscht hat. Wenn

auf diesem verschlossenen kleinen Koffer ganz einfach die Worte gestanden hätten: Dieser Koffer gehört der Frau von Brinvilliers, so hätte man ihn derselben vielleicht übergeben, ohne eine Oeffnung vorzunehmen. Selbst die Abfassung des Schreibens war danach, um Argwohn zu erwecken. Das Köfferchen ward geöffnet, man nahm ein Inventarium über Alles, was es enthielt, auf, und nachstehend folgt die Beschreibung dieser kostbaren Gegenstände, die unter die Obhut Gottes und aller Heiligen gestellt war. Der kleine Koffer enthielt:

1) Ein Paket, acht Mal und mit verschiedenen Petschaften versiegelt, auf welchem geschrieben stand: Papiere, im Todesfalle zu verbrennen, da sie für Niemand von Interesse sind. Ich bitte Diejenigen, in deren Hände sie fallen sollten, ganz gehorsamst, sie zu verbrennen. Ich mache sie sogar auf ihr Gewissen dafür verantwortlich, daß dieß Alles geschieht, ohne das Paket zu öffnen. In diesem Paket befanden sich zwei andere, welche Sublimat enthielten.

2) Ein anderes Paket, sechs Mal mit verschiedenen Petschaften versiegelt, auf dem sich eine ähnliche schriftliche Anweisung befand und das ebenfalls Sublimat, von einem halben Pfund an Gewicht, enthielt.

3) Ein anderes Paket, sechs Mal mit verschiedenen Petschaften versiegelt, mit ähnlichen Worten, wie die obigen, und drei kleinere Pakete enthaltend, in denen sich befanden: eine halbe Unze Sublimat,

zwei Unzen römischen Vitriol und eine Dosis calcinirten und präparirten Vitriol.

4) Eine große vierkantige Flasche voll klaren Wassers, dessen Eigenschaft man für den Augenblick nicht untersuchen konnte.

5) Eine andere Flasche klaren Wassers, auf deren Grund sich ein weißlicher Stoff abgesetzt hatte.

6) Ein kleiner Topf von Steingut, in welchem zwei bis drei Unzen präparirten Opiums waren.

7) Ein zusammengefaltetes Papier, in dem sich zwei Drachmen gepulverten Sublimats befanden.

8) Eine kleine Schachtel, welche Höllenstein enthielt.

9) Eine Papierkapsel mit einer Unze Opium.

10) Ein Stück Antimonium von drei Unzen Gewicht.

11) Ein Paket mit Pulver, auf dessen Umschlag geschrieben stand: Um den Blutverlust der Frauen aufzuhalten. Der Herr Moreau hat gesagt, daß es aus Quittenblüthen bestehe.

12) Ein sechs Mal versiegeltes Paket, auf welchem ähnliche Worte, wie auf den vorhergehenden, geschrieben standen. Dieses Paket enthielt sieben und zwanzig Papierkapseln, auf deren jeder die Worte geschrieben waren: Mehrere merkwürdige Geheimnisse.

Die erste Sorge der Beamten war, diese verschiedenen Substanzen sorgfältig zu prüfen, sie einer chemischen Analyse zu unterwerfen und an diversen Thieren Versuche damit machen zu lassen.

Das Resultat dieser Prüfung und der gesam-

melten Erfahrungen ist sehr merkwürdig. Wir geben hier wörtlich den Bericht, der von den berühmtesten Aerzten und Chemikern jener Zeit abgefaßt worden ist.

Dieses künstlich zusammengesetzte Gift entgeht der sorgfältigsten Analyse; es ist so entstellt, daß man es nicht erkennen kann und es die Kunst und Fähigkeit der Aerzte zu Schanden macht. Hinsichtlich dieses Giftes sind alle Erfahrungen nichtig, alle Regeln falsch, alle Aphorismen lächerlich.

Die Erfahrungen werden am sichersten und gewöhnlich durch die Elemente an Thieren bewirkt. Im Wasser bleibt dieses Gift oben, denn es ist leichter als dieses. Die Feuerprobe ist nicht sicherer: es verdunstet, zerstreut, verzehrt alles Unschuldige und Unreine; es läßt nur einen scharfen, beißenden Stoff zurück, welcher allein seinem Eindruck widersteht. Die Wirkungen, die das Gift auf die Thiere ausübt, sind sichtlicher. Es durchdringt alle Theile, vertheilt sich da und verdirbt Alles, was es berührt; es verbrennt und verkohlt auf sonderbare und heftige Weise alle Eingeweide.

Das Gift von Sainte-Croix hat alle Proben überstanden, es übersteigt die Kunst und Fähigkeit der Aerzte; es spottet allen Erfahrungen. Dieses Gift schwimmt auf dem Wasser, es ist leichter und unterwirft sich dieses Element; es entzieht sich der Macht des Feuers, oder läßt nur einen nichtssagenden, unschuldigen Stoff als Niederschlag zurück. In den Körpern der Thiere verbirgt es sich mit so viel Kunst

und Geschicklichkeit, daß man es nicht erkennen kann. Während alle Theile des Thieres frisch und gesund sind, verpestet es doch dessen Blut: dieses Gift läßt dem thierischen Körper ganz das Bild und die Zeichen des Lebens.

In solchen Gegenständen also bestand das Vermächtniß Sainte-Croix', das er seiner Maitresse hinterließ. Da die begangenen Verbrechen seiner Bösartigkeit noch nicht genügend waren, so wollte er auch noch für die Zukunft deren begehen helfen.

In dem Köfferchen fanden sich ebenfalls Briefe der Marquise von Brinvilliers an ihren Geliebten vor. Aus diesen Briefen ersah man, daß diese beiden Scheusale, die das Verbrechen mit einander verbunden hatte, sich auch manchmal verunreinigten. In einer dieser Episteln schrieb die Marquise: Ich finde es an der Zeit meinem Leben ein Ende zu machen; deshalb habe ich mir heute das Recept Glasers, das Sie mir einst schenkten, gemacht, und Sie sollen sehen, daß ich gern mein Leben für Sie opfere. Aber ich werde nicht eher sterben, als bis ich Sie noch einmal an dem bewußten Orte gesehen habe, um Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen.

Bekanntlich sind die Drohungen sich das Leben nehmen zu wollen beinahe immer die Sprache von Liebenden, die einen Zwist gehabt haben und sind die gewöhnlichen Vorläufer der Versöhnung. — Derselbe kleine Koffer enthielt auch die Schuldverschreibung der Marquise, wodurch sie an den Herrn von Sainte-

Croix dreißigtausend Livres zu bezahlen, sich verbindlich machte.

Man kann sich denken, in welche große Unruhe die Marquise von Brinvilliers versetzt werden mußte, als sie den unerwarteten Tod ihres Liebhabers und die gerichtliche Versiegelung seiner Effekten zu gleicher Zeit erfuhr. Die schreckliche Angst, die sie durchbebte, erlaubte ihr nicht mit Bedauern an einen Tod zu denken, der sie unter andern Umständen gewiß äußerst betrübt hätte. Jede Empfindung mußte dem Triebe der Selbsterhaltung weichen, und sie hatte Veranlassung genug zu vermuthen, daß sie auf's Aeußerste compromittirt sei. Der unglückselige Koffer war der Gegenstand ihrer Sorgen. Sie begab sich um zwei Uhr des Nachts zu dem Commissair Picard in der Absicht, die Auslieferung dieses Koffers zu verlangen. Der Commissair war zu Bett; sie fand noch seinen Schreiber wach, den sie beauftragte auf der Stelle dem Herrn Picard anzuzeigen, daß sie einen kleinen Koffer zurückverlangte, der ihr gehöre und den man ihr, ohne ihn zu öffnen, zuzustellen habe. Der Schreiber antwortete ihr nur mit der Versicherung, daß der Commissair schliefe. Hierauf erklärte sie, daß sie den Koffer am nächsten Morgen holen lassen wolle.

Am andern Morgen wiederholte Verweigerung. In der Angst, in die sie dadurch versetzt wurde, entfielen ihr die Worte, daß sie, um den Koffer zu bekommen, gern fünfzig Louisdor geben würde, da sie wünschte, daß Niemand den Inhalt desselben sähe

und er etwas von Wichtigkeit, was nur sie beträfe, enthielte. Als der Mann, dem sie diese Mittheilung machte, ihr sagte, er habe vom Commissair Picard gehört, daß sonderbare Dinge in dem Koffer enthalten seien, da wurde sie roth und änderte ihre Reden. Er wagte sie zu fragen, ob sie nicht an den Vergiftungen Theil genommen habe, deren man Sainte-Croix bezüchtige.

Warum ich? antwortete sie verlegen und unruhig.

Dann auf ein Mal den Ton ändernd und ohne recht zu wissen, was sie sagte, fügte sie hinzu: Schon seit langer Zeit habe ich Sainte-Croix, dieses Koffers wegen, verfolgt; — wenn er mir ihn übergeben hätte, ich würde ihn haben erwürgen lassen.

Diese letzteren Worte schienen zu beweisen, daß diese beiden verbrecherischen Personen in der letzten Zeit nicht mehr in Einigkeit lebten. Es ist übrigens schwer zu begreifen, wie das Band der Zärtlichkeit diese beiden Scheusale so lange Zeit vereinigen konnte, da sie sich doch gegenseitig verachten und befürchten mußten, daß die eine die andere umbringen würde, um sich des Geheimnisses der Verbrechen, die sie beide begangen hatten, allein zu sichern.

Die Marquise sah ein, daß die Gefahr, in welche sie durch die Entdeckung des Koffers versetzt war, eine außerordentliche war und sie entschloß sich daher die Flucht zu ergreifen. Sie verließ das Schloß Offémont, das sie von ihren Brüdern geerbt hatte, verließ Frankreich und flüchtete sich nach Lüttich. Aber vor ihrer Abreise beauftragte sie einen Anwalt,

bei der Abnahme der auf Sainte-Croix' Nachlaß gelegten Siegel, für sie vor Gericht zu erscheinen.

In dem deshalb aufgenommenen Protocoll befindet sich die Stelle: Erschien Alexander Lamare, Vertreter der Frau Marie Margaretha von Aubray, Marquise von Brinvilliers, welche angiebt, daß in diesem Koffer sich eine Schuldverschreibung finde, die ihr entrissen worden sei und die sie für null und nichtig erklärt.

Die Flucht der Marquise vermehrte noch den gegen sie gefaßten Argwohn; aber obgleich hinreichende Veranlassung zu der Vermuthung vorlag, daß sie die Mitschuldige ihres Liebhabers gewesen war, so reichte diese Vermuthung doch nicht hin, sie der Schuld zu überführen. Ein neuer Fall, der inzwischen eintrat, ließ jedoch keinen Zweifel über ihre Schuld.

Lachaussée, dieser Bösewicht, der den Gouverneur und den Parlamentsrath, die Brüder der Marquise, vergiftet hatte; Lachaussée, den man im Verdacht hatte, zog durch sein unverschämtes Verfahren die Blicke der Behörde noch mehr auf sich. Er war so frech, gegen die gerichtliche Versiegelung Widerspruch zu erheben, und zwar unter dem Vorwande, daß ihm Sainte-Croix, den er sieben Jahre gedient habe, Geld schuldig sei. Diese Forderung bestände in zweihundert Louisd'or und hundert Thalern, die er, wie er sagte, dem Herrn von Sainte-Croix, zu dem er volles Vertrauen hatte, aufzuheben gegeben habe. Die zurückgeforderten Summen sollten sich in einem Sacke befinden, der, wie er mit einer Bestimmtheit, die be-

wies, daß das Geld ihm gehörte, sagte, in der Fensterniſche des Kabinets ſtehe. Letztere Behauptung war richtig.

Aber dieſe Thatſache öffnete der Behörde erſt die Augen über die Mitſchuld Lachauſſée's. Er hatte Sainte-Croix ſieben Jahre lang gedient; er, ein Bedienter, war im Beſitz einer für die damalige Zeit ſehr bedeutenden Summe; dieſe Summe war bei Sainte-Croix deponirt. Lachauſſée kannte ganz genau die Oertlichkeit eines Kabinets, zu dem er, wie zu vermuthen war, nur ſeinen Freunden und Vertrauten den Eingang geſtattete ... Lachauſſée wurde verhaftet.

Schon immer hatte er die lebhafteſte Unruhe bezeugt, ſeitdem er vernommen, daß ſich der kleine Koffer in den Händen der Juſtiz befinde; es waren ihm ſogar einige Worte entfallen, welche bewieſen, daß er dieſen Geheimniſſen nicht fremd ſei. Durch ſeine Verhaftung verlor er nun vollends ſeine Geiſtesgegenwart und Keckheit, die er bis jetzt an den Tag gelegt hatte. Die Unterſuchung zu ſeinem Proceſſe ging ſehr ſchnell. Ein Lehrling des Apothekers Glaſer bezeugte vor Gericht, daß er oft eine Dame in Begleitung Sainte-Croix', denen Lachauſſée gefolgt ſei, zu ſeinem Herrn habe kommen ſehen; ihren Wagen hätten ſie an einem abgelegenen Ort ſtehen laſſen und wären zu Fuß ins Haus gekommen. Lachauſſée habe ihm bei dieſer Gelegenheit einmal geſagt: Dieſe Dame iſt die Marquiſe von Brinvilliers.

Ich wette, sie sind gekommen, um sich von Glaser Gift machen zu lassen.

Noch andere Zeugnisse erhöhten die Schuldbarkeit Lachaussée's und der Marquise. Indessen der Gerichtshof des Chatelet glaubte noch nicht hinreichende Beweise zu haben, um gegen die edle Dame gerichtlich einzuschreiten; er beschränkte sich darauf, den ehemaligen Kammerdiener Sainte-Croix' zur Folter zu verurtheilen.

Frau Mangot von Villarceaux, Wittwe des Gouverneurs, die gegen Lachaussée die Klage erhoben hatte, appellirte gegen dieses Urtel, das den Schuldigen wahrscheinlich gerettet hätte, wenn er kräftig genug war die Schmerzen zu ertragen und nichts einzugestehen. Eine neue Untersuchung erfolgte und durch ein Erkenntniß des Gerichtshofs von La Tournelle, vom 4. März 1673, wurde Lachaussée für überführt erklärt den letzten Gouverneur des Chatelet und den Parlamentsrath, die Brüder von Aubray, vergiftet zu haben. Er wurde zum Rade verurtheilt; vorher aber sollte die ordentliche und außerordentliche Folter an ihm applicirt werden, um ihn zum Geständniß seiner Mitschuldigen zu bringen.

Die Marquise von Brinvilliers ward in contumaciam verurtheilt, enthauptet zu werden.

Lachaussée erlitt die Folter der spanischen Stiefeln. Diese Tortur bestand darin, daß man jedes Bein des Patienten zwischen zwei Bretter legte, die Beine mittelst eines Strickes einander so viel wie möglich näherte und zwischen die mittlern Bretter Keile

eintrieb. Bei der gewöhnlichen Folter wurden vier Keile und bei der außerordentlichen acht Keile in Anwendung gebracht.

Anfangs wollte Lachaussée nichts sagen; aber bei Anwendung des dritten Keils erklärte er, daß er geneigt sei, Entdeckungen zu machen. Sogleich ward die Folter aufgehoben und der Verurtheilte auf einer Matratze in den Chor der Kapelle gebracht: Wegen seiner Schmerzen und großen Schwäche bat er um eine halbe Stunde Ruhe, die ihm gewährt wurde. Nach dieser Zeit gab er ein volles Geständniß seiner Verbrechen und aller Umstände, die dabei obgewaltet hatten. Er erklärte, daß er nur der Agent Sainte-Croix' gewesen und zu den Verbrechen durch Geldversprechungen verlockt worden sei; daß er in das Glas, welches er dem Parlamentsrath gebracht, röthliches Wasser und auf die Pastete, an welcher beide Brüder in Offémont starben, helles, klarausſehendes Wasser gegossen habe; daß Sainte-Croix ihm gesagt habe, die Marquise wisse nichts von diesen Vergiftungen, daß aber er, für seinen Theil, glaube, sie sei davon unterrichtet gewesen, weil sie immer von Giften mit ihm gesprochen und sich bemüht habe ihn, nach Vollbringung der Vergiftungen, zur Flucht zu veranlassen. Er fügte hinzu, Sainte-Croix hätte große Lust verspürt auch Fräulein von Aubray zu vergiften, diese aber, wegen der ihrer Familie so unerwartet schnell heimgesuchten Todesfälle, argwöhnisch geworden, war gegen Alles auf ihrer Hut, was von der Hand ihrer Schwester kam.

Schließlich ward Lachaussée auf dem Grèveplatz enthauptet.

Obgleich die letzten Aussagen dieses Bösewichts die Marquise von Brinvilliers mit keinen neuen Thatsachen belastet hatten, so war doch alle Welt überzeugt, daß sie schuldig sei und Niemand konnte ihren Namen ohne Abscheu nennen. Durch ihre Flucht ins Ausland glaubte sie vor dem weltlichen Arm der Gerechtigkeit geschützt zu sein. Aber wenn es den Regierungen die Pflicht der Menschlichkeit gebietet politischen Flüchtlingen in ihren Ländern eine Freistatt zu gönnen, so sind sie doch Verbrechern diese Rücksicht nicht schuldig, sondern verbunden diese dem Lande, das ihre Bestrafung fordert, auf Verlangen auszuliefern.

In Folge dessen wurde ein Officier der Gendarmerie, Namens Desgrais, beauftragt nach Lüttich zu reisen, die dort befindliche Marquise von Brinvilliers zu verhaften und nach Frankreich zurückzubringen. Er war von mehreren Gendarmen begleitet und mit einem Schreiben Ludwigs XIV. an den Rath der Sechzig des Fürstenthums Lüttich versehen. Nachdem diese Regierungsbehörde von seinen Papieren Einsicht genommen hatte, erlaubte sie ihm seine Sendung in ihrer ganzen Ausdehnung zu erfüllen.

Desgrais wollte nicht gewaltthätig auftreten, weil die Marquise sich in ein Kloster begeben hatte und aus diesem Grunde zu fürchten war, daß das Volk, diese Entführung als eine Entweihung einer heiligen Stätte betrachtend, einen Aufstand zu Gun-

ſten der Schuldigen erregen würde. Er wollte daher lieber ſeine Zuflucht zur Liſt nehmen, um ſie aus freiem Willen aus ihrem Aſyl herauszubringen. Er ſtellte ſich daher der Marquiſe im Kloſter in geiſtlicher Tracht vor und ſagte zu ihr, daß, da er Franzoſe und Reiſender ſei, es ihm außerordentlich freue hier eine durch ihre Schönheit und ihr Unglück ſo berühmte Landsmännin zu finden. Er beklagte das traurige Loos einer ſo liebenswürdigen Perſon, und vom Mitleid bis zur Zärtlichkeit iſt keine große Entfernung mehr. Er ließ es deutlich genug merken, daß die Empfindung, welche die ſchöne Klauſnerin ihm einflöße, ſich in hohem Grade derjenigen nähere, welche die Liebe erzeuge. Die Marquiſe war nicht unempfindlich; ſie hörte den Abbé an, ohne über ſeine Aeußerungen zornig zu werden. Er wurde dringender; ſie war nicht ſehr gewiſſenhaft; aber kann man an einem Kloſtergitter frei von Liebe reden? Der Abbé ſchlug eine Promenade vor, die angenommen wurde. Dieſer Spaziergang führte außerhalb der Stadt; ſo lange unſer Liebespaar noch vom Publikum bemerkt werden konnte, war der Abbé galant und, obwohl mit Anſtand, feurig in ſeinen Worten; aber kaum war die Marquiſe allein mit ihm, als der Abbé plötzlich Ton und Sprache änderte und ihr erklärte, daß er ein Officier der Gendarmerie und vom König beauftragt ſei, ſie zu verhaften. Sie ſuchte vergeblich ihn zu den zärtlichen Gefühlen, die ſie in ihm erweckt zu haben glaubte, zurückzuführen. Aller Widerſtand war übrigens nutzlos, denn die Gendar-

men ſtanden auf ihren Poſten und bemächtigten ſich ihrer Beute. Alle Hoffnung war dahin.

Mit einem Befehl des Rathes der Sechzig verſehen, begab ſich Desgrais in das Kloſter und fand unter dem Bett der Marquiſe einen Koffer ſtehen, den ſie dringend, aber vergebens, zurückverlangte. Es lag ihr namentlich eine Schrift ſehr am Herzen, die ſie ihre Beichte nannte. Die dem Sacrament der Buße ſchuldige Verſchwiegenheit konnte den Officier nicht beſtimmen, ihr die Schrift zurückzugeben. Er würde an den Pflichten ſeines allerdings ſtrengen Dienſtes zu fehlen geglaubt haben, wenn er mit der Perſon der Schuldbehafteten nicht auch Alles, was zur Ueberführung ihrer Schuld dienen konnte, der Juſtiz überliefert hätte.

Sobald ſie verhaftet war, unterfing ſie ſich einen Gendarmen zu beſtechen, welcher vorgab ihren Abſichten dienen zu wollen, ſie aber verrieth. In dem Kloſter hatte ſie ein Liebesverhältniß mit einem gewiſſen Theria angeſponnen. Sie vertraute dem Gendarmen einen Brief an ihren Geliebten an. Sie ſchrieb ihm, ihr ſchleunigſt zu Hülfe zu kommen und ſie aus den Händen Desgrais' zu befreien. In einem zweiten Briefe ſchrieb ſie ihm, daß die ganze Eskorte nur aus acht Perſonen beſtände, die von vier bis fünf entſchloſſenen Männern leicht niedergehauen werden könnten; in einem dritten bat ſie ihrem theuern Theria, daß, wenn er nicht ſtark genug wäre die Escorte anzugreifen und ſie zu befreien, er wenigſtens verſuchen ſollte zwei von den vier Pferden ihres Wa-

gens niederzuschießen und die durch diesen unerwarteten Zwischenfall verursachte Bestürzung zu benutzen, um sich des Koffers zu bemächtigen, weil sie sonst, wie sie sagte, verloren sei.

Obgleich Theria keinen der Briefe seiner theuren Geliebten erhalten hatte, so begab er sich doch nach Mastricht, welche Stadt der Zug passiren mußte. Er suchte die Gendarmen zu bestechen und steigerte seine Anerbietungen bis zu tausend Louisd'or, wenn sie die Marquise frei lassen wollten; aber seine Versuche blieben ohne Erfolg.

Da die Marquise nun keinen Weg zu ihrer Rettung mehr sah, so wollte sie sich tödten und versuchte eine Haarnadel zu verschlucken; aber ein Gendarm hinderte sie an der Ausführung ihres Vorhabens. Ein andres Mal zerbrach sie mit den Zähnen ein Glas, aus dem sie trank und versuchte einige Stückchen davon zu verschlingen, aber die Personen, die sie unter ihrer Obhut hatten, hinderten nochmals diesen Selbstentleibungsversuch.

Als sie in Paris angekommen war und einsah, daß das Schaffott sicher ihr Loos sei, versuchte sie nochmals sich den Tod zu geben, und zwar auf eine so absonderliche Weise, daß die Frau von Sevigné, die doch Alles ihrer Tochter schriftlich mittheilt, sie in Bezug hierauf auf den Herrn von Coutanges verweist. Dieser schrieb ihr: Sie hatte sich einen Keil eingetrieben, errathen Sie wohin? Nicht in das Auge, nicht in den Mund, nicht in das Ohr, nicht in die Nase, nicht in das Gesäße, — nun rathen Sie!...

Sie würde sicherlich umgekommen sein, wenn man ihr nicht sogleich zu Hülfe gekommen wäre.

Endlich wendete die Marquise das letzte Mittel, das ihr noch übrig blieb, an; sie flehte nämlich ihre ehemaligen Freunde um Beistand an. Sie schrieb an Penautier, Generaleinnehmer der Geistlichkeit, mit dem sie in vertrautem Verhältnisse gestanden hatte, einen compromittirenden Brief, in welchem sie ihm im Namen der Freundschaft, die sie so lange verbunden habe, beschwor, sein ganzes Ansehen zu ihrem Gunsten anzuwenden und ihr mit seinem Rathe in ihren jetzigen kritischen Umständen beizustehen. Sie verhehlte ihm nicht, daß sie in Gefahr sei auf dem Schaffott zu sterben und benachrichtigte ihn zugleich, daß sie kein Geständniß ablegen würde, welches ihm nachtheilig werden könnte.

Dieser Penautier war außerordentlich reich; er hielt immer offene Tafel, was ihm einen großen Einfluß und eine gewisse Achtung verschafft hatte.

Der indiscrete Brief der Marquise, indem er bewies, daß Penautier Vertrauter ihrer Geheimnisse sei, erweckte oder bestätigte vielmehr den Argwohn, den man durch den Nachlaß Sainte-Croix', bei dem ein an ihn adressirtes Paket gefunden worden war, bereits gegen ihn gefaßt hatte. Er wurde daher verhaftet, in's Gefängniß abgeführt, verhört und dann wieder freigelassen.

Nachstehendes sagt Frau von Sevigné in verschiedenen Briefen über diesen Gegenstand: Penautier ist vorläufig im Gefängniß ... Er hat neun Tage

in Ravaillac's Kerker gesteckt und ist beinahe umgekommen. Die Sache ist sehr unangenehm. Er hat hohe Protection; der Erzbischof von Harlay, der Herr von Colbert beschützen ihn offen; aber wenn ihn die Brinvilliers noch mehr in Verlegenheit bringt, wird ihn nichts retten können ... Man hat Penautier mit der Brinvilliers confrontirt. Dieses Wiedersehen muß sehr traurig gewesen sein, sie haben sich in besseren Tagen gesprochen ... Es hat der Brinvilliers gefallen nichts zu gestehen; Penautier wird so weiß wie der Schnee aus der Sache hervorgehen, das Publikum ist nicht zufrieden damit ... Penautier hat Glück; nie fand ein Mann so hohe Gönner. Du wirst sehen, daß er freigelassen, aber in den Augen der Welt nicht gerechtfertigt dastehen wird. In diesem Processe kommen außerordentliche Dinge zum Vorschein; man kann sie gar nicht alle der Feder anvertrauen.

Die Marquise von Brinvilliers verschanzte sich förmlich hinter einen Wall von Leugnen und von Ausflüchten.

Von allen wider sie sprechenden Beweisen beunruhigte sie am meisten, die von ihr selbst niedergeschriebene Beichte; sie enthielt alle Einzelnheiten ihres frühern Lebens, und welcher Verbrechen klagte sie sich darin an?

Gleich im ersten Artikel erklärt sie sich für eine Brandstifterin und bekennt, daß sie Feuer in einem Hause angelegt habe. Die Ausschweifungen jeder Art waren ihr familiär; dieses Weib übergab sich

ohne Zurückhaltung allen Excessen der Liebe und des Lasters. Frau von Sevigné, die wir immer mit Vergnügen citiren, schreibt bei dieser Gelegenheit: Durch die Beichte der Frau von Brinvilliers erfahren wir, daß sie mit dem siebenten Jahre schon aufgehört hat Jungfrau zu sein; daß sie in dieser Weise ihr Leben lang fortgefahren ist; daß sie ihren Vater, ihre Brüder, eins ihrer Kinder vergiftet hat und daß sie selbst eines Tags Gift nahm, um ein Gegengift zu versuchen. Medea hat nicht soviel verübt! Sie hat zugestanden, daß diese Beichte von ihr selbst aufgeschrieben worden ist — das war sehr thöricht — daß sie aber das hitzige Fieber gehabt habe, als sie selbige abfaßte. Sie hätte das Alles im Wahnsinn, in Fieberhitze niedergeschrieben und es dürfte nicht für Ernst genommen werden.

Dieses Scheusal fand dennoch einen äußerst geschickten Vertheidiger, der alle seine Talente und Kenntnisse aufbot, um sie zu retten. Der Vertheidiger begann seine Defension damit, daß er sagte, die verdammliche Leidenschaft, welche die Marquise für Sainte-Croix empfunden, wäre die Ursache alles ihres Unglücks geworden. Nachdem er sie getadelt hatte, dadurch der ehelichen Treue Abbruch gethan und in ihrem Herzen eine strafbare Liebe genährt zu haben, bemühte er sich darzuthun, daß, wenn sie nun auch die Liebe mit dem unwürdigen Gegenstande ihrer Wahl getheilt, sie deshalb doch nicht an seinen Verbrechen Theil genommen hätte; im Gegentheil habe sie nichts davon gewußt und ihre in dem Koffer befind-

lich gewesenen Briefe gäben ein Zeugniß zu ihren Gunsten, weil sie nicht ein einziges Wort enthielten, das auf die Vermuthung führen könnte, sie sei die Mitschuldige Sainte-Croix' gewesen.

Es war schwieriger die Marquise hinsichtlich der Schrift, die den Titel „mein Bekenntniß" führte, zu rechtfertigen. Diese Schrift war von ihrer eigenen Hand geschrieben und sie machte darin die schauderhaftesten Geständnisse. Zu behaupten, daß dieß im Fieberwahnsinn geschehen sei, war kein vernünftiger Grund; aber mit dieser Entschuldigung verband der Vertheidiger ein mächtigeres Beweismittel, indem er behauptete, daß auf dem geistlichen Bekenntniß, der Beichte, das Siegel der Verschwiegenheit liegen müsse und daß es nicht erlaubt sei, Gebrauch von Entdeckungen zu machen, die nur erlangt worden wären, durch Verletzung eines Geheimnisses, das die Religion selbst sanctionirt habe.

Der Defensor gründete seine Behauptungen auf eine Menge historischer und kirchlicher Beweise, welche kein anderes Resultat hatten, als ein Zeugniß abzulegen von dem Wissen und der Gelehrsamkeit dieses gewandten Rechtsgelehrten. Unter den historischen Beweisstücken sind drei, welche nicht ohne Interesse sind; wir wollen diese hier anführen, indem wir sie aus der damals erschienenen Denkschrift wörtlich copiren.

Erstes Beispiel.

Dominicus Sota, der einer der berühmtesten Lehrer des canonischen Rechtes, ein großer Theolog und Beichtvater Karls V. war, und der den ersten Versammlungen des tridentinischen Concils beigewohnt hatte, stellte hierbei den Satz auf, daß, wenn ein Mann ein Papier, worauf er schriftlich seine Sünden bekannte, verloren und ein geistlicher Richter, der diese Schrift gefunden und auf Grund derselben ihn denuncirt habe, von seinen Oberen gerechterweise zu bestrafen sei, weil die Beichte ein frommes Werk und dazu bestimmt sei, unter dem Schutze der Religion und Kirche, durch ewiges Schweigen gedeckt zu werden. Auf Grund dieses Satzes ward nachstehendes Erkenntniß, welches in der „Abhandlung für Beichtväter" berichtet wird, von dem berühmten portugiesischen Erzbischof Roderich Cugno abgefaßt: Als ein aus Barcelona gebürtiger Catalonier wegen eines Mordes, den er eingestandenermaßen begangen hatte, die Beichte, als die Stunde der Todesstrafe nahete, verweigerte, drang die Geistlichkeit mit Bitten in ihn doch sein geistiges Theil zu retten, indem er ein offenes Bekenntniß aller seiner Vergehen ablege. Aber es war unmöglich ihn dazu zu bewegen, ungeachtet er keine Gründe für sein Benehmen angab.

Von dieser hartnäckigen Weigerung benachrichtigte man den heiligen Thomas von Villeneuve, Erzbischof von Valencia, in welcher Stadt das Todesurtheil vollzogen werden sollte. Der würdige Prälat

war von so christlicher Liebe beseelt, daß er sich selbst bemühen wollte den Verbrecher zur Beichte seiner Sünden zu vermögen, damit er nicht die Seele mit dem Körper zugleich verlöre. Aber er war sehr überrascht, als der Verurtheilte, nachdem er ihn um die Ursache seiner Weigerung befragt hatte, ihm antwortete, daß er Grund genug habe die Beichtväter zu verabscheuen, weil er nicht zum Tode verurtheilt worden wäre, wenn der Beichtiger, dem er den begangenen Mord offenbart, ihn nicht bei den Gerichten denuncirt hätte; denn kein Mensch außer diesem habe Kenntniß davon gehabt. Bei der Beichte habe er sein Verbrechen eingestanden und den Ort angegeben, wo er den Ermordeten vergraben hätte; da nun alle näheren Umstände der Justiz bekannt gemacht worden wären, so hätte er nicht leugnen können und dadurch sei seine Verurtheilung herbeigeführt worden. Ferner sagte er, daß, was er vorher nicht gewußt habe, der Ermordete der Bruder des Beichtvaters gewesen wäre und daß also Rachegefühl diesen schlechten Priester veranlaßt hätte das ihm anvertraute Bekenntniß zu verrathen.«

Nach dieser Erklärung hielt der Erzbischof von Valencia diesen Vorfall für weit wichtiger, als den Proceß selbst, der nur das Leben eines einzelnen Menschen beträfe, während es sich hier um die Ehre der Religion handle. Er glaubte sich über diese Erklärung genau unterrichten zu müssen, ließ den Beichtvater rufen, der ihm sein Verbrechen des Verraths eines Amtsgeheimnisses gestand, nöthigte die Richter,

die den Angeschuldigten verurtheilt hatten, ihr Erkenntniß zu widerrufen und sich für incompetent zu erklären, was auch zur großen Genugthuung des Volkes geschah.

Was den Beichtvater anbelangt, so wurde er zu einer sehr harten Strafe verurtheilt, die der heilige Thomas von Villeneuve jedoch in Anbetracht seines sofortigen Geständnisses und bei Gelegenheit des Tages, an welchem die Richter durch Freisprechung des Angeschuldigten ihre Achtung vor der Beichte zu erkennen gegeben hatten, milderte.

Zweites Beispiel.

Im Jahr 1579 hatte ein Gastwirth in Toulouse, allein und ohne Wissen seiner Familie, einen bei ihm eingekehrten Fremden ermordet und ihn heimlich in seinem Keller vergraben. Dieser Elende, von Gewissensbissen gefoltert, bekannte sich in der Beichte zu diesem Mord, gab alle Umstände und selbst den Ort an, wo er den Leichnam beerdigt hatte. Nachdem die Verwandten des Vermißten alle möglichen Nachforschungen über ihn angestellt hatten, ließen sie bekannt machen, daß sie Demjenigen eine gute Belohnung zusicherten, der ihnen einen Nachweis über ihn zu geben vermöge. Der Beichtvater, durch die versprochene Summe verlockt, benachrichtigte sie insgeheim, daß sie nur in dem Keller des Gastwirths nachforschen lassen sollten und dort den Leichnam finden würden. An dem angezeigten Orte fand man ihn denn auch wirklich. Der Gastwirth ward ver-

haftet, kam auf die Folter und gestand sein Verbrechen ein. Nachdem er aber sein Geständniß abgelegt hatte, behauptete er immer von Neuem, daß nur sein Beichtvater ihn verrathen haben könnte.

Das Parlament, über das zur Bewahrheitung der Sache angewendete Mittel entrüstet, erklärte den Angeklagten für unschuldig, so lange nicht andere Beweise, als die des Beichtvaters, angebracht worden wären.

Was diesen anbetrifft, so wurde er verurtheilt an den Galgen aufgehängt und sein Leichnam alsdann verbrannt zu werden; so sehr war der Gerichtshof in seiner Weisheit von dem Grundsatz durchdrungen, daß es von höchster Wichtigkeit sei ein zum Heile der Menschheit eingeführtes Sacrament in Ansehen zu erhalten.

Drittes Beispiel.

Eine Armenierin hatte durch ihre Reize einem jungen vornehmen Türken heftige Leidenschaft für sich eingeflößt; aber die Klugheit der Frau war für die Begierde des Liebhabers ein fortwährendes Hinderniß. Endlich, kein Maß und Ziel mehr kennend, drohte er sie und ihren Ehemann umzubringen, wenn sie nicht einwilligen wollte seine Triebe zu befriedigen. Durch diese Drohung erschreckt, deren Ausführung ihr nur zu gewiß schien, gab sie seinem Ansinnen nach und gewährte ihm eine Zusammenkunft zu einer Stunde, wo, wie sie sagte, ihr Mann abwesend sei; aber der Ehemann kam zu der ihm bekannten Zeit

hinzu und obgleich der Türke mit einem Säbel und zwei Pistolen bewaffnet war, so gelang es den Eheleuten doch ihren Feind umzubringen und ihn in ihrem Hause, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr, zu vergraben.

Einige Tage darauf gingen sie zu einem Priester ihrer Nation und beichteten ihm diese tragische Geschichte in allen ihren Einzelnheiten. Dieser unwürdige Diener des Herrn glaubte nun, daß in einem unter mahomedanischem Gesetze stehenden Lande, wo der Charakter des Priesterthums und die Functionen des Beichtvaters unbekannt oder geächtet seien, man nicht die Quelle der der Justiz zugestellten Nachrichten prüfen und sein Zeugniß denselben Werth haben würde, als jede andere Denunciation; aus diesem Grunde entschloß er sich zu Gunsten seines Beutels Vortheil aus diesen Umständen zu ziehen. Er besuchte daher zu wiederholten Malen das Ehepaar und entlehnte jedes Mal, mit der Drohung sie im Weigerungsfalle bei den Gerichten zu denunziren, beträchtliche Summen Geldes von ihnen. Die ersten Male gehorchten die Bedauernswerthen den Forderungen des Priesters; aber es kam eine Zeit, wo sie, alles ihres Vermögens beraubt, gezwungen waren ihm sein Begehren abzuschlagen. Der Priester führte seine Drohung wirklich aus, ging sofort zu dem Vater des Ermordeten und zeigte, um auch von ihm Geld zu ziehen, das Verbrechen der beiden Eheleute an. Dieser, der sein Kind im höchsten Grade geliebt hatte, ging zu dem Vezier, sagte ihm, daß er durch die

Anzeige des Priesters, dem sie gebeichtet hätten, die Mörder seines Sohnes kenne und verlangte Gerechtigkeit; aber diese Denunziation hatte nicht die gewünschte Wirkung, denn der Vezier empfand eben so großes Mitleid für die unglücklichen Armenier, als er entrüstet war über den treulosen Priester, der sie verrathen hatte.

Der Vezier ließ nun den armenischen Bischof kommen und fragte ihn, was die Beichte sei, was ein Priester für eine Strafe verdiene, der sie verrathe und welches Loos Denen zu Theil würde, deren Verbrechen auf diese Weise bekannt würden. Der Bischof antwortete, daß das Geheimniß der Beichte unverletzlich sein sollte, daß die Justiz der Christen jeden Priester, der sie offenbare, verurtheile lebendig verbrannt zu werden und Diejenigen, welche auf diese Art und Weise wegen Verbrechen angeklagt würden, freisprache, weil das Bekenntniß, das der Schuldige dem Priester abgelegt habe, ihm durch die christliche Religion, unter Androhung ewiger Verdammniß, geboten sei.

Der über diese Auskunft sehr zufriedene Vezier ließ den Prälaten in ein anderes Zimmer treten und dann die Angeklagten kommen, um von ihnen die Umstände und Beweggründe dieses Verbrechens zu erfahren. Die armen Leute, die vor Schreck halb todt waren, warfen sich dem Vezier zu Füßen. Die Frau fand zuerst wieder Worte, indem sie ihm vorstellte, daß die Nothwendigkeit, ihre Ehre und ihr Leben zu wahren, ihnen die Waffen in die Hand ge-

geben habe; sie sagte ferner, daß Gott allein Zeuge ihres Verbrechens gewesen sei und daß dieses Verbrechen noch verborgen sein würde, wenn das Gesetz desselben Gottes sie nicht verpflichtet hätte das Geheimniß einem seiner Diener, um durch ihn Vergebung ihres Vergehens zu erhalten, anzuvertrauen; daß aber dieser Priester in seiner unersättlichen Habsucht sie zuerst in's Elend gestürzt und dann verrathen habe.

Der Vezier ließ sie in ein Nebenzimmer treten und den anklagenden Priester kommen, den er dem Bischof vorstellte, indem er diesen bat, ihm noch einmal die Strafe zu nennen, die einer sich zuziehe, der die Bekenntnisse von Beichtkindern verrathe. Dann, diese Strafen auf den Schuldigen anwendend, verurtheilte er ihn, auf öffentlichem Platze lebendig verbrannt zu werden, in der Voraussicht, wie er hinzufügte, daß er auch in der Hölle brennen werde, wo er der gebührenden Strafe für seine Treulosigkeiten und Verbrechen nicht entgehen könne.

Das Urtheil wurde auf der Stelle ausgeführt und das armenische Ehepaar freigesprochen.

In diesem Processe bot Alles ein eigenthümliches Interesse dar, das Verbrechen, die Angeklagte, die Beweise und, wie wir so eben gesehen haben, auch die Vertheidigung.

Ungeachtet des Talents des Defensors hielten es die Richter für gut die Beispiele, die der gelehrte

Mann citirte, nicht in Betrachtung zu nehmen. Ueberdem, gab es denn, ganz abgesehen von dem Bekenntniß, nicht schon Beweise, die hinreichend waren, über die Angeklagte die geziemende Strafe zu verhängen? In der That, das durch den Proceß gegen Lachaussée constatirte corpus delicti führte leicht dahin die Miturheber der Verbrechen Sainte-Croix' und die Marquise von Brinvilliers für schuldig zu finden. Der Eigennutz, der Beweggrund dieser Missethaten, hatte sie dazu veranlaßt; die Marquise strebte nach den Verlassenschaften ihres Vaters, ihrer Brüder und ihrer Schwester; Sainte-Croix rechnete darauf, nach Gefallen mit dem Vermögen einer Frau schalten und walten zu können, die mit so blinder Leidenschaft ihm zugethan war. Der fatale kleine Koffer mit den vielen Giften, welcher, der schriftlichen Erklärung Sainte-Croix' zufolge, der Marquise von Brinvilliers gehörte, war eine der augenscheinlichsten Beweisvorlagen, die sich der Untersuchungsbehörde nur darbieten konnten. Nimmt man hiezu noch die strafbare Leidenschaft der Marquise für Sainte-Croix, die anklagenden Aufschlüsse Lachaussée's, alle Schlüsse, die man aus den Aussagen der Zeugen und aus der Flucht der Marquise ins Ausland ziehen konnte, endlich die halben Zugeständnisse, welche der Brinvilliers in ihren Antworten entflohen, so wird man gestehen müssen, daß hinreichende Beweisgründe für die Richter vorlagen, um nach voller Ueberzeugung ein von den Gesetzen vorgeschriebenes Erkenntniß gegen die Marquise von Brinvilliers auszusprechen.

Nachstehend folgt ein Auszug dieses richterlichen Erkenntnisses:

„Der Gerichtshof hat erklärt und erklärt genannte von Aubray, Marquise von Brinvilliers, für schuldig und überführt den Herrn Dreux von Aubray, ihren Vater, und die Herren von Aubray, der eine Gouverneur, der andere Parlamentsrath, ihre Brüder, haben vergiften zu lassen und der verschiedenen Thereſe von Aubray nach dem Leben getrachtet zu haben, und verurtheilt zur Entgeltung dieser Verbrechen genannte von Aubray, Marquise von Brinvilliers: daß ſie vor der Hauptpforte der Kirche von Notre-Dame Buße thue, wohin ſie, barfuß und mit einer zwei Pfund ſchweren brennenden Fackel in der Hand, von dem Henker in einem Karren gefahren werde; daß ſie daſelbſt, auf den Knien liegend, ein vollſtändiges Geſtändniß ihrer Verbrechen ablege und Gott, den König und die Juſtiz um Vergebung bitte, daß ſie alsdann in demſelbigen Karren auf den Richtplatz dieſer Stadt gebracht werde, um auf einem Schaffott, das auf dieſem Platz aufgerichtet werden wird, enthauptet zu werden; daß hierauf ihr Körper verbrannt und die Aſche in alle Winde zerſtreut, vorher aber, um ihre Mitſchuldigen in Erfahrung zu bringen, die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter auf ſie in Anwendung gebracht werde.“

Die Marquiſe, die bisher ihre Verbrechen hartnäckig geleugnet hatte, geſtand ſie nach Publication des Urtels ein. Der Pater Pirot, Profeſſor an der Sorbonne, der ihre Beichte hörte und ſie auf ihrem

letzten Gange begleitete, hat über die letzten vier und zwanzig Lebensstunden dieser berühmten Verbrecherin einen höchst rührenden Bericht abgefaßt. Er schildert sie als eine so von tiefster Reue zerknirschte, von der Kraft der göttlichen Gnade so durchdrungene und so vollkommen bekehrte Person, daß er sogar den Wunsch ausspricht, an ihrer Stelle gewesen zu sein. Er sagt, sie verlangte nach dem Abendmahl, was ihr jedoch verweigert wurde, da es Denjenigen nicht gewährt werden könne, die mit dem Tode bestraft würden. Sie verlangte dann, daß man ihr die geweihte Hostie gebe, weil sie, wie sie bemerkte, auch dem Marschall von Marillac, einem ihrer Verwandten, vor seiner Enthauptung gereicht worden sei. Auch diese Bitte wurde ihr, in Ansehung der Größe ihrer Verbrechen, versagt.

Als ihr der Gerichtsschreiber das Todesurtheil vorlas, gab sie kein Zeichen von Furcht oder Schwäche zu erkennen. Nachdem er jedoch damit zu Ende war, sagte sie zum ersten Gerichtsschreiber: Mein Herr, haben Sie die Güte noch einmal von vorn anzufangen; der Karren, an den ich nicht gedacht hatte, hat mich so entsetzt, daß ich für das Uebrige alle Aufmerksamkeit verloren habe.

Der Gerichtsschreiber las das Erkenntniß nochmals vor; sie bezeugte große Ruhe und Ergebung in das Unvermeidliche.

Von nun an war sie dem Scharfrichter verfallen. Dieser kam mit einem Stricke auf sie zu. Sie reichte ihm ihre Hände und maß ihn ruhig vom

Kopfe bis zu den Füßen mit den Augen, ohne ein Wort an ihn zu richten. Die Richter, die sich vorher in die Folterkammer begaben, enthlößten die verschiedenen Zurüstungen der Tortur, die Streckbänke und eisernen Ringe, welche so vielen Unglücklichen schon schreckliche Qualen bereitet hatten. Die Marquise betrachtete die Marterwerkzeuge mit Festigkeit.

Sie sollte die Wasserfolter, die in dem Bezirk des Parlaments von Paris in Gebrauch war, und dann die Tortur, genannt mit den spanischen Stiefelchen, erleiden. Als sie die für erstere Tortur in Bereitschaft gesetzten drei Eimer voll Wasser sah, konnte sie nicht umhin, gegen den Gerichtsschreiber ihr Erstaunen auszudrücken.

Es scheint, sagte sie lächelnd zu ihm, Sie wollen mich ertränken, da sie so viel Wasser hierher bringen lassen; denn hoffentlich werden Sie, wenn Sie meine Gestalt berücksichtigen, nicht die Absicht haben, mich diese Menge Wasser verschlingen zu lassen!

Sie mußte zehn Maß Wasser bei der gewöhnlichen und eben so viel bei der außergewöhnlichen Folter hinunterschlucken.

Der Henker ging sogleich an's Werk die Sentenz der Richter in Ausführung zu bringen. Er fing damit an ihr ein Kleidungsstück nach dem andern vom Leibe zu ziehen, bis sie vollständig nackend war; dann führte er sie an die Mauer und hieß sie sich auf die erste Streckbank setzen, welche zwei und einen halben Fuß hoch war.

Nun fragte man sie nach den Namen ihrer

Mitschuldigen, nach der Zusammensetzung der von ihr angewendeten Gifte und nach den Mitteln, welche geeignet wären, die nachtheiligen Wirkungen jener aufzuheben.

Ich habe keine Mitschuldige, antwortete sie; ich kenne durchaus nicht die Zusammensetzung der von mir angewendeten Gifte, noch die Gegenmittel, welche die Wirkung jener neutralisiren könnten.

Als der Gerichtsschreiber bei seinen Fragen beharrte und auf die Folterwerkzeuge hinwies, sagte sie: Wie könnte ich in meiner letzten Lebensstunde noch lügen? Ich will wenigstens meine Seele retten. Wenn Sie meinen Worten nicht glauben, mein Körper ist in Ihrer Gewalt, martern Sie ihn.

Nachdem der Gerichtsschreiber dem Henker ein Zeichen gegeben hatte, befestigte dieser die Füße der Marquise mittelst zweier eisernen Ringe auf das Bankbret, warf ihren Oberkörper zurück und band ihre Hände mit zwei anderen eisernen Ringen unten an die Mauer fest. Auf diese Weise berührten der Kopf und die Füße der Duldenden beinahe den Fußboden, während der Leib auf dem Gestell lag. Alle ihre Gliedmaßen wurden, nach entgegengesetzter Seite hin und mit Gewalt, mittelst einer Kurbe gestreckt, so daß sie um drei Zoll verlängert wurden.

Hier wollen wir unsere Erzählung unterbrechen, um das über diese Schmerzensscene abgefaßte Protocoll wörtlich anzuführen: „Auf der kleinen Streckbank rief sie, während des Ziehens der Glieder, mehrmals aus:

O, mein Gott! man tödtet mich, und doch habe ich die Wahrheit gesagt.

Ist ihr Wasser eingegossen worden;*) hat sich stark gewendet und gedreht und die Worte gesprochen: Ihr tödtet mich!

Ermahnt ihre Mitschuldigen zu nennen, hat sie gesagt, daß sie nur einen, einen Mann, den sie vor zehn Jahren um Gift gebeten habe, um sich ihrer Kammerfrau zu entledigen, gehabt habe; aber dieser Mann sei gestorben.

Ist ihr Wasser eingegossen worden; hat sich ein

---

*) Die Einbringung des Wassers in den Hals des Duldenden geschah auf folgende Weise: Der Henker hatte acht Gefäße voll Wasser bei sich, von denen jedes zwei und ein halbes Maß enthielt. In der Hand hielt er einen Trichter, in welchen er nach und nach und in verschiedenen Zwischenräumen das Wasser aus den Gefäßen goß; den Trichter zwängte er der verurtheilten Person in den Mund, so daß sie trinken mußte. Nach jedesmaliger Verschluckung von zwei und einem halben Maß Wasser ließ man ihr einen Augenblick Ruhe, damit sie Aufschlüsse geben könnte. Wenn sie nichts aussagte, wurde mit der Wasserfolter fortgefahren. Oft geschah es, daß die verurtheilte Person den Mund nicht öffnen wollte; dann drückte ihr der Henker die Nasenlöcher fest mit den Fingern zu, so daß sie, um zu athmen, gezwungen war, den Mund zu öffnen, und diesen Moment benutzte der Henker, um ihr den Trichter zwischen die Zähne zu zwängen. Ein Arzt fühlte dabei gewöhnlich der duldenden Person an den Puls und je nachdem er ihn schwach werden fühlte, ließ er einen Augenblick mit der Folter anhalten.

wenig gewendet und gedreht, aber ebenfalls nicht sprechen wollen.

Ermahnt zu sagen, warum, wenn sie keine Mitschuldigen habe, sie von ihrem Gefängnisse aus an Penautier geschrieben und ihn dringend gebeten habe, Alles, was er vermöchte, für sie zu thun und warum sie ihn zugleich daran erinnerte, daß ihre Interessen in dieser Sache auch die seinigen wären: Hat sie gesagt, daß sie nie erfahren habe, ob Penautier mit Sainte-Croix in Betreff seiner Gifte in Einverständniß gewesen sei und, wenn sie das Gegentheil behauptete, würde sie gegen ihr Gewissen sprechen; da sie aber in dem kleinen Koffer Sainte-Croix' ein Billet an Penautier gefunden und sie beide oft zusammen gesehen habe, so habe sie geglaubt, daß sie auch hinsichtlich der Gifte einen geheimen Commerz mit einander gehabt hätten; daß sie in dieser Vermuthung sich erdreistet habe an ihn zu schreiben, wie wenn er ein Strafgenosse Sainte-Croix' gewesen sei, ohne jedoch ihm dadurch schaden zu können, denn Penautier war entweder schuldig, oder er war es nicht; wenn er es war, so würde er geglaubt haben, die Marquise könne zu seiner Belastung zeugen und dann hätte er gewiß Alles gethan, um sie den Händen der Justiz zu entreißen; war er jedoch nicht schuldig, nun, so konnte ihm ihr Brief nichts schaden.

Ist ihr Wasser eingegossen worden; hat sich stark gewendet und gedreht, aber gesagt, daß sie über diesen Gegenstand nichts weiter, als das schon er-

wähnte, sprechen könnte; denn wenn sie mehr sagte, würde sie gegen Recht und Gewissen sprechen."

Da die gewöhnliche Folter nun beendet war, so hielt der Henker mit seiner Arbeit an und ließ der Duldenden einige Ruhe. Diese hatte bereits die Hälfte von dem Wasser verschluckt, welches sie hinreichend glaubte, um sie darin ertränken zu können. Bald begann die außerordentliche Folter. Ohne die eisernen Ringe, mittelst welcher die Hände und Füße der Marquise befestigt waren, zu berühren, zog der Henker die zwei und einen halben Fuß hohe Streckbank unter ihrem Leibe hervor und ersetzte sie durch eine andere von drei und einem halbe Fuße Höhe; so daß der Körper der Verurtheilten eine bei weitem größere Beugung bekam und ihre Glieder noch um drei Zoll verlängert wurden. Die Stricke, mittelst welcher ihre Hände und Füße an die eisernen Ringe befestigt waren, zogen sich wieder fest zusammen und drangen dieß Mal so tief in das Fleisch ein, daß Blut aus den Wunden floß. Die Duldende, die Schmerzen kaum mehr aushalten könnend, stieß ein durchdringendes Geschrei aus; aber der Henker blieb taub gegen ihre Klagen und fuhr in seinem Marterwerke fort.

Wir wollen ferner das Protocoll wörtlich anführen:

„Auf der großen Streckbank und während des Ziehens ihrer Gliedmaßen rief sie mehrmals aus: O, mein Gott! sie zerreißen mich! Herr, vergieb mir! Herr, habe Erbarmen mit mir!

Ermahnt, ob sie nichts anderes über ihre Mitschuldigen mittheilen könnte, sagte sie: Eher könne man sie umbringen, ehe sie eine Lüge sagen werde, die ihre Seele in Verdammniß bringe.

Worauf ihr Wasser eingegossen worden ist; hat sich ein wenig gewendet und gedreht, aber nicht sprechen wollen.

Ermahnt, die Zusammensetzung der Gifte und Gegengifte anzugeben, hat sie gesagt: Daß sie die Substanzen, aus denen sie gebildet seien, nicht kenne, daß sie sich nur noch erinnere, daß Kröten dazu benutzt wurden; daß Sainte-Croix ihr niemals dieß Geheimniß mitgetheilt habe; daß sie übrigens glaube, er habe sie nicht selbst gemacht, sondern sie seien von dem Apotheker Glaser zubereitet worden. Ferner glaubt sie sich zu erinnern, daß einige nichts anderes, als Arsenik gewesen wären; daß, hinsichtlich des Gegengiftes, sie kein anderes kenne als die Milch und Sainte-Croix ihr in Bezug auf diesen Umstand gesagt habe, daß, wenn man nach den ersten Spuren der Vergiftung eine Tasse voll tränke, man nichts zu befürchten habe.

Ermahnt zu sagen, ob sie noch etwas hinzuzufügen habe, sagte sie, daß sie Alles, was sie wisse, gestanden habe und daß man sie nur umbringen, aber kein Wort mehr von ihr vernehmen könne.

Worauf ihr Wasser eingegossen worden ist; hat sich ein wenig gewendet und gesagt, daß sie stürbe, hat aber nichts weiter sprechen wollen.

Ist ihr Wasser eingegossen worden; hat sich

weder gewendet noch gedreht und mit großem Seufzen gesagt: O, mein Gott! mein Gott! ich bin todt!

Aber hat nichts weiter sprechen wollen.

Worauf sie, ohne ihr weitere Beschwerde zu machen, losgebunden, herabgenommen und auf die gewöhnliche Weise vor das Feuer geführt worden ist."

Die Marquise wurde in der That zu dem Feuer hingetragen und auf die Foltermatratze gelegt, wie das bei ähnlichen Umständen Gebrauch war.

Nachdem nun die Tortur in ihrer ganzen Strenge angewendet worden war, blieb noch die Execution der Todesstrafe übrig, die auf dem Grèveplatz stattfinden sollte. Das Aufsehen, welches dieser Criminalfall machte, hatte auf die Straßen, durch welche die Verurtheilte ziehen mußte, eine ungeheure Menschenmenge gelockt. Die Marquise bewies große Festigkeit und in ihrem Gesicht drückte sich durchaus keine Aufregung aus.

Der berühmte Maler Lebrün hatte einen Platz in der Nähe des Schaffotts gefunden, um den Gesichtsausdruck einer über die bevorstehende Vollziehung der Todesstrafe entsetzten Verbrecherin zu ergreifen. Er hatte sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Einige Tage früher hätte er den gewünschten Ausdruck auf dem Gesicht dieser strafbaren Frau bemerken können; aber seitdem hatte sie wieder Fassung gewonnen. Auf ihrer Stirn lag wieder jene unstörbare Ruhe, die keinen Blick in ihr Inneres gestattete.

Als sie nach dem Grèveplatz ging, bemerkte und

erkannte sie mehrere vornehme Damen, die mit neugierigen Blicken sie betrachteten; sie sagte kaltblütig zu ihnen: Das ist ein schönes Schauspiel, nicht wahr?

Sie hatte gewünscht, daß der Henker vor ihr herginge, um ihr den Anblick des Policeiofficiers Desgrais, der vor dem Karren schritt, zu entziehen; aber ihr Beichtvater gab ihr zu verstehen, daß dieser Anblick als eine Strafe für sie betrachtet werde, worauf sie lebhaft ausrief: Ah, mein Gott! ich bitte Dich um Vergebung; man lasse mir denn diesen sonderbaren Anblick.

Sie wurde nun zuerst vor das Portal von Notre-Dame gebracht, wo sie aus dem Karren stieg und niederkniete. Der Henker gab ihr eine brennende Kerze in die Hand und befahl ihr, die Abbitte nachzusprechen, die der Gerichtsschreiber ihr vorlesen würde. Sie fing an die Worte des Gerichtsschreibers nachzusprechen, aber so leise, daß es beinahe unmöglich war, sie zu verstehen.

Lauter, lauter! herrschte sie der Henker an.

Dann erhob sie ihre Stimme und sprach mit eben so großer Festigkeit als Selbstverleugnung nachstehende Worte: Ich bekenne mich schuldig, daß ich aus Rache und bösem Herzen meinen Vater und meine Brüder vergiftet und meiner Schwester nach dem Leben getrachtet habe, um in den Besitz ihres Vermögens zu kommen. Ich bitte Gott um Vergebung, wie auch den König und die Justiz.

Nachdem sie die Abbitte vor der Kirche gespro-

chen hatte, nahm sie der Henker in seine Arme und trug sie wieder in den Karren. Dann setzte der unheimliche Zug seinen Weg nach dem Grèveplatz fort.

An der Richtstätte angekommen, schien der Anblick des Schaffotts keinen Eindruck auf sie zu machen. Nachdem ihr der Henker die Kopfbedeckung abgenommen hatte, schnitt er ihr das Haar hinten und an beiden Seiten ab, indem er ihren Kopf auf alle mögliche Weise, und oft sogar mit Rohheit, hin- und herdrehte. Aber keine Klage entglitt dem Munde der Duldenden; nur große Thränen flossen still und reichlich aus ihren schönen Augen. Diese abscheuliche Kopfzubereitung dauerte beinahe eine halbe Stunde. Dann wurde ein Tuch um ihre Augen gebunden und ihr Hals auf den Block gelegt; einen Augenblick später war ihr Kopf vom Rumpfe getrennt und dieser in die Flammen geworfen.

Frau von Sevigné, die den Muth hatte der Auflösung dieses schrecklichen Drama's beizuwohnen, berichtet auf folgende Weise die letzten Momente der Marquise von Brinvilliers: Sie bestieg allein und barfuß das Schaffott und wurde dann über eine Viertelstunde lang von dem Henker rasirt, gestriegelt und hin- und hergedreht. Das war eine große Grausamkeit und allgemeines Murren begleitete diese rohe Handlungsweise.

Am andern Morgen wurden ihre Gebeine sorgsam zusammengelesen, weil das Volk sagte, daß sie als Heilige gestorben sei.

Das Schloß Offémont, wo die ersten Scenen des von uns erzählten Drama's stattgefunden hatten, wurde eben so wohl von dem revolutionairen Vandalismus, wie von den Aexten der Spekulanten, die schwarze Bande genannt, verschont.

Im Jahr 1814, zur Zeit der feindlichen Invasion in Frankreich, übten die fremden Truppen in Offémont, wo sie durchmarschirten, wie überall, beklagenswerthe Plünderungen aus. Der Eigenthümer des Schlosses, Herr von Offémont, der Vater des gegenwärtigen Besitzers, durch die Annäherung der fremden Truppen in Angst und Schrecken versetzt, hielt es für's Beste seine Wohnung kurze Zeit zu verlassen und sich, fern von seiner berühmten Besitzung, die ganz isolirt in der Mitte des Waldes von Laigue liegt, eine sichere Wohnstätte aufzusuchen. Aber ehe er das Schloß verließ, war er besorgt in einem der Thürmchen geheime Schlupfwinkel mauern zu lassen, um sein Geld, seine Juwelen und Alles, was er Kostbares besaß, darin verbergen zu können.

Als nach dreimonatlicher Besetzung die Feinde das Schloß Offémont wieder verlassen hatten, und der Besitzer sich vor ihrer Rückkehr sicher glaubte, ließ er die verborgenen Gegenstände aus den Schlupfwinkeln wieder herholen. Während die Arbeitsleute die Mauern des Thürmchens mit Vorsicht untersuchten, um die verschiedenen darin angebrachten Höhlungen wieder zu finden, stürzte unter den Schlägen der Aexte und Hämmer eine der Mauerwände ein, wodurch der Zugang zu einem Cabinet geöffnet

wurde, das bis dahin dem Besitzer unbekannt und wahrscheinlich ein chemisches Laboratorium gewesen war. Denn man fand darin Kohlenbecken nebst Kohlen, verschiedene pharmaceutische Werkzeuge, einige Pakete Pulver von verschiedener Farbe und mehrere hermetisch verschloffene Phiolen, die noch eine unbekannte Flüssigkeit enthielten. Wahrscheinlich kannten die Arbeiter, welche diese Gegenstände und Gefäße entdeckt hatten, deren geschichtliche Bedeutsamkeit nicht, oder sie hatten vielleicht zu viel Abscheu vor diesen gefährlichen Substanzen; kurz, sie vernichteten sowohl die Flaschen und Pakete, als auch die Instrumente, und auf diese Weise ging für die öffentliche Wißbegier die auf sonderbare Art sich darbietende Gelegenheit verloren, die so subtilen Gifte Sainte-Croix' und der Marquise von Brinvilliers der Analyse der neueren Chemie zu unterwerfen.

Bellevüe.

Voltaire ſagt von Frau von Pompadour: „Ihre Haltung iſt die einer Königin, ihre ſchelmiſchen Augen waffnen ſich mit Majeſtät, ihre Stimme hat den Ton der Souverainin angenommen und ihr Geiſt entſpricht ihrem Range.“

Ungeachtet wir es uns anfangs vorgenommen hatten, den Lesern nur die geheime Chronik der alten Schlösser Frankreichs vorzuführen, so glaubten wir doch die Geschichte der neuern Schlösser nicht ganz unberücksichtigt lassen zu dürfen, da sie uns Gelegenheit giebt, verschiedene Begebenheiten und Auftritte zu erzählen, die wir der allgemeinen Theilnahme vollkommen werth finden. Deshalb haben wir schon die Schlösser Choisy und Marly besprochen und wollen nun Einiges über das Lustschloß Bellevue berichten, das auf Befehl der Frau von Pompadour erbaut wurde.

Als die stolze Marquise einst längs des Hügellandes hin, welches die Seine begränzt, in ihrer Carosse spazieren fuhr, kam sie an einen Ort, der ihr eine bewundernswerthe Fernsicht darbot. Mit einem Blick konnte sie endlose Ebenen übersehen und Wälder, Dörfer, Höhen, Thäler, tausend Bodenabwechslungen und endlich die Seine, die vermöge günstiger Terrainverhältnisse, sich näherte und verschwand, dann

wieder erschien und endlich in kaum sichtbarer Ferne sich verlor. Ueberrascht von dem prachtvollen Schauspiel, das sich ihren Augen darbot, tauchte der Gedanke in ihr auf, an diesem Ort ein Schloß zu erbauen. Die Natur des Bodens setzte dem Plane der Marquise überall Hindernisse entgegen; aber, von dem Genie der Architecten Lassurance und d'Isle unterstützt, wußte sie dieselben leicht zu besiegen. Sie theilte an Ort und Stelle selbst diesen beiden Künstlern ihre Absichten mit; der erstere ward von ihr mit der Construction der Gebäude und der andere mit der Eintheilung und der Dekoration der Gärten beauftragt.

Es war am 30. Juni 1748, als mit der Ausführung der Baupläne begonnen wurde. Die Thätigkeit der Leiter dieser Arbeiten war so groß, daß der ganze Bau des Schlosses nebst den Gärten am 30. Juni 1750 schon ganz und gar vollendet war. Zwei Jahre hatten hingereicht dieses Lustschloß, dessen Lage so schön ist, was auch den ihm von der Gründerin beigelegten hübschen Namen Bellevüe völlig rechtfertigt, zu vollenden. Ludwig XV., von der köstlichen Lage dieses Wohnsitzes entzükt, wollte einige Gemächer darin haben. Die Maitresse war sehr erfreut, ihrem königlichen Geliebten dieses Vergnügen verschaffen zu dürfen. Sobald das Schloß bewohnt werden konnte, fand sich der König daselbst ein, um einige heitere Tage an diesem Orte zuzubringen. Frau von Pompadour weihte ihr neues Schloß durch Festlichkeiten aller Art ein; Bälle, Opern, Concerts, Bal-

lets dauerten mehr wie einen Monat lang; nichts wurde bei dieser Gelegenheit gespart, um Sr. Majestät Vergnügungen zu bereiten. Die Marquise handelte in allen diesen Anordnungen als Souverainin. Sie besaß den Stolz und die Würde einer Königin. Wie weit entfernt war sie damals von der bescheidenen Stellung, unter deren Verhältnissen sie in der Welt eintrat! Die Marquise von Pompadour erinnerte sich nicht mehr der Mademoiselle Poisson (Fisch)! Dieser gemeine Name, den sie achtzehn Jahre lang getragen hatte, war ohne Zweifel gänzlich ihrem Gedächtniß entschwunden. Wir sind so unbescheiden unsern Lesern diesen bürgerlichen Namen zu nennen und wollen ihnen einige Einzelnheiten mittheilen über den Ursprung, die Erhebung und das seltene Glück Derjenigen, die das Herz und den Willen Ludwigs XV. in Fesseln zu legen wußte und die Frankreich zwanzig Jahre lang regierte.

Johanna Poisson ward im Jahre 1722 geboren und als ihr Vater in das Kirchenbuch ein Commis dieses Namens eingetragen, der bei einem der vier Brüder Páris conditionirte, denen die Hauptleitung der Proviantverwaltung der Armee anvertraut war. Ihre Mutter war wegen ihrer galanten Abentheuer allbekannt; die Herren Páris und Lenormand stritten sich lange Zeit darum, wer von ihnen Ansprüche auf die Vaterschaft Derjenigen habe, deren Lebensgeschichte wir jetzt schreiben wollen. Madame Poisson besaß in ihrem Benehmen jene Leichtigkeit, welche die galanten Frauen dieses Jahrhunderts hinsichtlich der

Sitten während der Regentschaft Philipps von Orleans erlangt hatten. Herr Lenormand von Tournehem war, ungeachtet jenes Streites, so fest überzeugt, daß er der Vater der jungen Poisson sei, daß er sich mit der größten Sorge der Pflichten unterzog, die ihm diese Eigenschaft auferlegte. Er leitete ihre Erziehung mit einer wahren Leidenschaft, namentlich als er bemerkte, daß sie im Studium der schönen Künste große Anlagen verrieth. Schon von frühester Kindheit an zeichnete sich Mademoiselle Poisson in der Musik, im Zeichnen, im Kupferstechen und anderen künstlerischen Arbeiten aus; im Kupferstechen machte sie solche Fortschritte, daß man die Erzeugnisse ihres Grabstichels, hinsichtlich des leichten, anmuthigen Genre's, mit den besten Kupferstichen jener Zeit verglich.

Voltaire widmete ihr, als sie bereits zur Marquise erhoben worden war, in Bezug auf ihr Talent im Zeichnen, ein galantes Madrigal, das in prosaischer Uebersetzung lautet: Pompadour, Dein himmlischer Griffel sollte Dein Antlitz zeichnen; denn nie würde eine schönere Hand ein schöneres Werk geliefert haben.

Als sie achtzehn Jahre alt war, erregte ihre hübsche Figur und ihr schönes Gesicht allgemeine Bewunderung. Mademoiselle Poisson hatte eine wahrhaft majestätische Haltung, wenn sie sich in einem Salon befand und genöthigt war Repräsentation zu machen; war sie auf einem Balle, so zog sie durch ihre anmuthige Persönlichkeit, den durch Froh-

sinn belebten Ausdruck ihres Gesichts und das ihrer Jugend zustehende Sichgehenlassen und die Freiheit ihrer Bewegung Aller Blicke auf sich, so daß man von ihr sagte, sie sei schön und hübsch zugleich, Eigenschaften, die sich fast nie in einer Frau vereinigt finden.

Die Zärtlichkeit ihres muthmaßlichen Vaters stand mit dem zunehmenden Alter dieses interessanten Geschöpfs in richtigem Verhältniß; auch wollte er sie so verheirathen, daß Niemand zweifeln konnte, daß er sie als seine Tochter liebte, weshalb eine Menge junger Leute der guten Bürgerschaft von Paris nach ihrer Hand strebten.

Der junge Lenormand von Etioles, ein Neffe desjenigen, der hier die Rolle des Vaters spielt, war der hauptsächlichste Brautwerber. Er hatte mehrere Male Gelegenheit gehabt das reizende Mädchen bei seinem Onkel anzutreffen; kaum hatte er sie kennen gelernt, als ihn eine wahrhafte Leidenschaft für sie erfaßte. Der junge Liebhaber hatte einen ruhigen Charakter, gesunden Verstand, einen beweglichen Geist und ein gutes Herz. Später versicherte man, daß Herr von Tourneham schon lange den Plan gehegt hatte, seine Tochter einst auf das Lager des Königs zu bringen und daß ihm Niemand so geeignet erschienen wäre, die Verwandlung einer Gattin in eine Maitresse Ludwigs XV. auszuhalten, als sein Neffe. Die ganze Schwierigkeit bestand vorläufig darin, von von dem Vater des jungen Mannes die Erlaubniß zu dieser Verheirathung zu erlangen, da er man-

ches Unpassende in dieser Verbindung zu erblicken schien.

Der Name und die Geburt der Mademoiselle Poisson waren nicht die alleinigen Hindernisse; der Vater Poisson, wegen mehrerer Veruntreuungen, die er sich hatte in seiner Beamtung zu Schulden kommen lassen, verfolgt, war zum Galgen verurtheilt worden; er hatte mehrere Jahre im Ausland gelebt und, obgleich ein neues richterliches Erkenntniß das erste für nichtig erklärt hatte, so war sein Name doch mit einem unvertilgbaren Makel behaftet. Das war noch nicht Alles. Die Mutter Poisson war eine etwas sehr derbe Bürgersfrau von Paris, die, als sie das hübsche Aussehen ihrer Tochter bemerkte, bei jeder Gelegenheit die Aeußerung wiederholte, daß sie die Absicht habe, einen Königsbissen aus ihr zu machen; so daß Mademoiselle Poisson, in solchen Grundsätzen erzogen, von ihrer frühesten Jugendzeit an immer von dem Königsbissen reden hörte. Aber ungeachtet all' dieser Schwierigkeiten beseitigte die Zuneigung des Herrn von Tourneham für Die, welche er für seine Tochter hielt, die Hindernisse, die sich der leidenschaftlichen Liebe seines Neffen und seinen eigenen Plänen entgegensetzten, sehr bald. Er versprach dem jungen Ehemann die Hälfte seines Vermögens zu geben und nach seinem Tode ihm die andere Hälfte zu vermachen. Dieser Edelmuth schrieb dem Vater den zu ergreifenden Entschluß nothwendigerweise vor; denn er fürchtete, daß diese Vortheile mit der Tochter an eine andere Familie übergehen

würden, und diese Besorgniß, verbunden mit den lebhaften, dringendenden Bitten seines Sohnes, vermochte ihn endlich dem Vermählungsvorschlag Gehör und seine Bewilligung zu geben. Mademoiselle Poisson ward also Frau Lenormand von Etioles.

Die junge Gattin, die in der Gesellschaft schon sehr bekannt war, schien für die ihr von Seiten ihres Mannes gewidmete Aufmerksamkeit nicht die entsprechende Dankbarkeit zu beweisen. Dieser ließ es dessenungeachtet weder an zärtlichen Worten noch an Vergnügungen fehlen, um ihr zu beweisen, wie sehr er sie liebe. Er gewährte ihr alle Freiheit, die sie nur wünschen konnte; er war besorgt die mannichfaltigste Gesellschaft, die man nur in Paris finden kann, in seinem Hause zu vereinigen, eine Gesellschaft, deren Hauptzierde jederzeit Frau von Etioles war, sowohl durch ihr heiteres Temperament, als durch ihre Schönheit und die Anmuth ihres Geistes.

Die Absichten, die Frau von Etioles in Bezug auf das Herz des Königs in ihrem Innern hegte, die Rathschläge und Intriguen, die zu dem Gelingen derselben beitragen sollten, machten ihr Benehmen in der Gesellschaft klug und vorsichtig; sie wies zwar niemals einen Liebhaber gänzlich ab, aber die Gunstbezeugungen, welche sie stufenweise und mit Zurückhaltung gewährte, hielten gewissermaßen immer vornehme Personen zu ihrer Verfügung bereit. Zu den Dringendsten sagte sie, daß nur der König sie ihrem Manne untreu machen könne, welche Aeußerung ihr Verwandter Binet, der einer der ersten Kammerdiener

des Königs war, dem Fürsten hinterbrachte, der sich darüber sehr geschmeichelt fühlte, daß es in Paris eine Bürgersfrau, die hübscheste der Hauptstadt, gäbe, die ihrem Ehemann ewige Treue, mit Ausnahme von Ludwig XV., gelobt habe; ein Spaß, worüber der gute Herr von Etioles zu allererst lachte.

Ludwig XV., der oft im Walde von Sénart jagte, trat einst bei stürmischem Wetter in das Schloß von Etioles und schenkte bei dieser Gelegenheit dem Besitzer desselben das Geweih eines Hirsches, den er so eben geschossen hatte. Herrn von Etioles, über diese Freundlichkeit des Königs entzückt, hing dieses Geschenk von schlimmer Vorbedeutung in einem Saale auf, worin es, wie man sagt, noch lange Zeit blieb, nachdem Frau von Etioles durch ihr Benehmen die Vorbedeutung schon zur Wirklichkeit umgewandelt hatte. Unterdessen verband sich diese, durch die Hoffnung Maitresse des Monarchen zu werden gehoben, mit ihrem Gatten, um über das Spaßhafte, was in diesem Geschenk lag, herzlich zu lachen. Jedermann sah in diesem Umstand nur Scherz, allein die Maßregeln, die sie ergriff, waren deshalb nicht weniger ernsthaft. Sie hatte den festen Entschluß gefaßt des Königs Herz zu fischen, deshalb durfte sie nichts unterlassen, was zu diesem großen Fang führen konnte.

Die Jagd war eine der Lieblingszerstreuungen Ludwigs; sofort gab sie ihrem Gatten zu verstehen, daß sie Neigung zu dem Jagdvergnügen verspüre. Dieser war weit entfernt ihr nur den geringsten Widerstand entgegen zu setzen; sie ließ sich Kleider von

großer Pracht und ausgezeichnetem Geschmack machen; sie schaffte sich mit großen Kosten eine der brillantesten Equipagen an und brachte alle Mittel in Anwendung, um die Blicke des Königs auf sich zu ziehen und das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Sie unterließ es nie den König auf allen seinen Jagdpartien zu begleiten, nicht etwa als zu seinem Gefolge gehörig, sondern bloß als Zuschauerin. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, wie sie es anstellte, dem königlichen Wagen so oft wie möglich zu begegnen; aber mit Verdruß mußte sie bemerken, daß lange Zeit ihr Entgegenkommen vergeblich, alle ihre Schritte nutzlos waren. Da sie aber durch ihre elegante Figur und ihr schönes Gesicht eine auffallende Erscheinung war und der König sie so oft ganz nahe bei sich vorbeifahren sah, so fiel sie ihm endlich auf und er erkundigte sich nach ihr, ohne jedoch Liebe für sie, oder Verlangen nach ihr bemerklich werden zu lassen.

Diese listige Verfahrungsweise und Koketterie konnte unmöglich dem scharfen Blicke einer Rivalin entgehen, die sich damals so sehr der Sinne des Königs bemächtigt hatte, daß der Fürst für die Reize aller andern Schönen unzugänglich war. Diese Nebenbuhlerin war die Herzogin von Chateauroux, geborene von Mailly, eine der Töchter der Marquise von Nesle. Sie hatte bemerkt, daß sich Frau von Etioles auf allen Jagden befand, und daß sie alle Mittel anwendete, um ihre ausgezeichneten Reize dem König bemerkbar zu machen.

Diese setzte indessen ihre Lieblingspromenaden fort und beharrte dabei Ludwig XV. mit ihren Lockungen zu verfolgen. Sie erschien in dem Wald von Sénart wie eine aus dem Himmel herabgestiegene Göttin, bald trug sie ein azurfarbenes Kleid und saß in einem rosenfarbenen Phaeton, bald ging sie rosa gekleidet und saß in einem azurfarbenen Wagen; ihre Schönheit war blendend. Auch wurde die Herzogin von Chateauroux, die die Unbeständigkeit ihres königlichen Geliebten befürchtete, immer argwöhnischer; sie ließ daher alle Schritte dieser Frau, die danach strebte sie auszustechen, sorgfältig überwachen.

Doch Frau von Etioles begnügte sich nicht Ludwig XV. im Walde von Sénart zu begleiten, sie verfolgte ihn sogar noch im Schloß von Versailles und setzte sich an den Tagen, wo das Publikum dem Diner des Königs beiwohnen durfte, Sr. Majestät gerade gegenüber. Eines Sonntags, als Frau von Etioles, unter der Menge der Zuschauer stehend, ihre Reize zum Besten gab, stellte sich die Herzogin von Chateauroux, einer eifersüchtigen Regung nachgebend, wie ein Ofenschirm zwischen den König und ihre Nebenbuhlerin, und die Füße ihrer Gegnerin suchend, trat sie mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers darauf, um ihr auf die so eigenthümliche Weise eine kleine Züchtigung zukommen zu lassen, daß sie es wagte, auf einem und demselben Revier mit ihr zu jagen. Aber der Ehrgeiz der Frau von Etioles war so geduldiger Natur, daß nichts im Stande war, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Die Herzogin von Chateauroux beharrte ihrerseits auf ihren Rechten, nämlich, das Terrain zu behaupten und die königliche Eroberung nicht aufzugeben. Um alle entworfenen Pläne der Frau von Etioles mit einem Male zu zerstören, nahm sie den Ton einer erklärten Favoritin an und ließ ihrer Nebenbuhlerin bedeuten, daß sie nichts Besseres thun könne, als sich aller Begleitungen der Jagdparthien des Königs zu enthalten, die von jetzt an gefährlich für sie werden dürften, wenn sie noch ferner so verwegen sein sollte, ihnen beizuwohnen. Diese, die sich für zu schwach fühlte, um der erklärten Maitresse Ludwigs XV. widerstehen zu können, hielt es für nothwendig, sich dem empfangenen, für sie so betrübenden Befehle zu unterwerfen; ihre schöne Liebe schien für einige Zeit erkaltet zu sein, aber ihre ehrgeizigen Pläne blieben dieselben.

Um den leeren Raum, den die Lebensgeschichte der Frau von Etioles von ihrer gewungenen Zurückgezogenheit an, bis zu dem Augenblicke, wo sie wieder auf der Bühne erscheint, darbietet, auszufüllen, wollen wir hier die Geschichte der frühern Liebschaften des Königs einflechten, die überdem zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist.

Ludwig XV. war fünfzehn Jahr alt, als er sich mit der Prinzessin Maria, Tochter Stanislaus Leszinsky's, Königs von Polen, vermählte. Sie war sieben Jahre älter als er; und obgleich diese Ehe, wie das gewöhnlich bei fürstlichen Personen zu geschehen pflegt, ohne nur im Geringsten nach den ge-

genseitigen Neigungen der beiden Gatten zu fragen, geschlossen worden war, so lebte Ludwig doch mehrere Jahre so musterhaft mit dieser Fürstin, daß man ihn als ein Beispiel ehelicher Treue und Liebe aufstellen konnte.

Die Persönlichkeit der Königin war nicht verführerisch; obgleich ihr höheres Alter nicht so außerordentlich war, so ist dieser Umstand doch immer der Berücksichtigung werth, und dennoch gab eine zahlreiche Folge von Erben den ziemlich klaren Beweis, daß die beiden Eheleute ein zärtliches Band umschließen mußte und ließ darin die Hoffnung auf eine lange Dauer desselben erblicken. Der König, den der Kardinal Fleury in den strengsten Grundsätzen ehelicher Treue erzogen hatte, machte seinem Lehrer, indem er dessen Maximen gewissenhaft befolgte, Ehre; die Gewohnheit gesellte sich dazu und vollendete, was die Pflicht begonnen hatte; überdem besaß die Königin gute und liebenswerthe Eigenschaften, die hinreichend waren, die an ihr vielleicht zu bemerkenden kleinen Fehler unscheinbar zu machen.

Der König lebte auf diese Weise lange mit seiner Gemahlin, ohne die geringste ungünstige Idee von ihr zu fassen; einige Höflinge, die niederträchtig genug waren einen König, dessen jugendliches Alter noch unverdorben war, lasterhaft zu glauben, suchten ihn zu verlocken; die Entrüstung, mit der er ihnen jedoch entgegentrat, brachte sie in Verwirrung. Einen derselben, der eine am Hofe wohlbekannte Dame, in der Absicht ihm zärtliche Gefühle für sie einzuflößen,

ganz besonders pries, fragte der König: Sollten Sie sie denn schöner finden, als die Königin?

Diese unerwartete Antwort machte alle ihre Pläne scheitern; dadurch war einem Jeden, wer es auch sein mochte, der Mund geschlossen; indessen konnte eine solche Beständigkeit an dem so gänzlich verderbten Hofe von Versailles, wo die Gewalt des bösen Beispiels zu mächtig war, nicht von ewiger Dauer sein.

Als auf solche Weise zehn bis zwölf Jahr verflossen waren, ohne daß man an dem König einen Ueberdruß oder irgend eine Neigung zur Ausschweifung bemerkt hätte, verursachten bei der Königin, vielleicht auch bei dem Fürsten, die vielen Entbindungen einige Gleichgültigkeit und Kälte. Das Mißverhältniß der Jahre fing an sich immer mehr fühlbar zu machen; aber die Achtung für Maria Leszinska, die er ihr theils als die Mutter vieler seiner Kinder, theils wegen ihres vortrefflichen Charakters und ihrer Frömmigkeit schuldig war, erhielt sich immer in ihm, und nicht ohne innere Kämpfe und großes Widerstreben überschritt er die Grenze der ehelichen Pflichten. Als er aber erst einmal das Gebiet der sinnlichen Lüste betreten hatte, dann überließ er sich auch ganz allen Excessen der gemeinsten Ausschweifungen, obgleich er, während dieser Zeit, äußerlich immer die vollkommenste Achtung für die Königin bezeugte. Zwar gab ihre Mäßigung und ihr stilles, bescheidenes Wesen ihr nur selten Veranlassung eine Huld von dem König zu verlangen. Dem

Volke war sie theuer und sogar die Liebe des Hofes hatte sie sich gewonnen, wo man doch so selten der Tugend die verdiente Gerechtigkeit angedeihen läßt.

Als der König nun seinen Neigungen freien Lauf ließ, als er seine Begierden nicht mehr verbarg, als er den Ton eines Herrn, der Gehorsam verlangt, annahm, hielt es der Kardinal Fleury, der die Welt und den Charakter seines Zöglings zu gut kannte, als daß er hätte glauben sollen, Seine Majestät würde sich in einem Punkte, worin so wenig Menschen Zwang dulden, Gewalt anthun, für das Beste, den Gegenstand, auf den der König seine Blicke richtern sollte, zu bezeichnen. Der junge Monarch hatte sich noch nicht bestimmt; aber seine ungeregelten Neigungen suchten ein festeres Band. Der Kardinal dachte, daß die leichteste Dame sich den Wünschen des Königs am Besten bequemen werde, auch glaubte er, die am wenigsten ehrgeizige würde die schicklichste für ihn sein. Deshalb sagte er: Nun, so laßt doch die Mailly für ihn kommen!

Wenige Damen nur hätten es sich versagt das Schnupftuch aufzunehmen, oder vielmehr hätten sich nicht um diese Ehre gestritten, da überdem der König damals der schönste Mann des Hofes, der Stadt, vielleicht des ganzen Landes war. Ludwig XV. attachirte sich nach und nach an Frau von Mailly; aber niemals zog wohl die Maitresse eines Königs weniger Nutzen von ihrem Liebhaber. Ganz und gar uneigennützig, von Charakter edel, verlangte sie nie etwas für sich; immer zu Gunsten Anderer

flossen die königlichen Gnadenbeweise, deren Kanal sie nur war. Mildthätig, sanftmüthig, leutselig, gefällig, verwischten diese Eigenschaften den Makel, den ihre Ehre erlitten hatte, und weit entfernt an ihre Bereicherung zu denken, empfing sie im Gegentheil die kleinen Geschenke des Königs immer mit einem gewissen Widerstreben.

Ludwig hatte kaum einige Jahre, in größter Stille und ohne irgend ein Aergerniß zu geben, mit Frau von Mailly gelebt, als man eines Tags eine der jüngern Schwestern der Favoritin an den Hof kommen sah. Sie hatte in ihrem Kloster von der Lage gehört, die ihre Schwester am Hofe einnahm und wünschte gewiß auch, sich von dem König etwas lieben zu lassen. Mit diesem Gedanken beschäftigt, schrieb sie Briefe über Briefe an ihre Schwester, worin sie diese bat ihr zu erlauben nach Versailles kommen und ihr als Gesellschaftsdame, Vorleserin ꝛc. dienen zu dürfen. Die gute Frau von Mailly, die durchaus nicht argwöhnischen Charakters war, ließ sich von der kleinen Pensionairin überrumpeln, die in Versailles sich häuslich niederließ und dem König, nicht durch ihre Schönheit, als vielmehr in Folge der eigenthümlichen Begierde dieses Fürsten nach jungen, unschuldigen zehn bis zwölfjährigen Mädchen gefiel. Die junge, verschmitzte Schelmin verstand ihre Sache so gut einzurichten, daß der König die Frau von Mailly bald überdrüssig bekam und seiner neuen Geliebten täglich mehr huldigte. Um ihr am Hofe eine geziemende Stellung zu geben, ließ er sie

den Herrn von Vintimille heirathen, unter der Bedingung jedoch, daß sich die beiden Eheleute nie sehen durften. Ein hierbei obwaltender Umstand, der für Viele höchst Aergerniß erregend war, die Andern aber sehr spaßhaft fanden, war der, daß der Erzbischof von Paris, Herr von Vintimille, ein Verwandter des Bräutigams, dem jungen Paare die kirchliche Einsegnung gab.

Aus der Liebe Ludwigs XV. mit der Frau von Vintimille entsproß ein Knabe, der scherzweise der halbe Ludwig genannt wurde; er trug sein Taufzeichen, wie ohne Ausnahme alle Bastards des Königs, auf dem Gesicht.

Ludwig XV. besaß, wie fast alle Fürsten aus dem Hause Bourbon, einen sehr schwachen Charakter, der sich leicht leiten ließ; die junge Favoritin, die mit viel Scharfsinn begabt war, bemerkte sehr bald diese Schwäche des Monarchen; sie benutzte sie so geschickt, daß der Kardinal Fleury, der Erzieher und erster Minister Sr. Majestät, neidisch auf sie wurde und zwar dergestalt, daß er schwach genug war seinen Verdruß laut auszusprechen, weshalb man ihm den um diese Zeit erfolgten schnellen Tod der Frau von Vintimille zur Last legte.

Der König hütete sich wohl und gewiß mit Recht, dem Kardinal eine solche Schändlichkeit zuzutrauen. Er war lange Zeit untröstlich und weinte wie ein Kind. In all' seinem Schmerz kehrte er zur Frau von Mailly zurück, die, durch das Beispiel der Vergangenheit nicht gewitzigt, schon wieder mit

der gleichen Freundschaft in denselben Gemächern, wo die Verstorbene ihr den König untreu gemacht, die zweite ihrer jüngern Schwestern aufgenommen hatte.

Diese zweite Schwester der ehemaligen Maitresse war Frau von La Tournelle.

Sie hatte ein regelmäßiges Gesicht von großer Schönheit. Sie besaß viel Anmuth und der gute Ton, der ihrem hohen Range geziemte. Das Ceremoniell des Hofes, das sie sorgfältig befolgte, verlieh ihr das Aussehen einer Königin; auch nannte sie der König im vertrauten Cirkel immer seine große Prinzessin.

Durch geistvolle Verwegenheit war es der Frau von Vintimille, ungeachtet ihrer Häßlichkeit gelungen, sich bei dem König beliebt zu machen. Die schöne La Tournelle wendete hierzu die Bescheidenheit an; sie affektirte ein schmachtendes Aussehen und bedeckte ihr schönes Gesicht kokett mit einem Schleier, den der König öfters zurückschlug, um sie zu bewundern, oder wohl auch zu küssen, während die Verschmitzte das Herz des Königs mit ihren funkelnden Augen verwundete. Nachdem sie auf diese Weise den König einige Monate lang in Spannung erhalten hatte und nun bemerkte, daß er in ihren Netzen lag, spielte sie die Stolze; der König ließ sich nicht abschrecken, sondern suchte sie zu besiegen; sie dagegen vermehrte die Hindernisse und machte ihm Vorstellungen über das Ungeziemende, worauf der Fürst immer mit neuen Bitten in sie drang. Der Augenblick förmlicher Wei-

gerung oder bewilligter Gunſt war endlich gekommen; die Marquiſe von La Tournelle ſtellte hierbei jedoch folgende Bedingungen:

Erſtens wollte ſie Herzogin werden;

Zweitens müſſe ihre Schweſter, Frau von Mailly, Verſailles ſofort verlaſſen und ſich in ein Kloſter zurückziehen;

Drittens ſolle der König, um den Glanz der Krone zu heben, ſich zur Armee begeben; ſie fürchtete die Unthätigkeit und Liebe des Königs möchten ihrem Anſehen ſchaden, das ſie geehrt wiſſen wollte.

Viertens verlangte ſie einen Palaſt und Alles, was zu ihrer Repräſentation nothwendig ſei.

Der König gewährte ihr Alles, was ſie begehrte, dennoch aber widerſtand ſie noch ſeinem Dringen, ſo daß, während alle Welt ſie für des Königs volle Maitreſſe hielt, ſie es in der That noch nicht war.

Während der Zeit, daß Frau von La Tournelle, die nun Herzogin von Chateauroux geworden war, bei dem König in Gunſt ſtand, überfiel dieſen bei der Armee eine gefährliche Krankheit. Die Biſchöfe und die Jeſuiten, die fortwährend das Schmerzensbett des Königs umgaben, flößten ihm, der in frommen Uebungen erzogen worden war, Gewiſſensunruhe ein, die ihn veranlaßte die Herzogin von Chateauroux, die ſich mit ihren königlichen Geliebten zur Armee begeben hatte, unter großem Aufſehen nach Paris zurückzuſchicken. Die Königin kam ſchleunigſt nach Metz, wo der Monarch dem Tode nahe war; ſie hatte Frau von Lauragais, eine dritte Schweſter der

Frau von Mailly, in ihrem Gefolge; man sagte, daß der König auch ihr huldigte, daß aber diese Liebe nur von kurzer Dauer war.

Der König, von dem bösen Fieber, das ihn befallen hatte, wieder hergestellt, kehrte nach Paris zurück, wo seine Gewissensscrupel sehr bald wieder nachließen ihn zu peinigen. Er erhielt von der Herzogin von Chateauroux zuerst eine Rose, dann eine Kokarde und endlich ein Liebesbriefchen. Der König, der sie sehr geliebt hatte, besuchte sie des Nachts und söhnte sich wieder mit ihr aus. Zur Zeit der Wiederherstellung des ehemaligen Verhältnisses war es, daß die Herzogin, die Manöver der Frau von Etioles bemerkend, ihr den Befehl zukommen ließ, ihre Promenaden im Wald von Sénart aufzugeben und nicht mehr in den Gemächern des Schlosses von Versailles zu erscheinen.

Nachdem nun die Herzogin von Chateauroux von dieser lästigen Nebenbuhlerschaft befreit war, genoß sie des vollen Glanzes und aller Gunst einer erklärten Maitresse, als sie plötzlich der Tod dem Monarchen entriß. Das Publikum, das gern an das Außergewöhnliche glaubt, war der Meinung, daß sie, gleich ihrer Schwester, der Frau von Vintimille, an Gift gestorben sei.

Wie dem auch sein möge, Ludwig XV. befand sich nun ohne Maitresse und diese Lage des Monarchen setzte alle ehrgeizigen Bestrebungen in Bewegung. Der König schien eine Zeit lang an der Unbeständigkeit Vergnügen zu finden; mehrere Frauen verschiede-

nen Ranges, ja selbst kleine Grisetten, wurden ihm vorgestellt; aber keine von allen diesen vermochte ihn zu fesseln. Der Herzog von Richelieu, der ein höchst gewandter Hofmann war, gab sich vergeblich alle erdenkliche Mühe, bei Sr. Majestät einige seiner Maitressen anzubringen. Zu dieser Zahl gehörten Frau von La Popliniére und Madame Portail. Es sei uns gestattet, einige Worte über diese beiden Damen zu sagen.

Frau von La Popliniére war Sängerin der großen Oper gewesen und wurde von dem Generalpachter, Herr von La Popliniére, der natürlicherweise ein sehr reicher Mann war, vom Theater genommen und zu seiner Gemahlin erhoben; sie glaubte vermuthlich ihn nicht schnell genug für diese Thorheit bestrafen zu können, indem sie sich galanten Abentheuern hingab.

Der Herzog von Richelieu war der erste ihrer zahlreichen Günstlinge; er hatte bei einem Tapezierer einige Gemächer gemiethet, welche an die dieser Dame stießen, und in den Kamin eine Art Thüre anbringen lassen, die den Blicken Unberufener durch einen großen Schirm entzogen war. Unglücklicherweise wurde dieser geheime Eingang von einem der Kammermädchen der Frau von Popliniére entdeckt; diese, die einen Groll gegen ihre Gebieterin hegte, offenbarte ihn dem beklagenswerthen Ehemann, der unklug genug war, anstatt die Schmach für sich zu behalten, sie allen Denen zu erzählen, die ein Interesse daran fanden dieß sonderbare Abentheuer zu hören.

In Paris ſind die Lacher nicht auf der Seite der getäuſchten Ehemänner; dieſe geheime Kaminthür war eine zu ſchöne Erfindung, als daß ſie der galanten Dame nicht eine Menge Huldigungen eingetragen hätte. Ihr Name ward ſo berühmt, daß man ihn allen möglichen Gegenſtänden beilegte; es wurde Mode Kleider, Fächer, Coiffüren à la Poplinière zu tragen, ja man ließ ſich ſogar Kamine à la Poplinière machen.

Dieſe Dame, obgleich ſie geiſtvoll war, beſaß ſo affektirte Manieren, daß ſie dem Monarchen mißfiel; ſie wurde deshalb, kaum geſehen, auch ſofort ausgeſchieden.

Was Madame Portail, die Gemahlin des Präſidenten dieſes Namens, betrifft, ſo gab ihre Unterhaltung mit dem König, obgleich ſie das von ihr gewünſchte Reſultat nicht hatte, weil, wie ſie behauptete, ſie dem König ein Uebermaß von Hochachtung eingeflößt habe, zu einem höchſt ergötzlichen Abentheuer Veranlaſſung. Frau du Portail, die eine recht hübſche, aber außerordentlich eitle Frau war, glaubte ſteif und feſt, daß ſie den König gekapert habe und daß nur wegen Mangels an einer ſicheren Gelegenheit der Fürſt ihr nicht den vollen Beweis ſeiner Zuneigung geben konnte. Sie wiegte ſich fortwährend in dieſem ſchönen Traume, als ſie einſt auf einem Maskenballe einen Mann ſah, der im Geſichtsausdruck, in Figur und Stimme ſo große Aehnlichkeit mit dem König hatte, daß man ihn leicht für den König halten konnte. Nachdem ſie ſich demaskirt hatte, fing ſie

an ihn zu locken; der Mann, welcher königlicher Leibgardist war und die Dame recht wohl kannte, zog von ihrem Irrthum Nutzen und erlangte von ihr alle Gunstbezeugungen, die er nur wünschen konnte; alsdann affektirte Madame Portail, ganz stolz auf ihren Erfolg, in Unordnung und Aufregung zur Ballgesellschaft zurückzukehren. Der Leibgardist, der sich nicht für verbunden erachtete die ihm vom Zufall bestimmten Gunstbeweise zu verheimlichen, folgte der galanten Dame in den Ballsaal nach und fand das Abentheuer so schön und ergötzlich, daß er es Allen, die solche Sachen gern hören, erzählte.

Das waren die beiden Damen, die dem König vorgestellt wurden, aber den Verdruß erlebten, zurückgewiesen zu werden. Zu dieser Zeit war es nun, daß sich das Verhältniß mit Frau von Etioles entspann; wir werden sogleich sehen, auf welche Weise.

Nachdem der König so herumgekostet hatte, von einer zur andern geflogen war, war er der kleinen Liebesgeschichten dieses Genre's überdrüssig. Er bemerkte, daß sie, weit entfernt, seinem Vergnügen Reiz zu gewähren, im Gegentheil es entarteten und abstumpften. Eines Abends, als er sich eben zu Bett begeben wollte, eröffnete er sich dem dienstthabenden Kammerdiener Binet und gab ihm zu verstehen, daß er es überdrüssig sei immer fremde Gesichter zu sehen, von denen ihn keins fesseln könnte. Er fragte ihn, ob es nicht unter seiner Bekanntschaft eine Dame gäbe, die seinen Wünschen entsprechend und zugleich

verdienstvoll genug wäre, einer solchen unangenehmen Lage ein Ende zu machen.

Binet, entzückt über das Vertrauen, mit dem ihm Ludwig XV. beehrte, versicherte ihm, daß er eine junge Dame kenne, die ihm sicherlich gefallen würde; sie sei seine Verwandte und habe von dem ersten Augenblicke an, wo sie Se. Majestät gesehen, in Liebe für ihn geglüht und unablässig die zärtlichsten Gefühle für ihn empfunden. Diese Antwort erregte die Neugier des Königs, der sich nach dem Namen der jungen Dame erkundigte. Binet suchte ihm den Umstand ins Gedächtniß zurückzurufen, daß er einst bei einer Jagdparthie im Walde von Sènart eine junge Frau in eleganter Karosse gesehen und sich nach ihr erkundigt habe: dieß sei sie gewesen. Der König erinnerte sich ihrer noch vollkommen. Er versicherte, daß sie ihm ganz außerordentlich gefallen habe, ungeachtet seines damaligen Liebesverhältnisses mit der Herzogin von Chateauroux. Er fügte hinzu, daß es ihn freuen würde eine geheime Unterredung mit ihr zu haben und beauftragte seinen Kammerdiener zugleich, ihm diese Gelegenheit zu verschaffen.

Mit seinen Instructionen versehen, begab sich Binet am andern Morgen zur Frau von Etioles und erzählte ihr, was vorgefallen war; sie nahm die Einladung mit einem ihrem Ehrgeiz angemessenen Eifer auf und traf sofort die nöthigen Maßregeln, um die Nacht außer dem Hause zubringen zu können, ohne daß ihr Mann etwas davon bemerke.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Frau von

Etioles zu dem Rendezvous ein; der König brachte die Nacht an ihrer Seite zu und schickte sie am andern Morgen ziemlich frostig wieder heim; er sprach geraume Zeit nicht mit Binet über sie. Man kann sich keine Vorstellung von dem Verdruß des Kammerdieners und dem Aerger der Schönen machen! Nachdem sie sich so sehr auf die Macht ihrer Reize verlassen, nachdem sie so viele Jahre daran gearbeitet hatte, sich die ersehnte Lage, die sie schon festzuhalten glaubte, zu schaffen, — sich sagen zu müssen, daß ihre Reize keinen Eindruck auf das Herz des Königs zu machen vermochten, daß sie nicht einmal fähig waren seine Begierden zu wecken! Welche Täuschung! Welches Mißgeschick!

Ueber ein Monat war in dieser Gleichgültigkeit verflossen, als eines Abends der König seinen Kammerdiener Binet lachend fragte, was seine Verwandte mache und was sie von ihm denke. Binet antwortete ihm, daß Frau von Etioles unaufhörlich weine, daß sie nur an Seine Majestät denke, sein Bild immerdar vor Augen habe, ja sogar im Traume nur mit ihm beschäftigt sei.

Weint sie über die begangene Sünde? versetzte Ludwig XV. . . . Offen gestanden, ich fürchtete, daß sie, gleich andern, ehrgeizig oder eigennützig sei, Eigenschaften, die weit weniger zu entschuldigen sind, als die Gefallsucht; überdem kann ich sagen, daß sie mir gefallen hat und ich wollte nur sehen, welche Wirkung die anscheinenden Zeichen meiner Verschmähung auf sie hervorbringen würden.

Binet war ein zu guter Hofmann und die Intrigue, in welche sein persönliches Interesse verflochten war, hatte für ihn zu viel Werth, als daß er dem König nicht solche Zusicherungen gegeben hätte, die fähig waren seine Leidenschaft zu entzünden und seine Zweifel zu beseitigen. Er machte ihm namentlich bemerklich, daß der Eigennutz, diese elende Eigenschaft gemeiner Seelen, in ihrem Innern um so weniger Raum finde, als sie ein nicht unbeträchtliches Vermögen besitze, daß er allem Anschein nach glauben müßte, sie liebe den König nur seiner Persönlichkeit wegen und daß ganz gewiß kein anderer Beweggrund ihre Empfindungen leite.

Nun, sagte der Monarch, wenn es so ist, dann würde ich mich sehr freuen sie wiederzusehen.

Die Einladung stieß auf keine Schwierigkeit, der König sah sie wieder und diese Zusammenkunft war in ihren Folgen sehr verschieden von der ersten. Sie wußte den Monarchen dergestalt zu fesseln, daß er mit der größten Ungeduld den Tag erwartete, wo er sie wieder sehen konnte. Von dieser Zeit an besuchte sie ihn an bestimmten Tagen, bis endlich die Eroberung vollständig war und er nur für sie lebte.

Man glaubt allgemein, daß Frau von Etioles ihre glücklichen Erfolge zum Theil dem Unterricht ihrer Mutter verdankte. Dieses Weib, das in alle Mysterien der Galanterie eingeweiht und in diesem Metier ganz zu Hause war, besaß die Kunst die Sinne zu reizen in vollkommenem Maße. Ihre Leh-

ren wurden bei ihrer Tochter durch die glücklichsten natürlichen Anlagen unterstützt.

Madame Poisson starb kurze Zeit darauf, nachdem sie die Genugthuung erlebt hatte, ihre Tochter das Ziel ihrer Wünsche erreicht gesehen zu haben. Man versichert, daß die große Freude hierüber die Ursache ihres Todes geworden sei. Sie hatte ihr Leben lang dafür gewirkt, den Plan zu verwirklichen, den ihre mütterliche Zärtlichkeit ersonnen hatte.

Frau von Etioles konnte jedoch nicht so viele Nächte außer ihrem Hause zubringen, ohne daß ihr Ehemann nicht Argwohn gefaßt hätte. Seine Unruhe nahm immer mehr zu, als er bemerkte, daß seine Gattin jede Rücksicht bei Seite setzte und gar kein Maß mehr hielt. Nur zu bald wurde er über das unglückselige Ereigniß belehrt und erfuhr den Namen Desjenigen, der es herbeigeführt hatte. Da er seine Frau zu sehr liebte, als daß er sie hätte mit einem Andern theilen mögen, so war die Entdeckung ihrer Treulosigkeit ein wahrer Donnerschlag für ihn. Entschlossen, die Sachen nicht so fortgehen zu lassen, nahm er den Ton einer in hohem Grade beleidigten Person an und wollte die Gewalt, die ihn seine ehemännliche Autorität gewährte, in Anwendung bringen. Diese plötzliche Strenge hatte kein anderes Resultat, als daß die ungetreue Gattin ihr strafwürdiges Benehmen nur noch ungehinderter entfaltete und daß sie die mit ihrem königlichen Geliebten beschlossenen Maßregeln beschleunigte. Stolz auf den ihr zugesicherten hohen Schutz, nahm sie keck die Maske vom Gesicht

und, nachdem sie die feindliche Flagge aufgepflanzt hatte, scheute sie sich nicht, ein Asyl in Versailles zu suchen. Der arme von seiner Frau, die er immer noch getreulich liebte, verlassene Herr von Etioles beklagte sich überall laut über diese Aufführung und verkündigte seufzend der ganzen Hauptstadt diese traurige Neuigkeit. Er hatte alles Mögliche versucht, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, als er eines schönen Morgens, in Form eines Verhaftsbefehls, eine officielle Mittheilung erhielt, die ihn ersuchte, sich nicht so sehr zu betrüben und sofort nach Avignon zu reisen, um dort die reine provençalische Luft nach Belieben einzuathmen.

Genöthigt zu gehorchen, begab er sich an den Ort seines Exils. Hier, immer noch sterblich in seine Frau verliebt, überließ er sich den heftigsten Schmerzen, so daß ihn ein nervöses Fieber überfiel, dem er beinahe erlegen wäre. Seine kräftige Natur erhielt ihn aufrecht, und den dringenden Vorstellungen seiner Freunde gelang es endlich, ihm die ganze Albernheit seines Benehmens fühlbar zu machen und ihm zu beweisen, wie furchtbar lächerlich es sei, sich wegen einer treulosen Frau abzuhärmen, die, weit entfernt sich über seinen Tod zu grämen, sich am Allermeisten darüber freuen würde. Während der zwölf Monate, die er in Avignon zubrachte, hatte er Muße genug über sein Schicksal nachzudenken und die ihm geschlagene Wunde durch die Zeit verharschen zu lassen.

Es gelang denn endlich auch dem unglücklichen Ehemann seine Gemüthsruhe wieder zu finden. Er

strebte nun ohne Unterlaß nach der Aufhebung des Verbannungsbefehls; dieser Wunsch wurde ihm endlich auch gewährt gegen das Versprechen, die Dinge ihren Gang ruhig gehen zu lassen, mit seiner Lage zufrieden zu sein und nicht daran zu denken seine Frau je wieder sehen zu wollen. Zu diesem Gnadenbeweis, wenn dieß einer ist, fügte man gewisse Vortheile, mit denen er eher zufrieden sein konnte; er wurde nämlich mit mehreren Aemtern im Finanzwesen bekleidet, die ihm über viermalhunderttausend Livres jährlich einbrachten; außerdem erhielt er die Gewährung jeder Gunst, die er bei Hofe für seine Freunde beanspruchte.

Obgleich er seine Gattin niemals sah, so unterhielt er doch immer einen Briefwechsel mit ihr. Wenn sie in das Theater zu gehen beabsichtigte, so trug sie Sorge ihren Ehemann davon zu benachrichtigen, damit sie ihn nicht etwa im Theater anträfe; denn sie hatte in Erfahrung gebracht, daß, sobald sie sich einmal zugleich mit ihm im Schauspielhaus befände, das Publikum dem gekränkten Ehemann Beifall zurufen, sie aber auszischen wollte.

Als Frau von Etioles bei Hofe erschien, war sie von vielen Feinden umgeben, die ihr zu schaden und sie zu beseitigen suchten. Folglich mußte sie sehr achtsam auf diese Gefahren sein und den Fallen auszuweichen wissen, die ihr überall gelegt wurden. Dem König zu gefallen, seinen Charakter zu studiren, war ihre angelegentlichste Beschäftigung. Fein und verschmitzt, wie sie war, hatte sie bald ihren königlichen

Geliebten durchschaut und alle seine Schwächen kennen lernen. Und sie verstand auf so geschickte Weise diese ihre Entdeckungen zu Gunsten ihrer Stellung auszubeuten, daß dem König die Ueberzeugung wurde, er werde nie eine Person finden, mit welcher er eben so ruhige und glückliche Tage verleben könnte.

Mehr als alle andern Menschen sind Könige und hohe fürstliche Personen der Unannehmlichkeit ausgesetzt, eine Beute des Trübsinns und der Langeweile zu werden. Die unglückselige Leichtigkeit sich Vergnügungen zu verschaffen, die ungewöhnliche Beeiferung einer Menge Höflinge, die einzig damit beschäftigt sind ihnen neue zu bereiten, stumpfen bald jeden Reiz dazu in ihrem Innern ab, und ist dieser einmal dahin, dann ist ein Heilmittel schwer zu finden. Aus diesem Grunde allein haben immer solche Personen einen schweren Stand, denen die Function übertragen ist, für die Zerstreuungen der Erlauchten zu sorgen. Es gehört ein sehr erfinderischer Geist dazu, der immer deren ausfindig machen kann und notabene solche, die das Glück haben zu gefallen. Vergnügungen mit Geschmack anzustellen und sie immer mit neuen Formen zu veranstalten, darin bestand das große Talent der Frau von Etioles, und in dieser Beziehung gefiel sie Ludwig XV., dem gelangweiltesten aller Monarchen, mehr als jede andere Person.

Mit der bezauberndsten Anmuth, der sorgfältigsten Erziehung verband die Favoritin, was in Versailles von großer Wichtigkeit war, die Kunst, in ei-

nem dem Könige und dem Hofe unbekannten Tone, zu scherzen und zu plaudern. Ihre Gewandtheit verlieh den einfachsten Begebenheiten Interesse; Niemand konnte mit so viel Anmuth eine Geschichte, ein Tagesereigniß erzählen. Sie sang ausgezeichnet schön und konnte sich dazu auf mehreren Instrumenten begleiten. Sie tanzte mit der Leichtigkeit einer Nymphe, deren Grazie und Beweglichkeit sie besaß und excellirte überdem in der Kunst, ihre glücklichen Anlagen immer zu rechter Zeit zu zeigen und sie in dem günstigsten Moment, wo sie am meisten bemerkt werden mußten, vor den Leuten leuchten zu lassen. Ihr Scharfsinn ging so weit, daß sie den Augenblick gewahr wurde, wenn ein von ihr für den König ersonnenes Divertissement aufhörte diesem angenehm zu sein; diesen Augenblick wartete sie übrigens gar nicht erst ab. Scene und Aeußeres waren geändert, ehe man sich noch von der Ueberraschung und Bewunderung, die sie erweckten, erholt hatte.

Konnte es anders sein, als daß sie, mit so vielen Talenten ausgerüstet, das Orakel des Palastes von Versailles wurde? Jede Lustbarkeit wurde als langweilig oder unstatthaft zurückgewiesen, wenn sie nicht von ihr erfunden war, oder sich die Ehre ihrer Billigung verdient hatte. Auch war sie es, die den Ton bei jenen kleinen Soupers angab, die Ludwig XV. so sehr liebte, zu denen nur die Vertrautesten zugelassen wurden und wo jede Art Ceremoniell und Etikette verbannt war. Der König war so sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie zu dem Glück

seines Lebens nothwendig sei, daß sein Herz gar kein Verlangen mehr nach den Annehmlichkeiten, welche die Unbeständigkeit gewährt, empfand.

Frau von Etioles war Ludwig XV. in der That nothwendig geworden; auch war ihm nichts kostbar genug, wenn es sich darum handelte, der Maitresse Beweise seiner Liebe zu geben. Und doch war Ludwig bis dahin eher haushälterisch als verschwenderisch gewesen. Von Natur zur Sparsamkeit geneigt, hatte man eben nicht bemerkt, daß er seine früheren Maitressen besonders reichlich belohnt hätte. Der Frau von Etioles und ihrem mächtigen Einfluß war es vorbehalten, die Schleußen des königlichen Schatzes zu öffnen und daraus auf sich und die ihrigen die Goldquelle im Ueberfluß fließen zu lassen.

Zuerst erhielt sie ein Marquisat mit dem Titel einer Marquise von Pompadour.

Poisson, der nur ihr Vater war, weil er ihre Mutter geheirathet hatte, war begnadigt worden und erhielt eine ziemlich bedeutende Summe Geldes, so daß er den Rest seines Lebens recht behaglich existiren konnte.

Ihr Bruder, der der Aufmerksamkeit nur deshalb werth war, weil er ihr Bruder war, wurde zum Marquis von Vandière gemacht. Die Höflinge nannten ihn den Marquis d'avant-hier (von vorgestern), weshalb er den Titel eines Marquis von Marigny annahm, da ihn des Königs Güte in den Stand gesetzt hatte das Marquisat dieses Namens sich zu kaufen. Außerdem wurde er zum Oberdirector

der Bauten, Gärten, Künste und Fabriken des Königs ernannt, ein höchst wichtiger Posten, dessen Einkünfte sehr beträchtlich waren.

Alle diese Würden verschafften ihm noch immer nicht das nöthige Ansehen, so daß der alte Poisson sein Vater, nicht umhin konnte zu sagen: Was meine Tochter betrifft, so ist sie geistvoll und schön und verdient daher die ihr vom König gezollte Achtung; daß aber seine Majestät so viel für meinen Sohn thut, ist in meinen Augen eine unverzeihliche Handlungsweise.

Der Vater Poisson beneidete nämlich seinen Sohn.

Ungeachtet seiner zärtlichen Gesinnungen gegen die Pompadour konnte sich selbst der König nicht entbrechen über den neugebackenen Marquis seinen Spott zu treiben. Als eines Tags mehrere Höflinge, in Gegenwart des Königs, von dem bevorstehenden Ordensfest sprachen und unter Denen, die der Ehre theilhaftig werden dürften mit dem großen blauen Band decorirt zu werden, auch den Marquis von Marigny nannten, da sagte der König: Nein, das ist ein zu kleiner Fisch (poisson), um ihn blau zu sieden.

Ein solcher Witz konnte nur dem Monarchen erlaubt sein und Niemand würde es gewagt haben ihn zu wiederholen, wenn ein anderer ihn gemacht hätte.

Nachdem die Marquise von Pompadour auf diese Weise ihrem Bruder und ihrer Schwester ein

glänzendes Loos verschafft hatte, dachte sie auch an andere Mitglieder ihrer Familie. Als ein gewisser Poisson, Tambour im Regiment Piemont, die überraschend schnelle Erhebung seiner Cousine erfahren hatte, beeilte er sich sie um ihre Protection zu bitten. Sie suchte ihn in das Regiment des Königs zu bringen; die Officiere desselben widersetzten sich aber diesem Ansinnen und verhehlten dem ehemaligen Tambour nicht, daß er unterliegen müsse, wenn er nicht, was wenig Wahrscheinlichkeit für sich habe, alle seine zukünftigen Kameraden im Duell tödten würde. Frau von Pompadour wollte das Offizierkorps bestrafen lassen; da aber damals Krieg war, so fürchtete man jede Unzufriedenheit unter den Militairs. Der Herr Cousin wurde nun zum Dragonerleutnant, dann zum Rittmeister ernannt und starb im Felde als Major mit dem Rufe eines braven Soldaten.

Die Marquise hatte von ihrem Gatten, dem Herrn von Etioles, eine charmante Tochter, die Alexandrine hieß und in einem Kloster erzogen worden war. Als sie das Alter erreicht hatte, um vermählt werden zu können, gedachte ihre Mutter ihr eine recht glänzende Parthie zu verschaffen und hatte sich hiezu den Herzog von Fronsac, Sohn des Herzogs von Richelieu, ausersehen. Sie durfte hier um so weniger einen abschläglichen Bescheid erwarten, als der Vater dieses jungen Mannes ihr am eifrigsten den Hof machte und von Ludwig XV. mit Gunstbeweisen überhäuft wurde. Richelieu fühlte sich indeß über diesen Vorschlag nichts weniger als geschmeichelt; er

zog sich dadurch aus der Verlegenheit, indem er ihr antwortete, daß er ihr für ihr Anerbieten sehr dankbar sei, da aber sein Sohn die Ehre habe von mütterlicher Seite mit dem Hause Lothringen verwandt zu sein, so verlange es die Schicklichkeit diese Familie um ihre Zustimmung zu ersuchen, was er sogleich thun wolle. Die Favoritin begriff das Ausweichende dieser Antwort; sie schien aber dennoch die Gründe des Herzogs zu billigen, dem es übrigens schwer hätte werden sollen aus dieser Verlegenheit sich zu winden, wenn nicht ganz unerwartet der Tod des Fräuleins von Etioles eingetreten wäre.

Man sieht, die Frau von Pompadour vergaß Niemand von ihrer Familie. Die geschickte Marquise hatte dem König nach und nach die Neigung zur Verschwendung beizubringen gewußt und der Fürst gewöhnte sich endlich daran, wie wenn sie ihm angeboren gewesen wäre. Sie konnte nach Belieben über den königlichen Schatz verfügen und schaltete und waltete erbarmungslos damit. Außer den immensen Summen, die er herhalten mußte zu den Ausgaben für die ununterbrochenen Feste und Lustbarkeiten, zog sie noch bei weitem größere Summen für sich selbst daraus. Dieses Geld, verbunden mit dem, was sie aus dem Handel mit ihrer Protection, die Austheilung der Chargen und Aemter und tausend andern Mitteln, welche die königliche Macht in ihre Hände gelegt hatte, zog, war unberechenbar; einen Theil hatte sie in den Hauptbanken Europa's untergebracht; ein anderer war zur Erbauung von Schlössern und

Paläſten und zum Ankauf einer Menge von Landgütern verwendet worden.

In Paris kaufte ſie in der Nähe der Tuilerien einen Palaſt, das Hotel Evreux genannt. Da ſie es nicht nach ihrem Geſchmacke fand, ſo ließ ſie es niederreißen und ein neues an deſſen Stelle bauen. Die Pariſer ſahen es mit großem Mißvergnügen, daß der Palaſt eines Prinzen in den Beſitz einer königlichen Maitreſſe, und noch dazu einer aus der Hefe des Volkes hervorgegangenen, gekommen war.

Als man den erzenen Schild von dem Palaſte nahm, auf welchem der Name des früheren Beſitzers deſſelben geſchrieben ſtand und an deſſen Stelle den Namen der Marquiſe von Pompadour ſetzte, da wurden die Mauern mit pikanten Satyren, Spottgedichten und Karrikaturen bedeckt, in denen ſich die Gedanken und Gefühle der Nation recht deutlich kund gaben. Noch ein anderer Umſtand kam hinzu, der das allgemeine Mißvergnügen noch erhöhete, das ſich endlich durch eine Art Aufſtand Luft machte.

Dieſe Beſitzung ſtieß an einen freien, ſehr geräumigen Platz, auf welchem der Adel und ſonſtige Perſonen von Diſtinction ihre Promenade im Wagen zu halten pflegten. Um die zu dem Palaſt gehörigen Gärten zu vergrößern, verwendete ſie einen Theil dieſer ſchönen Promenade dazu, was allgemein als ein an dem Publikum verübter Diebſtahl betrachtet wurde. Obgleich nun zwar der König zu dieſer Beraubung des öffentlichen Vergnügens ſeine Bewilligung gegeben hatte, ſo rottete ſich doch das Volk vor dem Palaſte

zusammen und fiel über die Arbeitsleute her, die mit Erbauung der neuen Umschließungsmauer beschäftigt waren. Man war genöthigt seine Zuflucht zur bewaffneten Gewalt zu nehmen, um diesen Aufruhr zu dämpfen und die Arbeiter vor den Insulten der Volksmenge zu schützen.

Beinahe zu derselben Zeit kaufte sie in Versailles einen anderen Palast von großer Pracht, der dem Hotel Evreux in keiner Hinsicht nachstand. Da sie ihre Gemächer im königlichen Schlosse hatte, so bedurfte die Marquise dieser Wohnung nicht; aber nicht zu ihrer Benutzung hatte sie diese neue Besitzung erworben, sondern für das zahlreiche Personal, das ihren Hausstand bildete, war es bestimmt.

Der König gab seiner habgierigen Maitresse mit vollen Händen und diese benutzte ihre Stellung, um ihr Vermögen noch zu vergrößern und ihre Familie zu bereichern. Der ganze Hof mißbilligte im Geheim die Schwäche des Monarchen; das Volk seufzte unter seinen Lasten; die Unzufriedenheit war allgemein. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Neider und die Intriguanten ihr Spiel mehr wie je trieben und alle erdenklichen Anstrengungen machten, um Diejenige in's Verderben zu stürzen, die gar zu sehr mit ihren eigenen Vortheilen beschäftigt war und sich um das Interesse Anderer nicht im Geringsten kümmerte. Nachstehend wollen wir einen kleinen Streich erzählen, den die Feinde der Marquise in's Werk setzten und dessen Opfer sie beinahe geworden wäre.

Die Hauptrolle hiebei spielte eine gewisse Ma-

dame Sauvé, die Frau eines Unterbeamten in dem Bureau des Herrn von Argenson, Staatssecretairs im Departement des Kriegs. Diese Madame Sauvé stand im Dienste der Frau von Tollard, der Gouvernante des Herzogs von Burgund, Sohnes des Dauphins. Als einst der junge Prinz dem Anblick des Volkes, das sich deshalb in großer Menge in Versailles eingefunden hatte, ausgestellt werden sollte, fand sich's, daß die Frau von Tollard abwesend war, während das Kind, von allen Seiten von einem Gitterschlag umgeben, in einer Wiege der öffentlichen Beschauung preisgegeben wurde. Als die Menschenmenge sich wieder entfernt hatte, näherte sich Madame Sauvé der Wiege und stieß, indem sie das Kind in die Höhe hob, einen lauten Schrei aus, da sie unter seinem Kissen ein versiegeltes Paket liegen sah. Das Paket war an den König adressirt, der es durch Vermittlung der Frau von Tollard erhielt. Es wurde sogleich geöffnet; zuerst fand man darin einige Körner Getreide, wahrscheinlich eine Anspielung auf die damalige Hungersnoth, und dann kam ein Brief an den König zum Vorschein, der die bittersten Klagen gegen ihn, gegen seine Regierung, namentlich aber wegen seines skandalösen Lebens mit der Frau von Pompadour enthielt. Man drohte ihm mit einem zweiten Ravaillac, wenn er seine Handlungsweise nicht ändern und künftig nicht mehr Sorge um sein Volk trage.

Als der König das Paket erblickte, gerieth er in den heftigsten Zorn; was ihn hauptsächlich erzürnte,

war weniger der Inhalt des Briefes, als die Art und Weise, wie es ihm zugekommen war.

Frau vom Pompadour wußte, daß der Minister von Argenson ihr unversöhnlichster Feind war. Er hatte die Unbescheidenheit, oder vielmehr den Freimuth gehabt, was er dachte, laut und öffentlich zu sagen und es war daher ein wahres Wunder, daß es trotz der Macht der Favoritin dem Minister bisher noch gelungen war, sich in seinem Amte und bei seinem Herrn in Gunst zu behaupten.

Der Argwohn der Marquise fiel auf ihn; sie säumte nicht ihn dem König mitzutheilen und ihm die Anzeichen kundzuthun, auf welche sich ihre Muthmaßung gründete ... Argenson hege, wie sie sagte, einen entschiedenen Haß gegen sie; Madame Sauvé sei nicht blos die Ehefrau eines seiner Unterbeamten, sondern auch seine Maitresse; es unterliege daher keinem Zweifel, daß dieser Streich von den beiden Geliebten im Einverständniß berathen, von dem einen ersonnen und von der andern ausgeführt worden sei. Die Favoritin verstand ihre Anklage so plausibel zu machen, daß der König wirklich der Meinung war, er habe das Geheimniß durchschaut und er gab deshalb seinem Minister die unzweideutigsten Zeichen seiner Unzufriedenheit. In Folge dieser Darlegung seiner Gesinnung ergriff die Königin, die Minister und beinahe der ganze Hof Partei gegen die Favoritin.

Es herrschte nur eine Stimme darüber, daß die ganze Geschichte blos eine List der Marquise war; sie hatte, mittelst ihrer Agenten, den Streich selbst

thun laſſen, um eine unſchuldige Frau ins Unglück zu ſtürzen, die kein anderes Verbrechen begangen hatte, als daß, von ihr nicht beſſer zu denken, als ſie es verdiente. Die eben ſo lauten, als einſtimmigen Einſprüche ſeiner Umgebungen erſchütterten endlich, ungeachtet der außerordentlichen Partheilichkeit für die Marquiſe von Pompadour, die angenommene Meinung des Königs über dieſe Geſchichte.

Madame Sauvé, die das Paket gefunden hatte, oder doch ſagte, ſie habe es gefunden, wurde einer ſtrengen und ſorgfältigen Unterſuchung unterworfen; ihre Antworten dienten nur dazu, die Sache dunkler und verwickelter zu machen. Als man ſie fragte, wie es möglich geweſen ſei, in eine von einem Gitterverſchlag umgebene Wiege, neben der ſie ſtand, ein Paket zu legen, ohne daß ſie es bemerkt habe, da antwortete ſie, daß in dem Augenblicke, wo, wie ſie glaube, das Paket hineinprakticirt worden ſei, ſie einen Druck an ihrer Hand gefühlt hätte; daß ſie aber bei der großen Menſchenmenge dieſe Bewegung für die Handlung einer Perſon gehalten habe, die entweder der Wiege ſich ſoviel wie möglich hätte nähern, oder ſich, in der Befürchtung weggedrängt zu werden, an den erſten beſten Gegenſtand anklammern wollen. Sie fügte ihrer Erklärung hinzu, daß dieſe Bewegung überdem ſo außerordentlich ſchnell und der Zudrang ſo groß geweſen ſei, daß es ihr unmöglich geweſen wäre, das betreffende Individuum zu erkennen.

Man erwiederte, daß ein Händedruck nicht ein

ſo abſonderlicher Umſtand ſei und daß, wenn es ihr an der nöthigen Geiſtesgegenwart gefehlt habe, um die betreffende Perſon aus der Menge heraus zu finden, ſie die Schildwache hätte um Hülfe rufen ſollen. Das Benehmen dieſer Frau bei der Unterſuchung vermehrte nur noch den gegen ſie gehegten Argwohn. Die nächſtfolgende Nacht wollte ſie ſich, unter dem Vorwand, ungerechten Argwohn nicht ertragen zu können, vergiften. Es gelang ihrer Dienerin jedoch ſie von ihrem Vorhaben abzubringen; aber ſobald dieſe ſie verlaſſen hatte, jammerte und klagte ſie ſo laut, daß das ganze Haus in Alarm geſetzt wurde. Die Dienerin kam ſchnell zurück, weil ſie glaubte, ihre Herrin habe ſich doch noch vergiftet. Es wurden ſogleich Medikamente angewendet; ſie mußte ein Gegenmittel einnehmen, das die beſte Wirkung auf die Patientin erzeugte und ihr Leben in Sicherheit brachte. Die Vergiftung der Madame Sauvé ward nur als eine vorgebliche betrachtet; in ihrem Gejammer erblickte man nichts als Verſtellung und dieſes Gaukelſpiel, weit entfernt den Argwohn gegen ſie zu vermindern, vermehrte ihn nur noch. Madame Sauvé ward verhaftet und in die Baſtille abgeführt, aus der ſie niemals wieder an's Tageslicht gekommen iſt. Man weiß nicht, ob ſie im Gefängniß nochmals verhört ward, ob ſie die gewünſchten Aufſchlüſſe gab, ob ſie die Folter erleiden mußte, oder ob ſie getödtet wurde. So viel iſt aber gewiß, daß man ſeit dieſer Zeit nie wieder von ihr hat ſprechen hören. Ihr Ehemann, der daſſelbe Loos befürchtete,

flüchtete sich ins Ausland, nachdem er sich aber genügend gerechtfertigt hatte, kehrte er zurück.

Es ist sehr glaubhaft, daß der Minister von Argenson an der ganzen Geschichte unschuldig war, da er das volle Vertrauen des Königs wieder erlangte. Wie dem auch sei, dieser Sturm erschütterte das Ansehen der Marquise nur einen Augenblick, um es desto mehr zu befestigen; denn sobald er vorüber war, kehrte der König sogleich zur Maitresse zurück und wurde zärtlicher gegen sie, als er es je gewesen war.

Die Favoritin hatte zwei sichere Mittel entdeckt, um ihre Eroberung festzuhalten. Das erste bestand darin, den Charakter und die Launen des Monarchen zu studieren und sich in Allem nach diesen zu richten, so daß endlich Ludwig kein größeres Vergnügen fand, als in ihrer Gesellschaft zu sein. Das zweite Mittel war, von dem König alle vornehmen Frauen fern zu halten, die so schamlos waren, nach der Ehre des Schnupftuchs zu streben, und der Unbeständigkeit des Königs dadurch entgegen zu kommen, daß sie ihm vorübergehende Maitressen lieferte, die, ohne Ehrgeiz und Ansehen, noch zu große Neulinge waren, um nur daran zu denken, sie verdrängen zu wollen.

Es ist eine lächerliche Behauptung Einiger, die Marquise habe das Geheimniß besessen Liebestränke zu beeilen, wodurch es ihr gelungen sei das Herz des Königs ewig an sie zu fesseln; denn kaum hatte sie mit ihrem königlichen Geliebten einige Jahre auf dem Fuße einer Maitresse gelebt, als sie außer Stand gesetzt wurde Das zu erfüllen, was man gewöhnlich

als den wesentlichsten Punkt eines solchen Verhältnisses betrachtet. Eine Störung, deren ihr Geschlecht öfter unterworfen ist, brachte eine solche Wirkung auf sie hervor, daß, dem Rathe der Aerzte zufolge, der König sich genöthigt sah, jeden wollüstigen Umgang mit ihr abzubrechen.

Welchen Triumph erlebte die Pompadour in diesem kritischen Zustande! Sie sah mit Freude, daß ihre Gunst auf etwas Sicherers, als die vorübergehenden Reize des Körpers sind, gegründet war. Damals sah sie ein, wie vortheilhaft es für sie gewesen war, ihren Sklaven mit so viel Ketten zu fesseln, denn trotzdem, das eine der stärksten zerrissen war, so war dadurch auch nicht ein einziger Schritt näher zu seiner Freiheit gethan.

Sobald am Hofe das Gebrechen der Marquise bekannt geworden war, hielt man dafür, daß des Königs Gunst für sie nachlassen werde, daß ihre Herrschaft zu Ende sei. Maurepas war einer der ersten, der sich von dieser Meinung täuschen ließ; er war aber auch eins der ersten Opfer derselben. Außer daß er Staatsminister war, hatte er auch die Ehre, zu den intimsten Hofleuten, welche die Gnade des Königs am meisten besaßen, zu gehören; er war, so zu sagen, mit dem König erzogen worden und kaum hatte er das Alter der Großjährigkeit erreicht, als er zu Staatsgeschäften angewendet wurde. Bei einem Hoffeste überreichte die Frau vom Pompadour Ludwig XV. ein Bouquet weißer Rosen, was sogleich nebst andern Tagesneuigkeiten, dem Herrn von Mau-

repas erzählt wurde. Dieser Minister, der jederzeit zu Scherz und Witz aufgelegt war, sagte bei dieser Gelegenheit, er habe es sich wohl gedacht, daß die Marquise von Pompadour früher oder später dem König ein Geschenk von weißen Blumen machen werde.

Diese Anspielung wurde von einigen anwesenden Personen schleunigst in Umlauf gesetzt und bald wußte sie der ganze Hof. Der Gedanke ward, in Verse gebracht, eines Tags in Form eines Briefchens boshafterweise bei einem großen Diner unter das Couvert der Marquise gelegt. Gedanke, Vers und Billet wurden dem Herrn von Maurepas zugeschrieben.

Keine Beleidigung hätte die Marquise mehr in Aufregung versetzen können, als diese; ihr Zorn war grenzenlos und der König theilte ihre Gefühle. Von diesem Tage an verlor Maurepas sein Portefeuille, wie auch die Gunst, deren er sich bis dahin bei seinem Souverain zu erfreuen gehabt hatte.

Maurepas war nicht der einzige, der es erlebte, wie gefährlich es war, Frau von Pompadour zu beleidigen. Ein Malteserritter und Officier in der königlichen Leibgarde, Namens von Rességuier, war noch unglücklicher. Er hatte ein Gedicht auf sie gemacht, in welchem die Schwäche des Königs lächerlich gemacht wurde. Der Sinn dieser Verse war folgender: Ein König, der sich herablasse, die geringste Person von der Welt aus dem Nichts hervorzuziehen, um sie mit seiner Liebe zu beehren, könne nur für niedrige Gesinnungen empfänglich sein.

Gleich anfangs faßte man Argwohn auf den Ritter von Reſſeguier und hielt ihn für den Verfaſſer dieſes Gedichts. Auf den bloßen Verdacht hin ließ man, während er nicht zu Hauſe war, ſeine Wohnung durchſuchen; in allen ſeinen Papieren wurde herumgewühlt und endlich gefunden, was man ſuchte. Ein von ſeiner Hand geſchriebenes, oftmals geändertes Concept zeugte wider ihn und diente als Beweis, daß er der Verfaſſer des fraglichen Gedichts ſei. Er wurde verurtheilt ſein ganzes Leben hindurch in dem engen eiſernen Käfig, der ſich in dem Staatsgefängniſſe auf Mont-Saint-Michel befand, zuzubringen, eine tauſend Mal härtere Strafe als der Tod ſelbſt; denn dieſer Käfig, in Form eines länglichen Vierecks gebaut, war ſo eng, daß der Gefangene weder ſtehen noch liegen konnte, ſondern ſeinen Körper immer in kauernder Lage halten mußte.

Er brachte ſieben Jahre in dieſer unglücklichen Lage zu und die inſtändigen Bitten des Malteſerordens verſchafften ihm nur die Erleichterung, daß er den engen Käfig mit einem Gefängniß auf dem Schloſſe Pierre-en-Eiſe vertauſchen durfte, wo er wenigſtens ſeine Glieder frei bewegen konnte. Kaum hatte er einige Monate in ſeinem neuen Gefängniſſe zugebracht, als Frau von Pompadour, ſich mit Seelengröße brüſtend, ihm auf einmal ſeine Befreiung verſchaffte und die Erlaubniß nach Malta zurückkehren zu dürfen. Er verlor nur den Poſten, den er in der Armee eingenommen hatte; und man ſagt allgemein, daß er, bevor er das Königreich verließ,

der Favoritin einen Besuch abgestattet und ihr seinen Dank gesagt habe, ein Schritt, der ihm des durch seine jahrelangen Leiden hervorgerufenen Mitleids, selbst in den Augen der Höflinge, unwerth machte.

Aus einer höchst untergeordneten Stellung hervorgegangen und auf einmal zu einem so hohen Rang emporgehoben, war es nicht anders denkbar, als daß die Marquise, indem sie ihre Vergangenheit mit der Gegenwart verglich, von Eitelkeit aufgebläht werden mußte.

Nichts kann einen klareren Begriff von der hohen Idee, die sie von sich hatte, geben, als das in dem Gemach, in welchem sie bei ihrer Toilette die Visiten empfing, von ihr eingeführte Ceremoniell. Sie wollte darin nie einen andern Sessel als ihren Lehnstuhl dulden. Es war eine Art Gnade, die sie dem König bei seinen Besuchen gewährte, daß sie einen Stuhl für ihn bringen ließ. Da sie es nicht wagte, weil sie es nicht ungestraft zu thun glaubte, sich in Gegenwart der Prinzen von Geblüt, der Kardinäle und anderer Personen vom höchsten Range niederzulassen, so empfing sie diese stehend und setzte sich nur in dem Augenblicke, wo sie sich entfernten.

Man würde nicht fertig, wollte man alle die Beweise ihres Hochmuths, die sie an den Tag legte, berichten, der manchmal ein Gegenstand des Gelächters des Hofes und namentlich derjenigen Höflinge wurde, die sich am Gefügigsten in dieser Hinsicht gegen sie zeigten; einige Beispiele werden genügen.

Als einst der Marquis von Souvré von der

Marquise bei der Toilette empfangen wurde und er keinen Stuhl im Zimmer fand, so setzte er sich auf die Lehne ihres Sessels und fuhr ruhig fort mit ihr zu schwatzen. Frau von Pompadour, über diese Vertraulichkeit wüthend, überließ sich dem grenzenlosesten Zorne und beklagte sich über die von Herrn von Souvré ihr widerfahrene Beleidigung bei dem König. Der König ergriff die erste sich darbietende Gelegenheit, um mit Souvré über diesen Vorfall zu sprechen.

Sire, sagte der Marquis, ich war teufelmäßig müde und da ich nicht wußte, wohin ich mich setzen sollte, so habe ich mir so gut wie möglich geholfen.

Der König mußte über diese cavaliermäßige Antwort lachen und da der Marquis das Glück hatte eine Art Günstling zu sein, so hatte die Sache weiter keine Folgen; außerdem aber würde er die traurige Erfahrung gemacht haben, daß man sich nicht ungestraft auf die Stuhllehne der Frau von Pompadour setzen dürfe.

Da sie durchaus die große Prinzessin spielen wollte, so verlangte sie auch einen Edelmann in ihren Dienst. Sie wählte sich zu diesem Behuf einen jungen Mann aus einer der besten und edelsten Familien der Guienne aus, der von Inville hieß. Bei diesem Umstand war man über die Entscheidung in Verlegenheit, welche von beiden Eigenschaften hier die Oberhand behielte, der Hochmuth der Favoritin, oder die Gemeinheit des Edelmanens.

Sie hatte einen Intendanten (Hausmeister),

seine Weigerung so klar und deutlich ausgesprochen, als man sie sich nur wünschen konnte.

Mit diesen Rechtfertigungsstücken, nämlich der Copie des von ihr geschriebenen Briefes und der Antwort ihres Mannes versehen, beeilte sich die Marquise von Pompadour sie allen Denen vorzulegen, die ein Interesse daran fanden sie zu lesen.

Sie hat zwar gesündigt, sagte die Königin, als sie diese Sache erfuhr, aber sie hat auch ihre Fehler bereut; man konnte ihr vorwerfen nicht mit ihrem Ehemann zusammen zu leben, da sie sich ihm nun aber wieder angeboten hat, von ihm jedoch zurückgewiesen worden ist, so kann ihr dieserhalb kein Vorwurf mehr gemacht werden.

Im Besitz solcher Rechtfertigungs- und Beweismittel konnte sie nun statt eines Bischofs deren zwanzig finden, die ihr Ablaß ihrer Sünden gewährt und sie selbst zu dem Altare geführt hätten, um sie der Wohlthaten der Religion theilhaftig werden zu lassen. Nur die Jesuiten theilten diese Meinung nicht, da sie sich wahrscheinlich erinnerten, was zur Zeit Ludwigs XIV. in ähnlichem Falle geschehen war.

Dieses listige Verfahren, durch welches offenbar mit der Religion gespielt wurde, täuschte nun zwar Niemand, aber doch hatte es die gewünschte Wirkung. Das Haupthinderniß, das die Favoritin bisher abgehalten hatte, im Gefolge der Königin zu gehen, war nun gänzlich beseitigt. Die Fürstin sagte lachend: Es kommt mir nicht zu einen Grund anzuführen, und durch mein Schweigen ist jeder Vorwand beseitigt.

Alle wohlgesinnten Personen am Hofe schmerzte dieser neue Beweis der Macht und des grenzenlosen Ehrgeizes der Marquise; doch muß man gestehen, daß sie sich gegen die Königin stets mit der dieser gebührenden Ehrfurcht und Unterthänigkeit benahm.

Bei Gelegenheit der Schwierigkeiten, die ihr hinsichtlich ihrer Absolution begegnet waren, faßte die Frau von Pompadour einen Haß gegen die Jesuiten, den sie ihnen, wo es nur möglich war, bekundete. Bevor sie mit der Charge einer Palastdame der Königin zum Ziele kam, war die Favoritin darauf bedacht gewesen, wegen ihrer Absolution mit dem Klerus zu unterhandeln, damit sie ihre Osterkommunion begehen und die Königin auch in dieser Beziehung vollkommen zufrieden stellen konnte.

Die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, war für Frau von Pompadour ein sehr leichtes Ding, denn in Paris fehlte es nicht an Geistlichen, die sie ihr gern gewährt hätten. Aber die Marquise wollte keinen unbekannten Beichtvater haben; sie wußte, daß man am Hofe, wie in der Hauptstadt, nicht verfehlt haben würde zu sagen, was man bei einer ähnlichen Gelegenheit von dem Regenten (dem Herzog von Orleans) als dieser in seiner Gemeinde von St. Eustachius communicirte, gesagt hatte. Sie hatte zu fürchten, daß an dem Tage, wo ihr das heilige Abendmahl gereicht würde, alle Welt von Tempelschändung reden werde, und sie war überzeugt, daß, wenn sie dieses Sacrament mit Feierlichkeit und, ohne einen sehr bekannten Beichtvater zu haben, zu bege-

Namens Collin, den sie nicht mehr für würdig hielt, sie zu bedienen, wenn er nicht mit irgend einem Orden decorirt werde. Wohl kaum würde eine Prinzessin auf solch' eine Idee gekommen sein; aber sie hielt sich wahrscheinlich für mehr, als Diejenigen, denen die Rechte des Blutes außerordentliche Prärogative verleihen. Sie faßte also nicht blos diese Idee, sondern sie brachte auch die Ausführung derselben bei dem König zu Stande, und Collin wurde Rechnungsführer des königlichen Militairordens vom heiligen Ludwig.

Dieser Orden war zu Gunsten der Land- und Seeofficiere gestiftet worden, die sich durch Tapferkeit oder langjährige und ausgezeichnete Dienste hervorgethan hatten. Collin, ein einfacher Bedienter und nichts mehr, besaß folglich keine solchen Eigenschaften, die Bezug auf diese Ordensstiftung haben konnten. Zwar war er durch das Amt eines Rechnungsführers nicht Ritter des St. Ludwigsordens geworden; aber in der Wirkung blieb sich die Sache gleich, denn er trug das Kreuz und andere Zeichen dieses Ritterordens. So genoß also Frau von Pompadour, in deren Augen der äußere Schein gleich der Wirklichkeit war, des Vergnügens, hinter ihrem Stuhle das Aeußere eines Ritters vom Orden des heiligen Ludwig zu sehen mit dem Kreuz auf der Brust und der Serviette unter dem Arm. Wenn es ihre Absicht war den Orden lächerlich zu machen, so konnte sie es nicht geschickter anfangen.

Dieses Benehmen kann man mit der Handlungs-

weise der Regierung Ludwigs XIV. vergleichen, die einst, um die chinesische Leinewand, welche die Engländer nach Frankreich verkauften und die den französischen Manufakturen schadete, in Mißkredit zu bringen, bestimmte, daß der Henker jedesmal ein Hemd von solchen Leinen trage, wenn er einen Verbrecher enthauptete, oder an den Galgen hing.

Da der Hochmuth und die Eitelkeit mit dem Ansehen der Marquise immer mehr zunahm, so strebte sie endlich auch nach den Ehren des Louvre. Diese bestanden hauptsächlich darin, sich in Gegenwart der Königin setzen zu dürfen, dieser bei ihrer ersten Einführung vorgestellt zu werden und einen Kuß von ihr zu empfangen.

Es gehörte die Unbescheidenheit der Frau von Pompadour dazu, um in ihrem Verhältniß mit dem König eine solche Forderung zu stellen; sie hätte doch ihre Geburt und die Gefühle der Königin beziehentlich ihrer Stellung berücksichtigen sollen; sie konnte gewiß leicht vermuthen, daß die Gemahlin Ludwigs XV. dessen Favoritin nicht gern in ihrer Nähe sehen würde. Indeß ein Uebermaß von Gefälligkeit hinderte diese tugendhafte Fürstin, sich dem Willen des Königs zu widersetzen. Alles mußte sich den Befehlen und der unerhörten Macht der Candidatin bequemen, selbst die Hofetikette, die nur Herzoginnen dieses Vorrecht gewährt. Auf die ihr gemachten Einwände antwortete sie keck, daß ihre Eigenschaft als Maitresse des Königs die Basis ihrer Pretentionen sei, indem sie sich auf die Frau von Montespan berief, welche unter

Ludwig XIV. derselben Ehre theilhaftig gewesen sei. Sie versicherte, daß ihr Umgang mit dem König nichts Strafbares einschließe; daß er sich nur auf eine platonische Liebe beschränke, nur im Austausch von Gefühlen bestände, und auf gegenseitige Achtung gegründet wäre, und es war auch Niemand so unhöflich, ihr zu sagen, daß ihre Enthaltsamkeit zu unfreiwillig sei, als daß sie zu ihren Gunsten angeführt werden könne.

Ungeachtet ihres Gelingens in dieser Sache lief doch dabei nicht Alles zu ihrer Zufriedenheit ab. Inmitten ihres Triumpfes mußte sie einen Verdruß erleben, der ihr für einige Zeit den Hof verleidete. Dem bei dieser Gelegenheit gebräuchlichem Ceremoniell zufolge, wurde die Marquise, nachdem sie der Königin vorgestellt worden war, vor den Dauphin geführt, um von diesem die übliche Accolade zu empfangen. Als nun die Marquise ihm vorgestellt wurde, steckte der Kronprinz, indem er sie umarmte, die Zunge heraus und gab außerdem noch mehrere Zeichen seiner Verachtung gegen sie zu erkennen.

Die Pompadour konnte die Verhöhnung des Dauphins nicht bemerken; aber als sie davon unterrichtet wurde, glaubte sie vor Aerger umkommen zu müssen. In ihrer Wuth eilte sie zu dem König und theilte ihm diese Begebenheit mit. Sie erzählte ihm, auf welche schmachvolle Weise sie empfangen worden sei; sie verfehlte nicht die Handlungsweise des Dauphin mit den schwärzesten Farben zu schildern und beschloß ihre Klagerede mit den Worten, daß sie ent-

schlossen sei den Hof zu verlassen, um nicht mehr solchen schändlichen Beleidigungen ausgesetzt zu sein.

Der König, in hohem Grade gegen den Dauphin aufgebracht, war der Meinung, daß, wer den Respect gegen die Frau von Pompadour aus den Augen setze, auch ihn nicht respectire. Er nahm sich der Sache seiner Maitresse lebhaft an und am andern Morgen, in dem Augenblick als der Dauphin ihn besuchen wollte, erhielt er den Befehl sich auf sein Schloß Meudon zu begeben. Beinahe der ganze Hof, die Minister, die Königin legten gute Worte für den Kronprinzen ein, der König blieb unbeugsam; er wollte nur dann von Nachsicht hören, wenn der Dauphin sich in Person zur Frau von Pompadour begebe und das Possenspiel, dessen man ihn bezüchtige, öffentlich ableugne. Der Dauphin unterwarf sich des Königs Willen; er erklärte in Gegenwart mehrerer Personen, daß die ihm nachgesagte Verhöhnung unwahr sei und überhaupt etwas Aehnliches bei der Vorstellung nicht stattgefunden habe.

Die Marquise nahm diese Erklärung entgegen, wie wenn sie eine Prinzessin von königlichem Geblüt wäre. Sie bezahlte den Prinzen mit gleicher Münze, indem sie antwortete, daß sie Dem, was man in Bezug auf ihre Einführung von ihm gesagt habe, keinen Glauben beigemessen habe. Sie trieb ihre Freundlichkeit bei dieser Gelegenheit so weit, daß sie sogar versprach das Portrait des Dauphin in Kupfer zu stechen. So war die Auflösung dieser komischen Scene.

Der Dauphin ward getadelt sich so weit herabgelassen zu haben; aber Die, welche ihm sein Benehmen dieserhalb zum Vorwurf machten, zogen vermuthlich seine doppelte Verpflichtung als Sohn und als Unterthan nicht in Betracht. Gewiß, wenn ein Fehler in dieser Strafe lag, so war er ohne Widerrede weniger groß von Seiten Dessen, der gehorchte, als von Seiten Desjenigen, der sie befohlen hatte.

Die hochmüthige Favoritin, der es gelungen war, die Ehren des Louvre zu erlangen, war damit noch nicht zufrieden. Durch ihre Erfolge aufgebläht, wurde sie unternehmend und glaubte ihr Ansehen in Anwendung bringen zu müssen, um immer neue Eroberungen zu machen. Sie setzte sich in den Kopf Palastdame der Königin zu werden, eine Gunst, die nur den durch Geburt, Rang und Würdigkeit ausgezeichnetsten Damen gewährt wurde. Die Königin hatte sich ohne Widerstreben die Geschichte mit den Ehren des Louvre gefallen lassen, aber dießmal erlaubte sie sich dem König Vorstellungen zu machen, die obgleich mit Mäßigung ausgesprochen, doch ihren Widerwillen und ihre Verachtung der Person, die man ihr zur Gesellschaft beigeben wollte, deutlich genug erkennen ließen.

Unter mehreren andern guten Gründen sagte sie: Es liege zu viel Ungeziemendes darin, einen Platz neben ihrer Person einer Frau zu gewähren, die auf ungesetzliche Weise getrennt von ihrem Ehemann lebe, ja nicht einmal wage sich den Altären zu nahen, um das heilige Abendmahl zu empfangen; sie, für ihren

Theil, fände nichts gegen die Unschuld des Umgangs der Marquise mit dem König zu sagen, aber dieser Umstand stelle noch keineswegs den guten Ruf der Marquise von Pompadour wieder her, weil sie, obwohl verheirathet, so lebte, als wenn sie es nicht wäre und keinerlei Pflichten einer Ehefrau erfülle, die nirgends anders als in dem Hause ihres Gatten wohnen solle. Sie setzte noch hinzu: Seine Majestät könne befehlen, was ihm gut dünke, sie werde es sich stets zur Pflicht machen, zu gehorchen; aber sie hoffe, daß er selbst für die königliche Familie so viel Rücksicht haben und ihr nicht einen solchen Schimpf zufügen werde; die fragliche Charge erfordere einen zu unzweideutigen Ruf, als daß man sie einer von der Kirche Verschmähten, die nicht einmal Anspruch auf die allgemeine Wohlthat der Ostercommunion zu machen wage, verleihen könne.

Ludwig XV., dem es einerseits verdrießlich war ungefällig gegen die Königin zu sein und etwas an der eingeführten Ordnung zu ändern; andernseits aber sich nicht entschließen konnte seiner Maitresse etwas abzuschlagen, war in größter Verlegenheit, welchen Entschluß er ergreifen sollte. Er wußte nicht, welche Gründe er den Einwänden der Königin, deren ganzes Gewicht er wohl fühlte, entgegensetzen sollte.

Die Königin war fest entschlossen die Favoritin nicht unter die Zahl ihrer Ehrendamen aufzunehmen, außer, wenn sie dazu durch den Befehl des Königs gezwungen würde. Die von ihr angegebenen Weigerungsgründe konnten keiner üblen Deutung unter-

stellt werden; trotz aller Anstrengung würde es der entschiedensten Bosheit nicht gelungen sein auch nur die geringsten Spuren einer Beleidigung in ihren Aeußerungen herauszufinden.

Ungeachtet der Scharfsinnigkeit ihres Geistes fand selbst Frau von Pompadour keine Hülfsmittel einem Hinderniß gegenüber, das ihr unüberwindlich schien.

Da sie seit so langer Zeit von ihrem Ehemann getrennt lebte, so gab sie der öffentlichen Kritik hinreichende Veranlassung zu traurigen Muthmaßungen und zwar um so mehr, da sie während des Osterfestes nicht zum heiligen Abendmahl zu gehen wagte, ein in den Augen der Katholiken unerhörtes Vergehen. Zwei mächtige Gründe verboten ihr sich dem Altare zu nahen, die Furcht nämlich, auf eine höchst unangenehme Weise zurückgewiesen zu werden, oder gar die Welt über Entweihung des Heiligen schreien zu hören; und welche Entweihung! Die ärgste und unverzeihligste von allen; eine von dem Hochmuth vorgeschriebene und in Irreligiosität begangene Entweihung. Eine solche Verwegenheit würde selbst dem Regenten nicht gelungen sein.

Dießmal war also der Weg zu ihrem Ziele versperrt. Sollte sie versuchen wieder zu ihrem Gatten, einem wenig bedeutenden Mann, zurückzukehren? Dieser Schritt würde ihr nichts genützt haben; denn die simple Ehefrau des Herrn von Etioles konnte doch nicht nach der Ehre streben, Palastdame zu werden.

Indeß, die Schaam, die sie über den verfehlten

Coup empfand, ein Umstand, der den Höflingen schon bekannt geworden war, hatte ihren Feinden so viel Vergnügen gemacht, daß sie sich nur um so mehr ärgerte und grämte. Der König empfand den größten Schmerz und der Hof die ausgelassenste Freude darüber. Indessen, so unüberwindlich auch das Hinderniß, das sich vor ihr aufthürmte, schien, die Frau von Pompadour fand ein Mittel es zu umgehen. Sie schrieb nämlich an ihren Gatten, den Herrn von Etioles, einen Brief in dem Style der büßenden Magdalena, in welchem sie ihm versicherte: Daß sie fortwährend über das Unrecht, dessen sie sich gegen ihn schuldig gemacht habe, Thränen vergieße und daß sie aufrichtigen Herzens alle Unregelmäßigkeiten ihres Lebens auf's Tiefste bereue.

Ich sehe mein Unrecht ein, schrieb sie ihm ferner, und will es wieder gut machen. Schon hat der Hauptgrund meines Vergehens aufgehört und es bleibt mir nur noch übrig den Anschein verschwinden zu lassen, was ich auch sehnlich wünsche; ich bin entschlossen durch mein künftiges Betragen Alles, was ich durch mein vergangenes Leben verschuldet habe, wieder auszusöhnen. Nehmen Sie mich wieder auf; Sie werden sehen, daß ich nur damit beschäftigt sein werde die Welt durch das zärtliche Band, das mich fortan mit Ihnen verbinden soll zu erfreuen, eben so wie ich ihr bis jetzt Anlaß zu Aergerniß gegeben habe.

Während sie diesen Brief schrieb, begab sich der Fürst von Soubise, einer der intimsten Freunde der

Marquise, zu dem Herrn von Etioles und theilte ihm im Vertrauen mit, daß er in einigen Stunden einen Brief von der Frau von Pompadour erhalten werde; er könne nun zwar thun, was ihm beliebe, Niemand beabsichtige seinen Entschluß zu bestimmen, da man im Gegentheil wünsche, daß seine Antwort ganz aus freiem Antrieb hervorgehe; aber er rathe ihm als Freund den in dem Briefe ausgesprochenen Wunsch nicht anzunehmen; denn erfülle er ihn, so würde er dem König keinen großen Gefallen erweisen; er möge daher wohl überlegen, was er bei dieser Gelegenheit zu thun habe.

Um diesem Rathe mehr Gewicht zu geben, überreichte man ihm eine Ordonnanz des Königs, die ihm eine sehr beträchtliche Vermehrung seiner ohnehin schon bedeutenden Einnahmen zusicherte. Herr von Etioles, in dessen Innerem die Zeit und das Nachdenken alles Feuer seiner früheren Leidenschaft für sein Weib ausgelöscht hatten; der, vernünftig geworden, seine Liebe in Gleichgültigkeit und Verachtung sich hatte kehren sehen; dem das Gebrechen seiner Gattin eben so wenig als andern Leuten ein Geheimniß war, sie ihm also eben so wenig etwas nützen konnte, als dem Monarchen; der endlich von einer Menge Maitressen umgeben war, Herr von Etioles, sagen wir, würde sich ihrer eher entledigt, als sie wieder angenommen haben, auch wenn man ihn weniger darum gebeten und seinen abschläglichen Bescheid auch nicht so gut bezahlt hätte. Ueberdem freute es ihn vielleicht auch, eine Gelegenheit zu haben, sich auf eine

gute Manier an dem König rächen zu können, indem er ihm ein unnützes und unbequemes Möbel auf dem Halse ließ, das ihm der Monarch geraubt hatte und ihm nun lästig war.

Er widersetzte sich Dem, was man von ihm forderte, daher nur so lange, als es nöthig war, um das Verdienst für seine vorgebliche Gefälligkeit zu erhöhen und um seine Verachtung gegen eine Person, von der er Alles fürchten und Alles hoffen konnte, nicht zu sehr merken zu lassen; kurz, der Fürst von Soubise hatte Ursache mit den Ergebnissen seines Auftrags äußerst zufrieden zu sein.

Herr von Etioles empfing also den ihm angekündigten Brief der Frau von Pompadour und antwortete darauf gemäß den ihm gewordenen Instructionen.

Zuerst wünschte er ihr Glück dazu, daß sie zu so würdigen Gefühlen zurückgekehrt sei, dann bezeigte er, wie sehr ihm ihre Trennung von ihm in Traurigkeit versetzt habe; er sagte, die Wunde, die diese Trennung ihm geschlagen, sei zu tief, als daß sie je geheilt werden könne, obgleich er die ihm angethane Kränkung vergessen und ihr von ganzem Herzen verzeihen wolle; aber da es sein fester Entschluß sei nie wieder zusammen mit ihr zu wohnen und sie nie wieder aufzunehmen, so müsse er sie bitten, von ihrem desfalsigen Gesuche ein für alle Mal abzustehen.

Obgleich der Brief in gemessenen, höflichen und respectvollen Ausdrücken abgefaßt war, so war doch

hen sich erlaubte, tausend Spottgedichte die Büßerin, den Ablaß und den Beichtvater zugleich besungen hätten.

Frau von Pompadour, die immer einen sehr richtigen Blick hatte, wollte einen Beichtvater im großen Genre, einen bestimmten für sich allein haben, sich einen, gleich dem König, unter den Jesuiten wählen, deren Prärogative in Frankreich es war das Gewissen der Könige zu leiten, oder doch wenigstens den Titel und die Rechte von Beichtvätern derselben zu haben.

Der Fürst von Soubise, ihr Liebesdiener, übernahm sowohl die Wahl des Jesuiten, als auch die vorläufigen Unterhandlungen mit demselben; er gab in Bezug hierauf den Pater von Sacy den Vorzug und ging selbst in das Jesuitencollegium, um mit ihm zu sprechen.

Der Pater von Sacy war ein, durch die Milde seines Charakters und seiner der Strenge abholden Grundsätze, in der vornehmen Gesellschaft sehr beliebter Geistlicher. Er war von Geburt Edelmann, und nachdem er von seinem Orden zu ausgezeichneten Aemtern berufen worden war, wurde er Generalprocurator der Missionen. Der Fürst von Soubise gab ihm zu verstehen, daß von dem Beichtstuhl der Frau von Pompadour bis zu dem des Königs nur ein Schritt sei und daß er sich durch seine Gefälligkeit gegen die Marquise einen Weg zur Leitung des Gewissens Ludwigs XV. bahnen würde.

Der Pater von Sacy gab seine Einwilligung

die Favoritin zu ſehen und einige Mittel anzuwenden, um die von ihr bezeugte Ehrfurcht von der Erfüllung ihrer Pflichten mit den religiöſen Formen in Einklang zu bringen. Wenn dieſe Umwandlung vor ſich gegangen wäre, ſo hätte Frau von Pompadour dem frommen und jeſuitiſchen Hofe der Königin, der aus dem Pater Griffert, dem Kardinal von Lüynos, dem Biſchof von Verdün beſtand, einen zweiten jeſuitiſchen und frommen Hof entgegengeſetzt und dadurch dem ewigen Gerede des Dauphins und der frommen Partei, die unaufhörlich den bürgerlichen und allzu freien Ton der Frau von Pompadour perſifflirten, den Mund geſchloſſen. Auch fühlte dieſe devote Faction die ganze Wichtigkeit der Kühnheit und Liſt, die in dieſer neuen Politik der Marquiſe lag, und der Pater Sacy war für dieſe Partei ein neuer Gegenſtand der Unruhe.

Dieſer verhehlte ſich die Gefährlichkeit ſeiner Stellung nicht; er ſah die Favoritin häufig; aber anſtatt von feierlicher Beichte und Abſolution zu ſprechen, waren Ungewißheit, beunruhigende Langſamkeit, häufige Beſuche die einzigen Gründe, welche der Caſuiſt den dringenden Bitten der Frau von Pompadour entgegenſetzte. Der immer mehr zunehmende Ehrgeiz der Favoritin, der ihr eine ſchnelle Entſcheidnng höchſt wünſchenswerth machte, konnte ſich in dieſe ewigen Ausflüchte gar nicht ſchicken.

Zwar gab der Jeſuit in ſeinen Conferenzen mit der Frau von Pompadour durchaus noch keine Weigerung zu erkennen; aber er verſprach ihr auch nichts. Die Ungewißheit, ob er ſich hinſichtlich der Abſolu-

tion auf eine günstige oder ungünstige Weise entscheiden würde, brachte die ungeduldige Marquise zur Verzweiflung; sie wendete alle Mittel und Anstrengungen an, um ihrer Ungeduld und ihrem Mißvergnügen über die Langsamkeit des Beichtvaters gehörigen Nachdruck zu verleihen, der jedoch immer sagte, daß er durch die seinem Orden schuldige Schonung und die Kirchengesetze, die er gewissenhaft beobachten müsse, gehemmt werde.

Unterdessen war das Gerücht in Paris verbreitet, daß der Pater von Sacy der Frau von Pompadour häufige Besuche abstatte, daß er geheime Unterredungen mit ihr habe und geneigt sei die Interessen der Religion den Interessen seiner Kasse aufzuopfern. Das Wahre an der Sache bestand darin, daß der Jesuit seine Oberen von den dringenden Gesuchen der Marquise in Kenntniß gesetzt hatte, ihnen alle ihre Versprechungen mittheilte und daß er von ihnen den Befehl erhalten hatte, wegen einer Vergebung der Sünden mit ihr zu unterhandeln. Aber der öffentliche Lärm darüber war so groß und die Mißbilligung so allgemein, daß die Gesellschaft Jesu, von der öffentlichen Meinung üble Folgen für sich befürchtend, den Befehl, den sie einem ihrer Mitglieder gegeben hatte, wieder zurücknahm. Sie nöthigte den Pater von Sacy den gewissenhaften Beichtvater zu spielen und der Marquise folgenden Brief zu schreiben:

„Man kann Ihnen nicht, Frau Marquise, die gewünschte Vergebung Ihrer Sünden gewähren. Ihr Aufenthalt am Hofe, fern von Ihrem Ehemann, die

rücksichtlich der Gunst, die Ihnen der König gewährt, umlaufenden Gerüchte, erlauben Ihnen nicht sich dem heiligen Altar zu nahen, folglich auch nicht eine Absolution zu empfangen; der Priester, der sie Ihnen gewähren wollte, würde, anstatt Ihnen Ablaß zu geben, eine doppelte Verdammniß, die Ihrige und die seinige, aussprechen, während sie von dem Publikum unwiderruflich bestätigt werden würde. Sie wünschen, Madame, wie Sie es mir bezeugt haben, die Pflichten einer guten Christin zu erfüllen; aber hierzu ist das Beispiel das dringenst Nöthige; und, um eine vollständige Vergebung Ihrer Sünden zu erlangen und ihrer werth zu sein ist vor Allem nöthig, daß Sie sich wieder mit Herrn von Etioles vereinigen, oder wenigstens den Hof verlassen und ihre Nebenmenschen durch einen lobenswerthen Wandel erbauen, weil Ihr jetziges Getrenntsein von Ihrem Ehemann ein öffentliches Aergerniß ist."

Als Frau von Pompadour diesen Brief las, darin die Rede war vom Verlassen des Königs, des Hofes und von Wiedervereinigung mit Herrn von Etioles, um eine Absolution zu verdienen und zu erhalten, die sie nur deshalb verlangte, um in der Eigenschaft als Palastdame über ihre Feinde zu triumphiren, — da gerieth sie in die größte Wuth und stieß die gröbsten Injurien gegen den Jesuiten aus, der ihr so vergebliche Hoffnungen vorgespiegelt hatte. In ihrer Aufregung schrieb sie folgende Zeilen an ihn:

„Sie sind, mein Herr Pater, ein Dummkopf, ein Betrüger, ein ächter Jesuit; verstehen Sie mich?

Sie haben sich über meine Verlegenheit und über das Bedürfniß, das, wie Sie glaubten, ich empfinde, gefreut. Sie möchten gern, ich weiß es wohl, mich von dem König entfernen; aber ich bin hier eben so mächtig, als Sie mich wankend und schwach glaubten und, allen Jesuiten der Welt zum Trotze, werde ich am Hofe bleiben."

Die Marquise that noch mehr, als am Hofe zu bleiben, sie verjagte die Jesuiten von demselben, indem sie es, wie wir später sehen werden, bewirkte, daß Ludwig XV. ihre Austreibung aus ganz Frankreich aussprach.

Zu der Zeit, als die Frau von Pompadour die Charge einer Ehrendame der Königin erlangt hatte, faßte sie den Plan der Gründung des Schlosses Bellevüe.

Die Marquise, sagt der Geschichtschreiber Dülaure, fuhr einst in ihrer Karosse auf dem hohen Plateau von Meudon spazieren; sie ließ anhalten, erstaunt über die Schönheit der Gegend, und sah sich vor ihren Blicken eine endlose und mannichfache Landschaft entrollen. Sogleich beschloß sie auf dieser Stelle ein Schloß zu gründen und es wurde in der That auf eine Weise erbaut, die durch ihre Schnelligkeit an's Wunderbare grenzt.

An dem von der Frau von Pompadour bestimmten Tage, an welchem sie sich mit den Architecten an den halbwilden Ort, wo der Palast erbaut werden sollte, begab, empfing sie sie auf einer Art ländlichen Throns, der aus Feldsteinen und Rasen gebildet war.

Auf demſelben ſitzend, erklärte ſie ihre Abſicht und erläuterte ihren Plan hinſichtlich der Lage der Gebäude und der Anordnung der Gärten, und da man, um ihre Pläne ausführen zu können, eine große Strecke Landes brauchte, woran ſie anfangs nicht gedacht hatte, ſo ſchlug man ihr vor einige Hundert Morgen Landes zu kaufen, die ihr auch von den Eigenthümern, gegen gute Bezahlung, mit großer Dienſtfertigkeit abgetreten wurden.

Glückliche Zeit, wo die Maitreſſe eines Königs nur ein Anliegen auszuſprechen brauchte und ein ganzes Volk ſich beeiferte ihren geheimſten Wünſchen zuvorzukommen; glückliche Zeit, für die Höflinge nämlich — die mit vollen Händen aus dem königlichen Schatze ſchöpfen konnten.

Wenn man von Meudon aus nach Bellevüe kam, ſtieß man zuerſt auf zwei elegante Pavillons, denen eine Lindenallee folgte, welche nach dem erſten Hof führte, wo ſich die Stallungen und das Schauſpielhaus befanden. Von dieſem Hofe kam man in den Schloßhof, der von drei Seiten durch Gebäude und von der vierten durch ein Gitter von vergoldetem Eiſen geſchloſſen war, welches ihn von dem Park trennte, der ſich vom Schloſſe nach der Mittagsſeite zu weit hin ausdehnte.

Von der Hauptfaçade aus konnte man Paris und die ganze Ebene überblicken, die zwiſchen der Hauptſtadt und Bellevüe lag; vor dieſer Façade war eine prächtige Terraſſe, an deren Fuße die Seine floß und wo man ſich der ſchönſten Ausſicht erfreute; denn

auf der einen Seite sah man die Gärten und hohen Baumgänge von Meudon, sowie alle Landhäuser, welche längs des Flusses hin standen, auf der andern erblickte man die schönen Gärten, den Palast und das Dorf Saint-Cloud und im Hintergrunde das Dorf und Wäldchen von Boulogne, alle Dörfer der Umgegend und endlich Paris, nebst den in Schlangenwindungen sich krümmenden Lauf der Seine weit auf der endlosen Ebene hin.

An die Seitenfaçaden des Schlosses lehnten sich Parkanlagen in englischem Geschmack an, die von schönen Orangenbäumen umgeben waren und in deren Gebüsch sich Wasserbassins befanden, geschmückt mit in Stein gehauenen und vergoldeten Gruppen von Kindern. Am Ende dieser Anlagen, wo man auf Treppen bis hinunter zum Fluß gehen konnte, befand sich eine künstliche mit Rasen bedeckte Erhöhung, von der aus man die entzückendste Aussicht hatte.

Der Garten und der Park von Bellevüe wurden von Kennern bewundert. Die Mitte der großen Gartenallee zierte ein großer Rasenteppich, auf welchem die vom Bildhauer Pigalle gearbeitete Statüe des Königs stand; die Schattenseite, rechts von dieser Allee, bestand aus zwei Theilen; in dem ersten war ein Labyrinth, in dem zweiten mehrere Boskets, geschmückt mit Bassins, Grotten und schönen Statüen, unter andern mit der Statüe der Marquise von Pompadour, ebenfalls von Pigalle ausgeführt. Die andere Hälfte des Gartens war nach vier Seiten hin

mit unregelmäßigen Baumgängen bepflanzt. Der Park hatte beinahe hundert Morgen Ausdehnung.

Die Architectur von Bellevüe war sehr einfach; die Trümmeaux zwischen den Fenstern waren mit marmornen Büsten verziert und die Giebelfelder der vier Facaden waren mit Basreliefs von Coustou überladen.

Das Innere des Schlosses bot Alles dar, was Kunst und Reichthümer Ausgesuchtes, Prächtiges und Ueppiches damals nur zu liefern vermochten. Die Werke der Sculptur und Malerei waren auf verschwenderische Weise angebracht; größtentheils trugen sie das Gepräge eines eben so verderbten Geschmacks, als es die Sitten jener Zeit waren. Karl Venloo, Boucher, Lagrenée machten auf die Ehre Anspruch zur Verzierung von Bellevüe beigetragen zu haben.

Im Vestibule sah man zwei marmorne Statüen von sechs Fuß Höhe; die eine stellte dar die Poesie von Adam und die andere die Musik von Falconet.

Die Haupttreppe, von Brunetti grau in grau gemalt, zierten auf den verschiedenen Absätzen Vasen, auf denen Gegenstände aus der griechischen und römischen Mythologie dargestellt waren.

Das Schlafzimmer der Frau von Pompadour war vorzüglich bemerkenswerth durch die reichen Zierden, die darin überall angebracht waren. Außerdem war es mit zwei Gemälden von Lagrenée dem Aeltern decorirt, von denen das eine Mars und Venus,

von Vulkan überraſcht, und das andere Pſyche und Amor darſtellte.

Die Lage des Schloſſes Bellevüe gefiel Ludwig XV. ſo ſehr, oder vielleicht hatte das Vergnügen, daß er ſich von dieſem köſtlichen Aufenthaltsort verſprach ſo viel Reiz für ihn, daß es dem Monarchen Vergnügen machte die Arbeiter zu ermuthigen und die Fortſchritte des Baues ſelbſt zu beobachten.

Oft geſchah es, ſagt Piganiol, daß er ſich auf den Platz, wo die Arbeiter beſchäftigt waren, einen Imbiß bringen ließ; und ſobald es vollendet war, bezog der König die Gemächer, die für ihn eingerichtet worden waren.

Die Marquiſe war beſorgt geweſen zu Bellevüe ein Theater erbauen zu laſſen, auf dem Luſtſpiele und Opern zur Aufführung kamen, worin ſie gewöhnlich eine der Hauptrollen darſtellte. Der König hatte an dieſen kleinen Repräſentationen, in denen die Marquiſe ſelbſt mitwirkte, Geſchmack gefunden; er verfehlte niemals ihnen beizuwohnen und ſeine Gegenwart bei dieſen Luſtbarkeiten war für die Herren und Damen ein mächtiger Beweggrund ihrer Eitelkeit. Jeder wollte eine Rolle in den hier zur Aufführung kommenden Stücken ſpielen; die Marquiſe wurde deshalb fortwährend mit Bitten beſtürmt. Auf dieſe Weiſe bildete ſich die Schloßherrin von Bellevüe bald eine Truppe von Schauſpielern und Schauſpielerinnen, die zu den glanzvollſten und edelſten Namen des Hofes gehörten. Die Leitung des

Theaters übertrug sie dem Herzog von La Vollière, der keine große Mühe hatte, Sänger und Sängerinnen für die Oper und Tänzer und Tänzerinnen für das Ballet zu rekrutiren.

Venus und Adonis ist der Titel des ersten Stückes, das auf dem kleinen Theater von Bellevüe zur Aufführung kam. Frau von Pompadour spielte die Rolle der Venus, deren Gürtel sie trug, und der schöne Graf von Chabaud gab den Adonis. Mondonville, der Componist dieser Oper, hatte einige Piècen für die Stimme der Marquise arrangirt, die übrigens ziemlich gut sang und, wie man sich wohl denken kann, einstimmigen Beifall erhielt. Sie wurde von dem Grafen von Melfort, dem Marquis von Beuvron, den Herren von Hasse und von Courtambault, die die Tänze übernommen hatten, auf die bestmögliche Weise unterstützt.

Das Vergnügen, das diese erste Vorstellung gemacht hatte, bestimmte die noble Gesellschaft den Tartufe zu spielen. Da aber die Hauptrolle einem Freunde des Dauphin zuertheilt worden war, so widersetzte sich dieser, sowie die ganze fromme Partei diesem Ansinnen. Sie betrachteten die Zuertheilung dieser Rolle als eine boshafte Anspielung und nach der ersten Vorstellung des Stücks wurde dessen fernere Repräsention von dem König untersagt.

Auf den Tartufe folgte die geschlossene und gelöste Ehe, in welchem Lustspiel figurirten: der Marschall von Sachsen, der die Rolle des Blaise auf

das Vollkommenste darstellte; die Frau von Brancas, die eine sehr hübsche und beliebte Müllerin war; Frau von Marchais, die als Amor gekleidet, oder vielmehr entkleidet war, und die Frau von Pompadour, welche die Rolle einer treuherzigen Bäuerin spielte. Die Marquise suchte sich vorzugsweise solche drollige Parthien aus, da sie in diesen dem König am besten gefiel.

Aber Ludwig XV., den Alles langweilte, fand bald kein Vergnügen mehr an den theatralischen Vorstellungen von Bellevüe, und um ihn auf andere Weise zu zerstreuen, ersann die Favoritin nichts Geringeres als ihn durch einen auswärtigen Krieg zu beschäftigen. Da sie es war, welche die Staatsgeschäfte leitete und den Vorsitz im Conseil führte, so machte es ihr wenig Schwierigkeit dem König von Preußen den Krieg erklären zu lassen, dem Ludwig XV. ohnedieß einige Epigramme nicht verzeihen konnte, die er auf ihn gemacht hatte. Es ist allbekannt, daß der große Friedrich sich keine Gelegenheit entgehen ließ, um seinen Witz und seine Satyre an den Sitten und Gebräuchen des französischen Hoflebens zu üben. Da er wußte, daß in dem schönen Lande der Galanterie nicht der König regierte, sondern seine erklärten Maitressen, so theilte er die Regierung Ludwigs XV. in mehrere Epochen, die an die allgewaltigen Maitressen erinnerten, die Ludwig XV. nach und nach gehabt hatte. Die Gunst der Herzogin von Chateauroux war von Friedrich als die Regierung

des ersten Cotillons*), die der Frau von Pompadour als die Regierung des zweiten Cotillons bezeichnet worden, und die später eintretende Gunst der Madame Dubarri nannte er die Regierung des dritten Cotillons. Diese spöttische Krittelei des Königs von Preußen, die Verlegenheit, worin sich die Marquise befand, Ludwig XV. zu unterhalten, und auch die Schmeicheleien Maria Theresia's, die in ihren vertrauten Briefen die Favoritin ihre Freundin, ihre gute Cousine nannte, das waren die Ursachen, warum Frankreich an dem siebenjährigen Krieg Theil nahm, der für dieses Land so traurig und für Preußen so ruhmreich ward.

Die Marquise, nicht zufrieden damit den Krieg erklärt zu haben, wollte auch an die Spitze der Expedition einen ihrer intimsten Freunde, den Fürsten von Soubise, stellen, dessen Unkenntniß in Kriegsangelegenheiten allgemein bekannt war. Die Niederlage von Roßbach, wo die Franzosen achttausend Mann verloren, führte den Fürsten bald wieder nach Versailles zurück. Dieser General ward für seine Ungeschicklichkeit nur durch satyrische Gedichte bestraft, womit die Hauptstadt überschwemmt wurde und die zu gleicher Zeit seine Beschützerin mit trafen. Eins derselben, in welchem mit auf das Gebrechen der

*) Bekanntlich ein Tanz, heißt aber auch „weiblicher Unterrock," und diese Bezeichnung möchte wohl hier die richtigere sein. D. Uebers.

Marquise angespielt wurde, machte das meiste Aufsehen von allen.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen wurde der König von dem Stahl eines Mörders getroffen. Es geschah an einem Januarstage um sechs Uhr des Abends; der König wollte so eben mit den Dauphin in die bereit stehende Karosse steigen, um in Trianon zur Nacht zu essen und zu schlafen. Der Abend war dunkel und die Witterung sehr kalt; man bemerkte in der Nähe nur einige Personen vom Hofe und hie und da einen Müssiggänger. Alle waren in Ueberröcke oder Mäntel gehüllt. Ein so gekleideter Mann nähert sich dem König und sticht ihn mit der Klinge eines Messers. Der König fühlt sich verwundet, sein Blut fließt; er sieht einen Unbekannten, der von allen den Hut allein auf dem Kopfe hat; der Fürst ruft aus: Dieser Mann da hat mich verwundet ... man nehme ihn fest!

Die Leibgardisten und die hundert Schweizer umgaben den Mörder. Der Herzog von Ayen, dienstthuender Hauptmann, giebt Befehl, den Schuldigen auf der Stelle zu verhören und nach seinen Mitschuldigen zu forschen. Die Soldaten fangen sogleich an seine Beine mit glühenden eisernen Zangen zu zwikken. Diese vorläufige Strafe hätte ihn vielleicht der Justiz ganz entzogen, wenn nicht der Ober-Schloßvoigt dazu gekommen wäre und sich des Gefangenen bemächtigt hätte.

Bald erfuhr man, daß er Robert Franz Damiens hieß und aus Tieulop in der Provinz Artois

gebürtig war. Er hatte lange Zeit zu Bethüne bei den Jesuiten gewohnt und seitdem mehrere Jahre Magistratspersonen gedient. Der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Folter unterworfen, vermochten ihm die furchtbarsten Qualen nicht einen einzigen Aufschluß zu entreißen; er beharrte bei der Behauptung, daß er keine Mitschuldigen habe; daß er in der Absicht nach Versailles gekommen sei, sich zur Ader zu lassen und daß, wenn er dieß gethan, sein Verbrechen nicht ausgeführt hätte. Uebrigens habe er den König nur erschrecken und ihm blos eine leichte Verwundung beibringen wollen. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß das Messer, das Werkzeug des Verbrechens, zwei Klingen hatte; die eine und zwar die größere hatte er gar nicht zurückgeschlagen, sondern mit der andern, der kleinern, einer Federmesserklinge, hatte er den König gestochen.

Seine Transportation in das Gefängniß des Justizpalastes geschah des Nachts mit außerordentlichen Vorkehrungen und unter dem Schutze einer sehr starken Militaireskorte. Allen Einwohnern von Paris war anbefohlen worden ihre Fenster zu verschließen. Außerdem hatte man angeordnet auf die Vorwitzigen, die sich an ihren Fenstern oder auf der Straße sehen lassen würden, Feuer zu geben.

Nichts ist schrecklicher, als die Strafen, die der Schuldige aushalten mußte. Wenn man in den criminalistischen Annalen die Einzelnheiten all' der Qualen, die er erduldete, liest, so fragt man sich, ob Damiens nach dem Leben eines Menschen, oder nach dem eines Gottes getrachtet habe.

Nachdem ihm in der vorläufigen Tortur Beine und Füße verbrannt worden waren, mußte er erst die fürchterlichsten Qualen in der gewöhnlichen und außerordentlichen Folter ausstehen; dann zwickte man ihn mit glühenden Zangen an den Brüsten und goß siedendes Blei in seine klaffenden Wunden; hierauf brannte man ihm die rechte Hand ganz ab und riß ihm zum Beschluß ein Glied nach dem andern von seinem Leibe.

Die Verwundung des Königs war keine ganz leichte; das Messer war tief genug in das Fleisch gedrungen, so daß traurige Folgen daraus entstehen konnten. Sofort herrschten der Dauphin und die Frommen am Hofe; die Priester belagerten das Krankenzimmer Ludwigs XV. und schon war die Rede davon, daß er beichten solle.

Bei so bewandten Umständen sah sich die Favoritin verlassen; von allen Seiten wurden ihr Vorwürfe gemacht; die Prinzen ließen ihr den Befehl zukommen, sich von dem König zu entfernen und sie war genöthigt, sich auf ihr Schloß Bellevüe zurückzuziehen.

Aber als man bemerkte, daß die Lage des Königs weniger gefährlich war, als man anfangs geglaubt hatte, und daß der König von seiner Verwundung wieder geheilt werden würde, da erschienen einige der klügsten und gewandtesten Höflinge im Lustschlosse der Marquise, um sie zu trösten und ihr Nachricht über den Stand der Krankheit zu bringen. Als der König sich in der Wiedergenesung befand, stellte sich eine immer größere Menge bei ihr ein;

als der König aber ganz geheilt war, dann wurden ihr dieselben Ehren wie vorher erwiesen.

Was Ludwig XV. Benehmen bei dieser Gelegenheit betrifft, so entsagte er, als er in Lebensgefahr war, dem Vergnügen seine Maitresse zu sehen und versprach seinem Beichtvater, niemals wieder in ein näheres Verhältniß mit ihr zu treten; aber sobald die Gefahr vorüber und der Patient in Wiedergenesung begriffen war, willigte er ein den Besuch der Marquise anzunehmen, ohne sie indeß noch an den Hof zurückkommen zu lassen. Als aber die Heilung immer mehr Fortschritte machte, die Gesundheit des Königs fast ganz wieder hergestellt war, dann wurde auch die Zurückberufung der Favoritin, sowie die Entfernung der Beichtväter und Frommen beschlossen. Alles ging wider seinen alten Gang und Frau von Pompadour herrschte unumschränkter, als je zuvor.

Die eigenthümliche Frömmigkeit und das Benehmen Ludwigs XV. erinnern an eine ähnliche Handlungsweise Johanns V., Königs von Portugal, von dem wir hier einige Charakterzüge anzuführen uns erlauben.

Dieser Fürst lebte ganz öffentlich mit einer Nonne; er besuchte sie aber niemals, ohne sich von einem Beichtvater und einem Arzte begleiten zu lassen. Dieser fühlte ihm an den Puls und wenn er Seine Majestät in gutem Gesundheitszustande fand, so ging er in das Gemach seiner Maitresse und brachte die Nacht bei ihr zu; wenn die Pulsation dagegen anzeigte, daß die Gesundheit des Königs für den be-

vorstehenden Fall nicht günstig war, so ließ er sich von seinem Beichtvater das heilige Abendmahl reichen und kehrte in's Schloß zurück.

In einem jener Momente höchster Seligkeit, wo Geliebte sich einander nichts abschlagen können, verlangte die Nonne eine Gnade von ihm. Er geruhte anfangs gar nicht darauf zu antworten. Sie beharrte dabei.

Wie können Sie zögern, sagte sie, mir eine so unbedeutende Sache, die ich so sehnlich wünsche, zu gewähren; sollten sie fähig sein sie mir zu verweigern?

Nein, antwortete der Fürst, ich verspreche Ihnen, daß ich morgen mit dem König darüber sprechen werde.

Derselbe Fürst liebte die Discussion, aber nur nicht über theologische Gegenstände. Er bildete sich ein im öffentlichen Rechte sehr gelehrt und erfahren zu sein. Wie alle Monarchen war er für die Lehre von der unumschränkten Gewalt. Der Marquis von Pontelima bot ihm die Spitze und behauptete im Gegentheil, daß die königliche Gewalt ihre Grenzen habe.

Wenn ich Euch befehle Euch in das Meer zu stürzen, sagte der König einst zu ihm, so müßtet Ihr, ohne Zögern, mit dem Kopfe zuerst hinein springen.

Der Marquis drehte sich schnell um und wollte sich entfernen.

Wo wollt Ihr hin? fragte ihn der König.

Ich will schwimmen lernen, Sire.

Ein weniger gewandter Hofmann würde sich

bei dieser Gelegenheit, nicht so leicht aus der Verlegenheit gezogen haben.

Doch kehren wir wieder zur Favoritin zurück. Als sie nach Versailles zurückgekehrt war, hatte sie die Demüthigungen, die sie ertragen mußte, nicht etwa vergessen. Sie übte sofort Rache aus und die Minister, die sie beargwohnte gegen sie agirt zu haben, hatten zuerst die Wirkung ihrer Macht zu fühlen. Der eine, ihre Kreatur, hatte sie im Augenblick der Gefahr verlassen, ein anderer, der sie gleichfalls für gänzlich beseitigt hielt, seinen Haß gegen sie aber bisher unter respectvollen Formen verborgen hatte, bezeugte während ihrer Entfernung unverhohlen seine Freude und seine Hoffnungen. Beide fielen in Ungnade; aber die Lettres de cachet (geheime königliche Befehle), die ihnen zugeschickt wurden, waren mehr oder weniger streng, je nach dem Grade der Strafbarkeit, die die Marquise ihnen beilegte.

Der König schrieb ganz einfach an Herrn von Argenson: „Ich bedarf Ihrer Dienste nicht mehr; ich befehle Ihnen mir Ihre Demission als Staatssecretair des Kriegs und aller damit verbundenen Einkünfte zuzuschicken und sich auf Ihr Gut Ormes zurückzuziehen.

Die Entlassung des Herrn von Malchault ward ihm in weniger harten Ausdrücken notificirt; der König (oder vielmehr die Favoritin) schien nur ungern zu diesem Verfahren geschritten zu sein.

„Die gegenwärtigen Umstände, schrieb er ihm, nöthigen mich die Siegel von Ihnen zurückzuver-

langen ... Sie können jederzeit meines Schutzes gewiß sein."

In den Aemtern der beiden in Ungnade gefallenen Minister folgten ihnen die Herren von Moras und von Paulmy. Frau von Pompadour hatte sie sich erkoren. Sie war besorgt gewesen sie unter der Zahl ihrer Kreaturen auszusuchen, so daß das damalige Ministerium, zu dem auch der Abbé Bernis gehörte, ganz aus ihr ergebenen Personen bestand. Keine Gnade, keine Gunst wurde ohne ihre Erlaubniß gewährt; keine Handlung von Wichtigkeit ward von der Regierung unternommen, ohne daß sie nicht vorher um ihre Bewilligung befragt worden wäre.

Die Marquise, der es Vergnügen machte, den Ministern, denen sie ihre Zuneigung geschenkt hatte, Spitznamen zu geben, nannte Herrn von Moras ihr fettes Schwein, den Herrn von Paulmy ihren kleinen Scheecken und den Abbé Bernis ihren Turteltauber.

Von allen ihren Kreaturen war der Abbé von Bernis unbezweifelt Derjenige, der sich am meisten ihrer Gunst zu erfreuen hatte. Aus der Provinz mit einigen Kenntnissen und Talenten nach Paris gekommen, lebte er anfangs in ganz unbekannten Verhältnissen in der Hauptstadt. Er hatte hinreichenden Geist, eine hübsche Haltung, einen zu Eroberungen geschaffenen Gesichtsausdruck und namentlich viel Einschmeichelndes bei den Frauen. Er wurde zuerst mit in der Gesellschaft zugelassen, die sich Frau von Etioles nach ihrer Verheirathung gebildet hatte;

da konnte er mit Voltaire, Cahüſac, Fontenelle, Montesquiou, Maupertuis und andern ausgezeichneten Perſonen Bekanntſchaft machen. Dem Abbé von Bernis gelang es, ſich die Liebe der Frau von Etioles zu erwerben und von dieſer Zeit an war ſeine Zukunft geſichert. Der Abbé machte ziemlich hübſche Verſe; Frau von Etioles, die unterdeſſen Marquiſe von Pompadour geworden war, ließ ihn in die franzöſiſche Akademie aufnehmen. Der Abbé beſaß viel Ehrgeiz, er wollte vorwärts kommen: die Marquiſe ließ ihn zum Kardinal ernennen. Der Abbé ſpürte Geſchmack für die Politik in ſich: ſeine Geliebte ließ ihm ein Staatsſecretariat, dann einen Geſandtſchaftspoſten und endlich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten geben.

Der Günſtling der Frau von Pompadour war nur ſechszehn Monate Miniſter. Er hatte gegen die Marquiſe ein Unrecht begangen, das die Frauen nie vergeben. Bevor ſie ihn beſtrafte, wollte ſie noch einen letzten Verſuch machen; ſie bemerkte bald, daß ihre Reize ihm nur noch eine demüthigende Gleichgültigkeit einflößten; ſie fand ihn kalt und unbeugſam. Sie konnte ihre Wuth nicht mehr zurückhalten; ſie überhäufte den Treuloſen mit Vorwürfen, nannte ihn zwanzig Mal einen undankbaren und eidbrüchigen Menſchen und erklärte ihm, daß ſie ihn wieder in die Dunkelheit zurückſchicken werde, aus der ſie ihn gezogen habe. Er hatte ſich in ſein Schickſal, das nichts Erſchreckendes für ihn hatte, ergeben, denn Frau von Pompadour konnte ihm nur

ein Portefeuille nehmen, um das er sich wenig kümmerte. Es blieb ihm immer ein eminenter Posten und große Einkünfte; beides konnte sie ihm nicht entziehen.

Er erschien denselben Abend beim Souper des Königs. Seine Entlassung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten war entschieden; der König hatte sie bereits unterzeichnet. Seine Majestät war trübsinnig und verlegen; die Mühe, die er sich gab, um den Kardinal freundlich aufzunehmen, verrieth sein Geheimniß. Die Marquise sprach öfter mit ihm, ohne ihn jedoch anzusehen. Die Höflinge haben eine Beobachtungsgabe, die sie höchst selten täuscht. Das Gerücht von der Ungnade des Kardinals Bernis verbreitete sich daher noch denselben Tag im Schlosse von Versailles, und am andern Morgen erhielt er den königlichen Geheimbefehl, durch den er auf seine Abtei von St. Medordus verwiesen wurde.

Indeß, Frau von Pompadour war unruhig; sie fühlte, daß sie in ihrem Aerger zu weit gegangen war; vielleicht befürchtete sie auch gerechte Wiedervergeltung. Der Kardinal konnte indiscret sein; sie that ihm jedoch in dieser Beziehung unrecht, denn er respectirte sich noch in der Frau, die er in ihrem Privatstande geliebt hatte und zu einer Zeit, wo sie noch kein andres Loos erwarten konnte. Er hatte nicht vergessen, daß die kleine Poisson, die nun eine vornehme Dame geworden war, ihm den Weg zur höchsten Ehre und zum Reichthum gebahnt hatte. Die Marquise wurde sich selbst nicht klar über die

Gefühle, die ihr Inneres bewegten: man zerreißt nicht ohne Bedauern ein zärtliches Band, das zehn Jahre lang geknüpft gewesen war. In diesem Schwanken entgegengesetzter Gefühle erhielt sie von dem Kardinal einen Brief, in welchem er sie bat seinem Exil ein Ende zu machen. Sie beeilte sich ihm mit weniger Freimuth als Verlegenheit folgendes zu erwiedern:

„Ihre gegenwärtige Lage betrübt mich, obgleich Sie sie verdient haben; und wenn ich Ihr Geschick ändern könnte, so würde ich es noch thun, wie wenn Sie eines Bessern würdig wären; aber es giebt Dinge, die ich nicht verlangen noch erlangen kann. Führen Sie Ihre Erinnerung einige Jahre zurück und bedenken Sie, was Sie damals waren; Sie waren arm aber glücklich und liebenswürdig. Ihr Ehrgeiz und meine Güte haben Sie verdorben. Kaum waren Sie in Staatsgeschäften angewendet worden, als man den großen Unterschied bemerkte, der zwischen Verse drechseln und dem Regieren besteht; die Fehler, die Sie täglich in dem schwierigsten Departement begingen, thaten mir wahrhaft leid; aber ich wagte nicht Sie für unfähig zu halten und ich schrieb dem Mangel an Erfahrungen zu, woran der Mangel Ihrer Einsichten schuld war. Ich hoffte noch immer, — bis man sich endlich genöthigt sah, Sie zu entlassen.

Sie wissen, daß ich mich persönlich sehr über Sie zu beklagen habe; nichts destoweniger beschränkt sich mein Recht blos darauf, von Ihnen weder Gutes noch Böses zu sprechen. Ich habe das mir geziemende Geheimniß bewahrt, und wenn Sie endlich

geopfert worden sind, so geschah es nicht meinetwegen, sondern im Interesse des Staatswohls.

Aber sprechen wir ernstlich; warum beklagen Sie so bitter Ihre anscheinende Ungnade? Was haben Sie dabei verloren? Die Unruhe und die Qualen des Ehrgeizes; dafür haben Sie Ruhe und Freiheit wieder gefunden, nebst bedeutenden Revenüen und hohen Würden. Sie sind nur darin unglücklich, daß Sie Ihr gegenwärtiges Glück nicht erkennen und auf die Unruhe, Noth und Sorge zurückblicken, welche der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten stete Begleiterinnen sind.

Diese Betrachtungen sind gewiß sehr richtig, obgleich mein Herz sie nicht so fühlt, als sie mein Verstand denkt; und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich vielleicht eben so schwach sein wie Sie, aber ich würde mich dessen schämen und gegen Niemand davon sprechen. Ich erröthe darüber, daß ich Ihnen Sitten predige; vielmehr käme es Ihnen zu, mich durch Ermahnungen zu ermuthigen, die Größe und Eitelkeit dieser Welt geduldig zu ertragen.

Folgendes ist mein fester Entschluß, den ich nie ändern werde. Ich werde mich nie Ihrer Rückkehr widersetzen, noch den Gunstbeweisen, nach denen Sie streben; sollten Sie aber Ihre Wünsche erreichen, so nehmen Sie sich nicht die Mühe, mir dafür zu danken, denn Sie können fest überzeugt sein, daß ich keinen Theil daran hatte." —

Den Kardinal Bernis ersetzte im Ministerium der Herzog von Choiseul. Dieser würde bei dem

ersten Schritte auf der glänzenden Laufbahn, die sich ihm öffnete, aufgehalten worden sein, wenn er zur Richtschnur seiner Handlungsweise eine gewissenhafte Loyalität genommen hätte. Er wurde es bald gewahr, daß eine seiner Verwandten die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich gezogen hatte; man schrieb sich bereits. Der Erfolg dieser Liebesintrigue konnte ihm dienen, aber die momentanste Rückkehr zur Frau von Pompadour konnte ihn auch ins Verderben stürzen; denn er kannte zu gut ihren Einfluß auf den Geist des Königs. Er handelte daher klug und vorsichtig. Er versicherte sich zuerst des Vertrauens seiner Verwandtin, die bald kein Geheimniß mehr für ihn hatte. Sie frug ihn über Alles um seinen Rath.

Der König begehrte eine Zusammenkunft und sein desfalsiges Billet verrieth die lebhafteste Liebe. Der Herzog von Choiseul half seiner Verwandten öfters in dieser geheimen Correspondenz; er schien über die dem König zu gebende Antwort unschlüssig zu sein; sie sollte über ihr Schicksal entscheiden. Er gab vor darüber nachdenken zu müssen, und einmal im Besitz des kostbaren Billets, ließ er sich bei Frau von Pompadour melden.

Sie betrachten mich, sagte er eintretend, als einen Ihrer Feinde; sie thun mir unrecht, wenn Sie mich zu den Mitschuldigen Derjenigen machen, die Ihnen das Wohlwollen des Königs rauben möchten ... Hier, lesen Sie und nun urtheilen Sie über mich.

Während Sie den Brief des Königs las, erzählte er ihr, wie er dazu gekommen sei und bekannte zu-

gleich, welcher Gefahr er sich durch diesen ihr geleisteten Dienst aussetzte; aber er wollte das Wohl des Staates und das Glück seines Herrn seinen eigenen Interessen vorziehen.

Frau von Pompadour hatte nicht viel Mühe diese Intrigue zu zerstören; ihre Nebenbuhlerin wurde beseitigt und der Herzog von Choiseul empfing den Lohn für einen so wichtigen Dienst. Er war noch jung und feurig; er ersetzte im Herzen der Marquise den exilirten Kardinal und wurde ihr Rathgeber und Vertrauter. Von dieser Zeit an hatten sie nur dieselben Freunde und dieselben Feinde. Niemals hatte ein Minister eine so hohe Stufe von Macht und Ansehen erstiegen. Sein Ruf der Gewandtheit und politischen Redlichkeit war so fest begründet, daß man ihm keinen der zahlreichen Fehler der Regierung zur Schuld anrechnete. Er vereinigte bald mit dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten die des Kriegs und der Marine.

Die Marquise, die ein gutes Gedächtniß hatte, erinnerte sich zu gelegener Zeit des Streiches, den ihr die Jesuiten gespielt hatten, als sie im Interesse ihres Ehrgeizes von ihnen eine feierliche Absolution verlangte, die ihr bei der Königin nützlich sein konnte. Damiens, der den Mordversuch auf Ludwig XV. machte, hatte lange bei den Jesuiten gedient; bei ihnen wahrscheinlich hatte er die Grundsätze des Fanatismus eingesogen, vielleicht war er gar das blinde Werkzeug, dessen sich die Gesellschaft Jesu bedient hatte, um auf den französischen Thron einen Prinzen

zu bringen, der ihnen Vortheile und Ehren aller Art verhieß. Das waren die argwöhnischen Muthmaßungen, mit welchen die geschickte Marquise den unruhigen Geist ihres königlichen Geliebten zu durchdringen verstand. Der König, von seiner Maitresse und seinem Minister, dem Herzog von Choiseul dazu angespornt, faßte den Entschluß, die Jesuiten zu stürzen. Da er nicht wagte, sie offen anzuschuldigen, dem Damines die Waffe in die Hand gegeben zu haben, so entschied er, daß man eine Gelegenheit abwarten solle, um sie in Anklagezustand zu versetzen und aus Frankreich zu vertreiben.

Diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten.

Schon seit geraumer Zeit beschuldigte man sie, bei ihren Missionen mehr auf ihren Nutzen, als auf die Vortheile der Religion bedacht zu sein und unter diesem Deckmantel einen ungeheuren Handel zu treiben, der ihnen die Reichthümer verschaffte, womit sie an fürstlichen Höfen ihre Kreaturen bezahlten und auf diese Weise die katholischen Länder beherrschten. Sei nun diese Anwendung des Verdienstes, der aus ihrem Handel entsprang, begründet oder nicht, so viel steht fest, daß sie bedeutende Summen daraus zogen. Einer ihrer Väter, Namens La Valette, Generalvisitator und apostolischer Präfekt auf Martinique, speicherte daselbst eine Menge Waaren auf, befrachtete Schiffe, hielt eine öffentliche Bank, Commis und Comptoirs auf andern westindischen Inseln und seine Papiere, die in großem Ansehen standen, waren

in alle Handelsstädte Frankreichs, ja ganz Europa's verbreitet.

Seine mit Reichthümern befrachteten Schiffe durchstreiften alle Meere mit Sicherheit, als plötzlich die Engländer, sich unerwartete Feindseligkeiten erlaubend, mehrere, an die Gebrüder Lionay gerichtete, die in Marseille ein bedeutendes Bankierhaus hatten, wegnahmen. In der Erwartung für zwei Millionen Livres Waaren zu empfangen, hatten sie vom Pater La Valette für anderthalb Millionen Livres Wechselbriefe angenommen. Da die Waaren nicht ankamen und die Bankiers nun ihre eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen konnten, so sahen sie sich genöthigt, dem Gericht ihren Bilanz vorzulegen und sich für fallit zu erklären.

Vier Jahre verstrichen, während welchen die Bankiers die nöthigen Schritte bei den Jesuiten thaten, um zu ihrem Verlust zu kommen, es an dringenden Bitten nicht fehlen ließen und endlich drohten, sie gerichtlich zu belangen. Die Jesuiten ließen sich an, ihnen helfen zu wollen; aber sei es böser Wille, sei es Geldmangel, sie verschoben immer die versprochenen Terminzahlungen auf spätere Zeiten. Plötzlich hörten die Zahlungen der Gesellschaft ganz auf; es traten eine Menge Gläubiger auf und die Gerichtshöfe hatten vollauf mit den gegen die Jesuiten eingereichten Klagen zu thun. Die Jesuiten erhielten eine Vorladung, aus der sie ersahen, daß alle gegen sie anhängigen Streitsachen vor dem großen Kammergericht des Parlaments zu Paris vereinigt verhandelt

werden sollten. Sie hatten, wie man sagt, die Absicht, die öffentliche Verhandlung zu vermeiden und durch gegenseitige juristische Schriften den Proceß endlos zu machen, aber gegen ihre Erwartung wurde entschieden, daß die Schlußverhandlung an einem bestimmten Tage stattfinden sollte. Alle diese Manöver dauerten, wie wir bereits gesagt haben, vier Jahre und erst zu Ende des Jahres 1760 fing der Proceß wirklich an.

Die Jesuiten machten hierbei den größten Fehler, den man in Rechtssachen nur begehen kann: ein Ausflucht smittel widersprach nämlich immer dem früheren. Die ganze Gesellschaft war in die Sache verwickelt. Anfangs behaupteten sie, daß der Handel des Pater La Valette nur das Haus in Martinique anginge; dann sagten sie, nicht einmal dieses Haus beträfe die Sache, sondern der Pater La Valette sei allein der Schuldige, da er die Gesetze der Kirche verletzt habe, welche den Geistlichen den Handel untersagen; folglich sei es nur ein persönliches Vergehen. Aus diesem Grunde könnte die Schuld La Valette's nicht einmal auf das Haus von Martinique, viel weniger auf die ganze Gesellschaft lasten.

Die Bankiers Lionay antworteten: In der Verwaltung der Jesuiten ist Alles der Macht ihres Generals unterworfen; er ist alleiniger Besitzer und Spender der Güter der Gesellschaft; der Pater La Valette habe nur der Agent, der Stellvertreter des Hauses sein können, und sie bewiesen diese Behauptung durch Anführung der Gesetze der Gesellschaft.

Die Jesuiten suchten durch dieselben Gesetze darzuthun, daß ihre Gesellschaft als solche nichts besitze, daß die Güter und das Vermögen einem jeden Collegium oder Hause gehörten und daß diese nicht gegenseitig solidarisch verpflichtet seien. Sie wollten ihre Gesetze vorlegen, welches Anerbieten vom Gerichtshofe angenommen wurde, um sie einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen.

Die Jesuiten gingen bei dieser Gelegenheit sicherlich nicht ehrlich zu Werke. Es war augenscheinlich, daß sie eine Schuld nicht bezahlen wollten, die eins ihrer Mitglieder im Namen der Congregation contrahirt hatte. Da die Gesammtverbindlichkeit von den Richtern als Recht anerkannt worden war, so wurde ihnen ein Erkenntniß publicirt, durch welches der General, und in seiner Person die Gesellschaft, verurtheilt wurde, die verfallenen Wechsel einzulösen und alle Entschädigungen, Interessen und gerichtlichen Kosten zu bezahlen.

Frau von Pompadour hatte nicht sobald die günstige Gelegenheit, die sich ihr bot, um das ersehnte Ziel zu erreichen, wahrgenommen, als sie Ludwig XV. dieserhalb mit Bitten bestürmte, so daß der Monarch dem Parlament befahl, zu einer gerichtlichen Untersuchung zu schreiten, um zu erfahren, ob die Gesellschaft Jesu den Interessen des Königreichs, den guten Sitten und der Religion nicht nachtheilig sei. Diese Untersuchung ward sofort begonnen.

Sagen wir hier einige Worte über diese zu berühmte Gesellschaft. Sie bestand aus fünf Klassen:

1) den Novizen, welchen nach zweijährigem Noviziat gestattet wurde das einfache Gelübde abzulegen; 2) den Brüdern Convertiten, welche die dienstlichen Beschäftigungen in den religiösen Anstalten und Häusern zu besorgen hatten; 3) den geprüften Schülern, so genannt, weil sie in die Gymnasien geschickt wurden, um die alten Sprachen daselbst zu lernen und sie dann wieder zu lehren; 4) den Bekennern, welche wenigstens drei und dreißig Jahr alt sein mußten, sieben Jahr öffentlich gelehrt, ein drittes Noviziatjahr ausgehalten und die drei gewöhnlichen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt hatten; sie waren befähigt die Würden des Ordens bis zum Rector des Collegiums zu erlangen; endlich 5) den Bekennern der vier Gelübde, deren ausgezeichnete Talente noch durch ein viertes Gelübde angespornt wurden; nämlich das des Gehorsams gegen den Papst in Allem, was das Seelenheil und die Verbreitung des Glaubens betraf. Ueber alle Mitglieder der Gesellschaft herrschte ein einziges Haupt, welches *General* genannt wurde. Seine Würde war eine lebenslängliche. Er wurde in seinen Amtsverrichtungen durch einen Rath unterstützt, der aus einem der Bekenner einer jeden Nation bestand, unter welcher die Jesuiten Congregationen hatten; aber er war nicht verbunden sich nach den Meinungen dieses Rathscollegiums zu richten. Er allein hatte das Recht, neue Gesetze zu geben, in die Gesellschaft aufzunehmen, oder auszuschließen, wen er wollte, ohne daß er über seine Handlungsweise Rechenschaft abzu-

legen gehabt hätte. So war das Institut der Jesuiten*) deren Regierung ein ächter Typus absoluter Monarchie ist.

Aus der gerichtlichen Untersuchung und Prüfung der Gesetze ergab sich eine bewundernswerthe und zugleich entsetzende Darstellung dieses Ordens, dessen Mitglieder, durch die Gleichheit der Lehre und der Sitten mit einander verbunden und durch die Bande blinder Unterwürfigkeit und eines eifrigen schnellen Gehorsams mit ihrem Haupte vereint, alle von einem und demselben Geiste beseelt sind, von einem Willen regiert werden und so einen besondern Staat im Staate bilden, da sie ihre Gesetze von einem Fremden, ihrem General, empfingen, der über ihren Willen, ihre Herzen, ihre Sitten und äußeren Gebräuche, über ihr Vermögen und über das Institut selbst als unumschränkter Gebieter herrscht.

Auf diese Weise ohngefähr lautete die Darstellung des Berichterstatters, des Abbé Chauvelin, der eine historische Schilderung des Entstehens und der Fortschritte der Gesellschaft und ihres gegenwärtigen Zustandes gab und sie als „einen furchtbaren Koloß darstellte, der die beiden Erdtheile mit seinen Polypenarmen umfasse und nach der Herrschaft der Welt strebe."

Er vergaß nicht ihnen die Anhänglichkeit an die in Frankreich gemißbilligten ultramontanen Grundsätze vorzuwerfen und ihnen aus den Schriften ihrer Ca-

*) Die Jesuiten werden noch jetzt durch dieselben Gesetze regiert.

suisten nachzuweisen, daß sie den Königsmord in gewissen Fällen nicht blos gestatteten, sondern sogar lehrten. Er fügte hinzu, daß die Jesuiten in Frankreich nur aufgenommen worden wären, um Unterricht zu ertheilen und daß sie als geistlicher Orden davon ausgeschlossen seien; ihre Existenz in dem Königreich sei eine Folge der Duldsamkeit und nicht der gesetzlichen Einführung; es sei kein Abkommen deshalb zwischen dem Staat und dem Orden getroffen worden und es gäbe kein anderes Mittel, um sie zu zerstören, als Diejenigen, die in Frankreich bleiben wollten, ihrer Ordensgelübde zu entbinden und die andern aus dem Lande zu treiben.

Dieser Schlußsatz würde sogleich ins Werk gesetzt worden sein, wenn die zahlreichen Anhänger, die die Jesuiten am Hofe hatten, dem König nicht zu verstehen gegeben hätten, daß es eine große Ungerechtigkeit sei, diese Sache so zu beschleunigen und die Angeklagten gänzlich den Behörden zu überlassen, die noch alte Kränkungen an ihnen zu rächen hätten. In Folge dessen befahl der König, mittelst einer Verordnung vom 2. August 1761, daß während des Verlaufes eines Jahres in der das Institut, die Gesetze und Etablissements der Gesellschaft Jesu anhängigen Rechtssache nichts gethan werde, und zugleich ernannte er eine Commission, aus Mitgliedern seines geheimen Rathes bestehend, welche die Aktenstücke dieses Processes einer nochmaligen sorgfältigen Prüfung unterwerfen sollte.

Die Commissäre wählten zwölf Bischöfe zu ihrer

Beihülfe. Man führte die Prüfung auf folgende vier Fragen zurück: Von welchem Nutzen sind die Jesuiten in Frankreich? Worin besteht ihr Unterricht über die ultramontanen Meinungen und die religiöse Lehre ihrer Casuisten? Welches ist ihre Handlungsweise und welchen Gebrauch machen sie rücksichtlich der Pfarrer von den ihnen von den Päpsten bewilligten Privilegien? Endlich, wie kann man dem Ungeziemenden der außerordentlichen Gewalt, die ihr General auf sie ausübt, abhelfen? Auf letztere Frage hauptsächlich richtete sich die Aufmerksamkeit der Commissäre. Auf der Jesuiten eigenes Verlangen berief der König noch eine außerordentliche Versammlung von Bischöfen, um sowohl über das Institut der Jesuiten, als auch über den Nutzen dieser Ordensgeistlichen für Frankreich, ihre Meinung zu hören. Von ein und fünfzig Prälaten, die sich bei dem Kardinal von Lüynes versammelten, waren fünf und vierzig günstig für die Jesuiten gesinnt und die im folgenden Jahre stattfindende Versammlung des Klerus gab wiederholt Beweise von dem Interesse ab, das er für die Erhaltung der Gesellschaft Jesu in Frankreich hegte.

Durch diese günstigen Stimmen und jener mehrerer anderer Bischöfe, die keinen Antheil an diesen Versammlungen gehabt hatten, sah sich endlich die von dem König erwählte Commission zu dem Beschluß genöthigt, die Gesellschaft zwar nicht aufzuheben, aber doch ihre Rechte für Frankreich beschränkenden Bestimmungen zu unterwerfen. Der König, der von

Natur gottesfürchtig war, und deſſen Argwohn, erſt durch die Favoritin rege gemacht, zu verlöſchen begann, glaubte nicht einen Rath verwerfen zu dürfen, der ihm von einer großen Verſammlung von Geiſtlichen ertheilt worden war; er ließ daher einen Vergleichsentwurf aufſetzen, der dem Papſt und dem Jeſuitengeneral Ricci geſchickt wurde; aber letzterer antwortete hochmüthig darauf: „Sint ut sunt, aut non sint.“ (Sie ſeien was ſie ſind, oder ſie ſeien nicht.)

Das war ihr Verbannungsurtel.

Am 6. Auguſt 1762 erſchien das Erkenntniß, welches ſowohl hinſichtlich ihrer Begründung in Frankreich, als auch in Bezug auf ihre Nebenbefugniſſe, die Geſellſchaft auflöſt, den Jeſuiten verbietet ihr Ordenskleid zu tragen, unter der Botmäßigkeit des Generals zu leben, mit ihm oder anderen von ihm ernannten Superioren eine directe oder indirecte Correſpondenz zu führen; ihnen einſchärft ihre Häuſer zu verlaſſen; ihnen unterſagt in Gemeinſchaft zu leben, indem man ſich vorbehält einem Jeden von ihnen auf Nachſuchen eine Penſion, die auf vierhundert Livres fixirt war, zu gewähren.

Der Jeſuitenorden war in Frankreich zerſtört; Frau von Pompadour war endlich gerächt.

Die philoſophiſche Partei freute ſich überaus, als ſie dieſe wichtige Entſcheidung erfuhr; von dieſem Tag an war die Dankbarkeit aller Philoſophen dem Herzog von Choiſeul und der Favoritin geſichert.

Voltaire, der die Marquiſe von Pompadour ſchon gekannt hatte, als ſie noch Frau von Etioles war,

hatte nicht aufgehört ihr seine Huldigungen darzubringen. Er hatte die Anzahl der Schriftsteller, die ihren Namen feierten, vermehrt, auch einige brillante Pieçen für die kleinen Theater der königlichen Residenzen gedichtet. Seine Gefälligkeit hatte ihm den Titel eines Kammerherrn eingetragen, worauf er sehr stolz war, und bedeutende Geldgeschenke, die er entbehren konnte.

Jean Jacques Rousseau zeigte sich unabhängigeren Charakters, als Voltaire. Die Marquise ließ ihm Anerbietungen machen, die er jedoch zurückwies. Er sagte in seiner „neuen Heloïse": „das Weib eines Köhlers ist achtungswerther, als die Maitresse eines Königs."

Ludwig XV. hätte die Lustbarkeiten des Hofes gern in Ruhe genossen, aber unglücklicherweise änderten sich die Vergnügungen jeder Art bei ihm bald in die tödtlichste Langeweile; deshalb war die Marquise jederzeit besorgt, sowohl um den König zu amüsiren als ihre Herrschaft auf die Dauer zu erhalten, dem Monarchen immer neue Maitressen zu liefern, die sie in dem Hirschpark erzog, diesem berüchtigten Serail, das der Schandfleck der Favoritin, wie des Sultans, der sich den gemeinsten Lüsten daselbst hingab, für immer bleiben wird.

Seit einer Reise, die sie nach Choisy gemacht hatte, wo sie krank wurde, war Fräu von Pompadour in einen Zustand von Siechthum gefallen, das einen immer ernsteren Charakter annahm. Der König empfand durchaus keinen Kummer über die Krankheit

seiner Maitresse, dennoch aber verlangte er, daß sie die letzten Pflichten der Religion erfülle.

Sie that dieß, sagen die Memoiren jener Zeit, ohne Prunk und ohne Verzagtheit, indem sie in Gegenwart ihres Hauspersonals und vieler Hofleute laut und öffentlich Vergebung für das Aergerniß verlangte, das sie während einer langen Reihe von Jahren der Welt gegeben. Sie fühlte sich sterben, ihre letzte Stunde war gekommen; der Pfarrer der St. Magdalenenkirche, in deren Sprengel ihr Palast in Paris lag, hatte sie noch einmal besucht; als er sich entfernen wollte, sagte sie: „Einen Augenblick noch warten Sie, Herr Pfarrer, wir werden zusammen gehen."

Kaum war sie verschieden, als aller Zauber von Größe, der sie noch sterbend umgab, dahin war; ihr Leichnam wurde auf der Stelle auf eine Tragbahre geworfen und in ihren Palast nach Versailles gebracht. Ludwig XV. sah gleichgültigen Blick's den Leichenzug vor seinen Fenstern vorbeiziehen; es wird berichtet, daß er die frostigen Worte sprach: „Die Marquise hat einen prächtigen Sonnenuntergang zu ihrer Beerdigung."

Frau von Pompadour wurde zwei und vierzig Jahr alt. Ein Schriftsteller unserer Tage sagt von ihr: Was soll man all' den Verwünschungen, die die Nachwelt ihr nachruft, entgegensetzen? Das Verdienst, die Ausführung eines nützlichen Projects, das der Gründung der Militairschule, welches von Pâris-Duverney aufgefaßt worden war, ins Werk gesetzt, und mächtig dazu beigetragen zu haben, die Jesuiten

aus Frankreich zu vertreiben. Sie ermunterte durch bedeutende Geldmittel die Künstler zur Vervollkommnung der schönen Porzellanmanufactur von Sevres, die keine Concurrenz zu fürchten hat; beschützte die Gelehrten und Dichter und war eine hauptsächliche Stütze der Philosophen, die in ihr immer einen mächtigen Schild gegen die Bedrückungen der Gewalt und der Frommen fanden. Aber zu gleicher Zeit gründete sie den Hirschpark, dessen Erinnerung das Herz mit Ekel erfüllt und gerechte Entrüstung gegen sie hervorruft.

In ihrem Testamente bittet sie den König ihren Palast in Paris als Geschenk annehmen zu wollen, da er, wie sie sagt, sich vielleicht zur Wohnung eines seiner Enkel eigne. Sie drückte den Wunsch aus, daß es die Wohnung des Grafen von Provence (Ludwigs XVIII.) werde. Ferner vermachte sie dem Monarchen alle die Steine, die sie zum Vergnügen Seiner Majestät gravirt hatte. Was ihre übrigen Hinterlassenschaften betrifft, so erbte sie sämmtlich, nur einige ausgenommen, ihr Bruder, der Marquis von Marigny. Unter andern Gütern erhielt dieser als Erbtheil einen Palast zu Fontainebleau, das Gut Crécy, das Schloß von Aulnay, die Domainen von Marigny und Saint-Remy, ein Hotel zu Compiegne und zu Versailles, das Brimborium bei Bellevüe und Schloß und Herrschaft Ménars.

Was das Schloß Bellevüe betrifft, so war es schon seit geraumer Zeit königliche Residenz geworden. Ludwig XV., dem diese reizende Wohnung ausneh-

mend gefiel, äußerte den Wunsch es zu besitzen. Die Favoritin kam mit Vergnügen dem Verlangen des Königs entgegen und das Schloß wurde gegen klingende Münze an Ludwig XV. verkauft. Bald darauf ließ der König ganz in der Nähe von Bellevüe für seine Maitresse einen kleineren Palast bauen, dem er den Namen Brimborium gab. Ungeachtet dieser prunklosen Bezeichnung fehlte es diesem kleinen Schlosse nicht an Pracht; es erinnert an das prächtige Landhaus, welches der Graf von Artois (Karl X.) im Boulogner Hölzchen binnen zwei Monaten hatte erbauen lassen und das er Bagatelle nannte.

Unter Ludwig XVI. ward das Schloß Bellevüe den Töchtern Ludwigs XV., gegeben.

Im Jahr 1793 ward das Schloß Nationaleigenthum. Als solches sollte es auf Kosten der Republik in gutem Zustande erhalten werden. Aber entgegen dem die königlichen Residenzen betreffenden Decret ward es an einem Spekulanten verkauft, der es nach und nach stückweise niederreißen ließ und bedeutenden Nutzen aus den Baumaterialien zog. Das erste Stockwerk verschwand gänzlich, mit Ausnahme des mittleren Pavillons; alsdann machte sich der Eigenthümer über die unteren Gemächer des Palastes her, und verkaufte hierauf den Park und die Gärten parzellenweise, so daß jetzt nur noch zwei auf einen Theil der beiden Schloßflügel gegründete Gebäude davon zu sehen sind, nebst einigen Trümmern, die noch immer Zeugniß ablegen von der ehemaligen Größe und Pracht dieses Palastes.

Marly.

(Anhang zum dritten Bande.)

Ehe wir zu dem Ende dieser Schilderung schreiten, wollen wir, indem wir die besten Schriftsteller jener Epoche zu Rathe ziehen, noch einige Worte über die Gründung, die Pracht und Herrlichkeit dieses königlichen Schlosses sagen, und der Macht und Mannichfaltigkeit der Künste gedenken, welche, vereint, bei Erbauung desselben ihre unerschöpflichen Hülfsmittel darboten.

Eines Tags beredete sich Ludwig XIV., des großen Schauplatzes, auf dem er wirkte, des Glanzes und der zahllosen Menge seiner Umgebungen überdrüssig zu sein und sich nach dem Kleinen, dem Beschränkten, kurz, nach der Einsamkeit zu sehnen. Er sah sich in der Umgegend von Versailles nach einer Lage um, die diesem neuen Geschmacke entsprechen könnte. Er besuchte mehrere Orte der Höhen von Saint-Germain, wie auch jene weite Ebene, welche die Seine, nachdem sie Paris verlassen, durchschlängelt und deren zahlreiche und malerisch gelegene Dorfschaften und Triften sie mit ihren Wässern befeuch-

tet. Man schlug ihm vor, sein Augenmerk auf Lücienne zu richten; aber er antwortete, daß dessen glückliche Lage ihm zu kostbar werden würde; er wolle nur ein Nichts, folglich eine Situation, die ihn nicht veranlaßte, große Summen auszugeben.

Hinter Lücienne erblickte er ein enges, tiefes, steiles, durch Sümpfe unzugängliches Thal, ohne Fernsichten, rings von Hügeln umgeben, in welchem auf einem Hügelabhang ein armseliges Dorf lag, welches Marly hieß. Dieser tiefe, feuchte, nirgends eine Aussicht bietende Wiesengrund war ganz im Geschmacke des Königs. Es gehörte keine geringe Arbeit dazu, diese Kloake der ganzen Umgegend trocken zu legen, in welche sie allen ihren Abfluß träufte und ihren Schlamm absetzte.

Es sollte nur ein Wohnort werden, wo der König, zwei, drei Mal des Jahres, drei Nächte, vom Mittwoch bis zum Sonntag, schlafen und höchstens noch ein Dutzend Höflinge für die unerläßlichsten Dienstleistungen aufnehmen könne.

Nach und nach ward die Eremitage vergrößert, der Bauplan ausgedehnt, die Hügelreihe zur Gründung von Gebäuden geebnet und der höchste derselben verbreitert, um wenigstens eine Art allerdings sehr unvollkommener Aussicht zu gewinnen. Auf diese Weise ist Marly in seinen Gebäuden, Gärten, Gewässern, Wasserleitungen, in dem merkwürdigen Ding, das man die Maschine von Marly nennt, in seinen Parks, Wäldern, Statüen und kostbaren Zierden Das geworden, was es, trotz dessen großer Beraubung nach dem

Tode des Königs, noch ist, (sagt der Herzog von Saint-Simon, der zu jener Zeit lebte); ferner, in seinen großen, laubreichen Waldungen, die in großen Stämmen von Compiegne und von noch weiterer Ferne hergeschafft wurden; in seinen geräumigen kunstvoll geschnittenen Laubgängen und schattigen Allee'n; in seinen von Gondeln durchfurchten, zierlich beuferten fließenden Gewässern, die man vorher vor Gestrüpp, Schilf, Binsen kaum sehen konnte; in seinen hundert Mal veränderten Wasserbecken; seinen von selbst zu Figuren sich gestaltenden und abwechselnden Cascaden; in seinen mit Goldschmuck und auserlesener Malerei verzierten Schluchten, die, kaum vollendet, von denselben Meistern, und zwar unzählige Mal, wieder verändert oder ganz neu gebildet wurden; in dieser wunderbaren Maschine, die wir schon erwähnt, mit ihren ungeheuren Wasserleitungen und enormen Behältern, einzig und allein für Marly bestimmt; kurz, es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß Versailles nicht so viel gekostet hat, als dieses Marly.

Rechnet man hierzu noch die Ausgaben, welche die Reisen dahin erforderten, da die Aufenthaltszeit endlich eben so langdauernd wurde, als in Versailles, und daß in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIV. es sein gewöhnlicher Aufenthalt war, — so wird man mir glauben, wenn ich behaupte, daß Marly allein mehrere Milliarden verschlungen hat.

Das war das Loos einer Zufluchtsstätte von Schlangen und Molchen, von Kröten und Fröschen, die einzig deshalb auserkoren wurde, um keiner großen

Ausgaben benöthigt zu sein! Hier erblickt man den schlechten Geschmack des Königs in allen Dingen und das kostspielige Vergnügen die Natur zu bezwingen, diese Sucht, die weder der beschwerlichste Krieg noch die Frömmigkeit in ihm vernichten konnte. — — —

Das Schloß Marly, sagt Piganiol von La Force, ist eins der am besten und angenehmsten gelegenen von Frankreich. Es war auch der Ort, wo sich Ludwig XIV. am meisten gefiel und wo er sich so oft und lange aufhielt, um die Süßigkeit ländlicher Ruhe zu genießen.

Der Palast besteht aus einem großen, isolirt stehenden Pavillon und zwölf kleineren, sechs auf jeder Seite des großen, dessen Außenwände mit Freskomalereien geschmückt sind. Die Vorplätze tragen Sphinxe und Gruppen von Kindern. Der Saal, den sechzehn Pilaster zieren, erhält sein Licht durch vier große und vier kleine ovale Fenster und wird durch Spiegel und Gemälde verschönert. In den Vorhallen befinden sich zwei marmorne Tische und die Gemächer des Königs wie der königlichen Personen sind mit Gemälden ausgeschmückt, welche die verschiedenen Belagerungen darstellen, denen Ludwig XIV. in Person beigewohnt hat.

Die kleinen Pavillons sind mit einander durch Laubgänge verbunden, die hinter dem Schlosse durch eiserne Thorgitter ihren Ausgang haben. Alle diese Pavillons sind zu Wohnungen für vornehme Personen bestimmt. Man erblickt nichts besonders Merkwürdiges in ihnen, außer in den beiden äußersten die zwei

Globen, welche der verstorbene Kardinal d'Estrées dem König zum Geschenk gemacht hatte, nach dessen Tode sie nach Paris geschafft wurden. Sie haben zwölf Fuß im Durchmesser; die Zeichnungen und Meridians sind sehr sorgfältig ausgeführt und die Fassung höchst kostbar. Der Himmelsglobus stellt den Stand der Sterne in dem Momente der Geburt Ludwigs des Großen dar! In diesen beiden Pavillons findet man überdem alle die Instrumente und Bücher, welche zum Studium der Astronomie und Geographie nöthig sind.

Die große Cascade wird durch den Sturz eines Flusses gebildet, der sich von ziemlicher Höhe herunter ergießend, mehrere breite und vollkommen schöne Fälle bildet. Unterhalb derselben sind mehrere Bassins, die mit Gruppen, Figuren ꝛc. verziert sind.

Die Terrasse, welche sich dem großen Pavillon gegenüber befindet, bietet einen sehr schönen Blick auf die königliche Residenz dar. Von dieser Terrasse geht man hinunter auf eine zweite, die mit marmornen Statüen geschmückt ist und in deren Mitte sich ein schönes Wasserbecken befindet, aus dem die Fontaine, genannt die vier Garben, emporstrahlt. Es würde zu weit führen, wollte man all' das Merkwürdige nur nennen, was in den Gärten zu sehen ist; wir wollen nur zweier langen und schönen Allee'n von Linden gedenken, die der Minister von Louvois aus Holland kommen ließ und deren Zweige, obwohl sehr stark, so künstlich, als wenn sie von Wachs wären, gebogen sind. Diese hohen Laubgänge werden

die Hallen genannt und sind vielleicht der schönste Schmuck, den man in einem Garten, von grünem Holze gebildet, nur irgend finden kann.

Die ländliche Cascade stürzt in reißend-schnellem Laufe von einem Berge herunter, auf dem sich ein großes Wasserbecken und in dessen Mitte ein kleineres von vergoldetem Kupfer, welches drei Tritonen von gleichem Metall tragen, befindet. Die Flächen der Einfassung dieser Cascade sind mit mehreren Statüen von weißem Marmor verziert, die mit Vasen von vergoldetem Kupfer und Büsten von gleichem Metall abwechseln.

An den beiden äußersten Enden der Balustrade, welche die prächtigen Gärten umschließt, stehen zwei geflügelte Rosse von weißem Marmor, welche die beiden Verkündigerinnen tragen, die unter Ludwig dem Großen den europäischen Mächten so oft die Wuth des Krieges ansagten, oder den milden Frieden brachten. Diese beiden Gruppen sind von Coyzevox und wurden im Jahr 1719 in den Tüilleriengarten transportirt.

Die Maschine, welche die Wässer hebt, steht zwischen Marly und der Chaussee über der Seine. Sie ist ein in ihrer Art einziges Werk. Sie besteht aus vierzehn Rädern, deren jedes zwei Wellen hat, an welche dreizehn große Ketten geschmiedet sind, die mittelst zweihundert fünf und zwanzig Pompen das Wasser aus dem Flusse heben und es auf einen Umkreis von viertausend und dreihundert Quadratfuß verbreiten.

Frau von Maintenon und die Herzogin von Burgund — die Königin und die Infantin — sie beide haben in Marly geherrscht. Um dieß zu begreifen, muß man die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon gelesen haben, zum Beispiel seine Schilderung der eigenthümlichen Promenade der Favoritin, wenn sie in ihrer Portechaise, von allen Ehrenfräulein umgeben, durch das Fenster der jungen Dauphine winkt, sich auf die Tragstangen ihrer Sänfte zu setzen, während ihr Ludwig XIV., entblößten Hauptes, mit Galanterie die Composition der Gruppen der neuen Fontaine erklärt. Niemals, außer vielleicht ein Mal im Lager von Compiegne, bewies der König der Frau von Maintenon eine so bezeichnende Hochachtung. „Er würde sich nicht so rücksichtsvoll gegen die Königin benommen haben!" rief ungenirt Saint-Simon aus, der ihm nie die Art und Weise verzeihen konnte, wie er die Wittwe des Dichters Scarron behandelte.

Dagegen würde Ludwig XIV. es allerdings weder der Frau von Maintenon noch der Herzogin von Burgund verziehen haben, wenn sie bei einer einzigen seiner Reisen nach Marly gefehlt hätten, in welchem Zustande sie sich auch befinden mochten. Wer kennt nicht seine Tyrannei gegen die arme Herzogin, die er, trotz der Vorstellungen des alten Doctor Fagon, während einer beschwerlichen Schwangerschaft zwang, ihm nach Marly zu folgen? Sie büßte deshalb beinahe das Leben ein. Die Antwort ist auch bekannt geworden, welche der König, als er diese beängstigende

Nachricht erfuhr, gab: „Ei, wenn dieß geschähe, was läge mir daran? Hat sie nicht schon einen Sohn!“ Diese Worte sprach er in der Nähe des großen Bassins, das sich zwischen dem Schlosse und der großen Lindenallee befindet, und sie zeugen sattsam von dem selbstsüchtigen Charakter Ludwigs XIV.

Ludwig, welcher zu Versailles alle Regungen seines Herzens hinter dem Strahlenglanze der Majestät verbarg, war in Marly nicht derselbe Mensch. Hier athmete er freier; er legte jeden Zwang, jede äußere Würde ab. Hier gefiel er sich zuweilen, die bürgerlichen Manieren seines Vorfahren Heinrichs IV. nachzuahmen, fröhlich sein Glas zu leeren und dabei auf den Tisch zu schlagen, wie der gemeine Mann in der Schenke zu thun pflegt. Das geschah allerdings an einem Dreikönigstage, wo noch dazu einem seiner Minister, dem Herrn von Barbezieux, ein Bein gestellt wurde, von dessen Fall er nie wieder aufstand! Also doppelter Anlaß zur Fröhlichkeit! ... Doch eilen Sie sich, Sire, kosten Sie noch die Freuden, denn der strahlende Horizont Ihrer Regierung verdunkelt sich. Bald werden Sie nur noch nach Marly kommen, um Ihren Verdruß zu verbergen, den Ihnen die Niederlagen Ihrer Heere verursachen. Marchin, Lafeuillade, Villeroi werden ohne Aufhör Ihre Ruhe stören, indem sie Ihnen die Namen der Schlachten in die Ohren raunen, die sie verloren haben. Dann wird ein Tag kommen, an welchem, nicht genug Ihren Königsstolz gebeugt zu haben, der Himmel auch Ihr Vaterherz brechen wird. Und das Schloß von

Marly wird der Nachwelt das Zeugniß hinterlassen, daß es Ludwig XIV. hat weinen sehen!

In dem Zeitraum von zwei Jahren starben zu Marly die Herzöge von Burgund und von Berry (Söhne des Dauphins), beide in der Blüthe ihres Lebens und an unbekannter Krankheit. Zwei Mal hat der siebzigjährige König bei seinem Erwachen Schluchzen und Seufzer aus dem kleinen Salon, der zwischen seinem Gemach und dem der Frau von Maintenon sich befand, an sein Ohr schallen hören. Zwei Mal haben sich die Thüren seines Gemachs mit düsterer Feierlichkeit geöffnet und die Favoritin erschien die erste bei seinem Lever. Diese frühen Besuche bedeuteten: Sire, Ihr Enkel ist diese Nacht gestorben." Gewiß erinnerte sich Ludwig XIV. damals, daß er auf dem Platze, wo das Schloß Marly steht, schwarze Kreuze und Leichensteine gesehen hatte. Dennoch aber fuhr er fort bis an das Ende seiner Tage hierher zu kommen; aber seine Nachfolger fürchteten vielleicht dem Schatten ihres Vorfahren zu begegnen, denn sie besuchten nur selten diese Residenz, an die sich für sie so traurige Erinnerungen knüpften.

Wir haben nun noch die Aufgabe vor uns, die Ereignisse und Scenen, die sich unter den Regierungen Ludwigs XV. und XVI. im Schlosse von Marly zutrugen, zu schildern; wir können diese Epoche kurz zusammenfassen und, mehrere Jahre des Kummers, der Unruhe und des Schmerzes überspringend, bald zu dem Ende des Schlosses von Marly gelangen.

Der Königin Maria Antoinette war der Aufenthalt in diesem Schlosse jederzeit sehr theuer, weil sie darin zum ersten Mal nach mehrjähriger Ehe unzweideutige Beweise der Liebe ihres jungen, aber zu unempfindlichen Gemahls empfing. Und doch besaß Maria Antoinette die anmuthigsten Formen, ein liebliches Gesicht und Lebhaftigkeit des Geistes; aber auf den schläfrigen und pflegmatischen Ludwig schienen die Reize und das Feuer seiner schönen Gemahlin durchaus keinen Eindruck zu machen. Eine beleidigende Gleichgültigkeit, eine Kälte, welche manchmal in ein abstoßendes Wesen ausartete, waren die einzigen Gefühle, die der junge Prinz für sie bekundete. So viel Reize und kein freundliches Gesicht; er legte sich pflichtmäßig in das Bett der hübschen Prinzessin, und schlief oft ein, ohne auch nur ein Wort mit ihr gesprochen zu haben. Dieses Fernhalten, das sehr lange währte, war, wie man sagt, das Werk des Abbé von La Vauguyon, seines frommen Lehrers.

Die Feinde Maria Antoinettens sahen mit Vergnügen die Unempfindlichkeit des Enkels Ludwigs XV.; sie bildeten schon Projecte gegen die Königin, die sie der Unfruchtbarkeit beschuldigten und gründeten darauf chimärische Hoffnungen, indem sie an die Möglichkeit einer Ehescheidung dachten.

Als im zweiten Jahre ihrer Ehe das junge Paar sich nach Fontainebleau begeben wollte, bestach diese Hofpartei die Inspectoren der Schloßgebäude, damit

das Gemach des Dauphins*) welches an die Zimmer der Dauphine stieß, noch nicht vollendet und ihm einstweilen ein anderes, auf dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses, eingerichtet werde. Da die Dauphine erfuhr, daß diese Anordnung das Ergebniß einer Intrigue war, so hatte sie den Muth, sich darüber bei Ludwig XV. zu beschweren, welcher, nach strengen Verweisen, die bestimmtesten Befehle gab, daß in derselben Woche noch diese Gemächer des Dauphins in Stand gesetzt sein müßten.

Alle Mittel wurden angewendet, um die auffallende Kälte, welche der Dauphin gegen seine junge Gemahlin bezeugte, zu erhalten und zu erhöhen. Diese fühlte sich auf's Tiefste darüber gekränkt, aber sie wagte nicht die geringste Klage deshalb laut werden zu lassen. Die Hintansetzung, die Verschmähung selbst der Reize, die sie immer rühmen hörte, nichts vermochte sie dazu, ihr Schweigen zu brechen und die Thränen, welche unwillkürlich ihren Augen entrannen, waren die einzigen Spuren, welche ihren geheimen Kummer verriethen.

Nur ein einziges Mal ließ sie eine hierauf bezügliche Andeutung hören, als sie, — der zur Unzeit angebrachten Vorstellungen eines in ihrem Dienst attachirten alten Fräuleins überdrüssig, das sie, in der Befürchtung, es könnte dem künftigen Thronerben nachtheilig sein, hindern wollte, ein Pferd zu besteigen, — folgende Worte sprach: „Mademoiselle,

*) Ludwig war damals noch Dauphin von Frankreich

im Namen des Himmels, lassen Sie mich in Frieden und merken Sie es sich, daß ich keinen Erben in Gefahr bringe."

Eines schönen Morgens, als der Hof sich im Schloß von Marly befand, konnte die Königin, der es gelungen war, die eingelullten Empfindungen ihres Gemahls zu beleben, die Freude ihres Herzens nicht zurückhalten und sagte zur Madame Campan, ihrer Kammerfrau: Wünschen Sie mir Glück, von heute an bin ich wirklich Königin von Frankreich!

Die arme Fürstin war glücklich über ihren Sieg; sie durfte endlich die Hoffnung fassen, Ludwig XVI. einst Nachkommen zu geben, und was sie namentlich freute, war die Ueberzeugung, daß sie Frankreich einst mit Stolz einen Erben der Krone darbieten könnte.

Den Morgen, der dieser Nacht folgte, vergaß der König auf die Jagd, seine gewöhnliche Zerstreuung, zu gehen; der Königin seinen Arm reichend, promenirte er mit ihr in ehelicher Zärtlichkeit die prachtvollen Allee'n entlang; sein Gang war leicht, sein Gesichtsausdruck freudig, sein Herz hatte sich einer Quelle von Eindrücken geöffnet, die ihm noch unbekannt gewesen waren.

Die Höflinge, diese äffischen Nachahmer, deren ganzes Bestreben dahin geht, den Fürsten, indem sie sich nach deren Manieren und Handlungen richten, zu gefallen, wollten bei dieser Gelegenheit ihrem Monarchen den Hof machen, indem sie in denselben Allee'n des Schloßgartens und mit derselben ehelichen Zärtlichkeit einherstolzierten. Eheleute, die seit langer

Zeit in Uneinigkeit lebten und sich von Grund der Seele haßten, gingen so ganze Stunden Arm in Arm einher, suchten die Blicke des verliebten Monarchen auf sich zu ziehen und boten, um ihm zu schmeicheln, der unerträglichen Langeweile ihres Zusammenseins Trotz.

Man bemerkte, daß genau neun Monate nach der ihrer Kammerfrau mitgetheilten Vertraulichkeit und den zärtlichen Promenaden in den Schloßgarten von Marly die Königin eine Prinzessin gebar, welche anfangs mit dem Namen „Madame" bezeichnet wurde und jetzt unter dem der Herzogin von Angouleme bekannt ist. Ob ein ähnliches Ereigniß auch unter den damals lustwandelnden Hofleuten stattgefunden hat, davon meldet die Geschichte nichts. —

Da wir von der Geburt der Herzogin von Angouleme gesprochen haben, so wollen wir einige Worte sagen über die ehemals bei den Entbindungen der Königinnen von Frankreich herrschende höchst sonderbare Sitte, die der unglücklichen Marie Antoinette beinahe das Leben gekostet hätte.

Die Etikette gebot zu jener Zeit, daß man Alle, die darnach verlangten, mochten es nun Arme oder Reiche, Adelige oder Gemeine, Edelleute oder Bürger sein, in den Palast hereinlasse, um dem wichtigen Moment einer Entbindung der Königin beizuwohnen. Dieser Gebrauch, der so wenig mit der Wohlanständigkeit unser heutigen Sitten übereinstimmt, ward mit solch' ängstlicher Uebertreibung beobachtet, daß, als am 11. Dezember 1778 der Geburtshelfer Vor-

mond mit lauter Stimme rief: „Die Königin wird entbunden!“ die Menge der Neugierigen, die sich in das Zimmer der Gebährenden stürzte, so zahlreich und lärmend war, daß dieser ungewohnte Tumult der Fürstin eine solche Aufregung verursachte, daß sie zu sterben glaubte. Der König hatte in der vorhergehenden Nacht die Vorsicht gehabt, die ungeheuren Tapetenschirme, welche das Bett Ihrer Majestät umgaben, durch Schnuren festbinden zu lassen: ohne diese Vorsichtsmaßregel würden sie auf jeden Fall auf das Bett gestürzt worden sein. Bald war das Zimmer so voller Menschen, daß sich Niemand mehr von seinem Platze bewegen konnte; es war eine äußerst vermischte Gesellschaft darin, ohngefähr wie man sie auf öffentlichen Plätzen findet. Zwei Savoyarden stiegen auf einen Tisch, um das Schmerzensbett, die Zuckungen der Leidenden und alle Einzelnheiten der Entbindung besser sehen zu können. Der Lärm, den sie fortwährend hören mußte, das sonderbare Schauspiel, das auf Kosten ihrer Schamhaftigkeit vor sich ging, die Kunde von dem Geschlecht des Kindes, das sie durch die unverschämten Ausrufungen der Menge zuerst kennen lernte, — alles dieß hatte auf die Königin einen so nachtheiligen Einfluß, daß der natürliche Gang der Entbindung kurze Zeit gestört wurde und die Gebährende in Ohnmacht fiel. Das Blut stieg ihr in den Kopf, der Mund zuckte krampfhaft und der Geburtshelfer rief aus: „Laßt Luft herein! schnell, die Königin ist in Gefahr!“ Die Fenster waren fest verschlossen und die Ritzen derselben mit Pa-

pierstreifen verklebt; außerdem waren sie durch die Menge der Neugierigen dicht umstellt. Nur mit großer Mühe gelang es, sie zu öffnen. Die Kammerdiener, die Lakeien, ja selbst der König sahen sich genöthigt, diejenigen der Zuschauer bei dem Kragen zu packen, die, das Recht zu haben glaubend noch lange dieses Schauspiel genießen zu können, sich durchaus nicht beeilten, das Zimmer von ihren werthen Personen zu räumen. Endlich konnte frische Luft in das Zimmer dringen und ein zu rechter Zeit angewendeter Aderlaß brachte die Königin wieder zu sich. Von dieser Zeit an wurde aber dieser Gebrauch, der beinahe den Tod Marie Antoinettens herbeigeführt hätte, abgeschafft. Die Prinzen von Geblüt, der Kanzler und die Minister reichen hin, um die Legitimität eines Thronerben zu bezeugen.

Sobald die Königin wieder ausgehen konnte, wollte sie das Schloß Marly wieder sehen, an das sich so theure Erinnerungen für sie knüpften. Der König, den Marie Antoinette ganz gefesselt hatte, war voller Rücksicht und Aufmerksamkeit für seine junge Gemahlin; deshalb nahm er auch, was sonst nicht seine Gewohnheit war, an allen Vergnügungen Theil, welche die Königin zu ihrer und des Hofes Unterhaltung ersann.

Ein Mal jedoch blieb Ludwig XVI., der bekanntlich den Annehmlichkeiten des Schlafes nicht widerstehen konnte, im Bette liegen, während sich die Königin mit einigen Personen vom Hofe einem sehr unschuldigen Vergnügen hingab. Sie hatte nie die

Sonne aufgehen sehen, und das Verlangen überkam sie, dieses prachtvolle Schauspiel einmal zu genießen. Sie begab sich daher an einem schönen Sommertage, des Morgens um drei Uhr, auf die Höhen von Marly. Um der Unziemlichkeit dieser nächtlichen Parthie vorzubeugen, war sie besorgt gewesen, viele Leute mitzunehmen und sich sogar von den dienstha-benden Kammerfrauen begleiten zu lassen. Wenige Tage darauf erschien in Paris das schändlichste Libell, welches in den ersten Jahren von Ludwigs XVI. Regierung bekannt geworden ist. Es war darin mit den schwärzesten Farben ein Vergnügen geschildert, das nur mit Bewilligung des Königs stattgefunden hatte und dessen Marie Antoinette nur, von zahlreichen Zeugen umgeben, sich erfreut hatte. Das Libell war in Versen geschrieben und betitelt: „Der Sonnenaufgang."

Unter Ludwig XIV. waren die Reisen nach Marly eine, denen, die dazu eingeladen wurden, gewährte große Begünstigung. Die Seigneurs jener Zeit strebten nach dieser Ehre, wie man jetzt nach Aemtern und Orden strebt. Man mußte zu den ersten Adelsfamilien Frankreichs gehören, oder bei der Frau von Maintenon, oder ihrer Kammerdame, dem Fräulein Baldien, gut angeschrieben sein, um wagen zu dürfen, um eine so beneidete Begünstigung zu bitten.

Sobald man in diese glückselige Umgürtung, dem Gegenstande so vieler Wünsche und Intriguen, eingetreten war, genoß man des unbeschreiblichen Vergnügens, den König, drei Tage lang, von früh

bis Abends von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ohne nöthig zu haben, sich den Gesetzen der Etikette und dem gewöhnlichen Ceremoniell unterwerfen zu müssen. Marly wurde als ein ländlicher Zufluchtsort betrachtet, wo man das Recht hatte, sich zwanglos zu bewegen; der König war besorgt seine Majestät beim Eintritt in das Schloß abzulegen; auch gab es ein besonderes Kleid für Marly, weniger uniformmäßig als das Versailler, und welches man nur während des Aufenthalts in diesem Schlosse, oder auf den charmanten Reisen dahin trug.

Der Aufenthalt Ludwigs XIV. zu Marly war bemerkenswerth durch Lötterien von kostbaren Stoffen, von Silbergeschirr und von Juwelen, welche der König den Damen aus Galanterie gewährte, namentlich aber durch das Lanzknechtspiel, in welchem die großen Herren ihr Glück versuchten und oft in einem Tage die Mitgift, die sie ihren Töchtern bestimmt hatten, oder das Eingebrachte ihrer Gemahlinnen verspielten. Wie viele Töchter vornehmer Häuser sind unfreiwillig dem Cölibat, dem Kloster geweiht worden, weil ihre Väter, um dem großen König den Hof zu machen, auf der grünen Wiese enorme Summen gewagt hatten und im Lanzknecht nicht glücklich gewesen waren!

Während der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XV. trugen die Damen noch das Hofkleid von Marly, so, wie es Ludwig der Große angegeben hatte; dann aber verwarf man diesen eigenthümlichen Schnitt, der sich wohl zu den sechs und vierzig Jah-

ten der Frau von Maintenon geziemte, bei dem sich aber durchaus nicht die ganze Anmuth der Jugend entfalten konnte. Die Herren griffen wieder nach dem Rockfrack und die Damen wählten die großen Reifröcke, die alle Vorzüge der Taille erblicken ließen.

Bald verwischte der reiche Schmuck der Diamanten, Federn und goldgestickten Stoffe jede Spur eines ländlichen Aufenthalts, und dem Volke, welches damals Alles, was blendete, liebte, machte es Vergnügen, den Pomp seiner Souveraine und den glänzenden Hofstaat an seinen Lumpengestalten vorüberziehen zu sehen.

Unter Ludwig XVI. erlitten die Gebräuche des Hofes von Marly eine immer sichtlichere Veränderung. Um in die Salons des Schlosses zugelassen zu werden, bedurfte es nicht mehr, wie unter den vorhergehenden Regierungen, einer besonderen Einladung des Königs; es genügte, durch einen der Schloßbeamten vorgestellt zu werden. Die Gewohnheit des hohen Spielens erhielt sich übrigens in dem Salon der Königin, während es bei dem König aus Gründen der Oekonomie nicht erlaubt war, mehr als zehn Louisd'or auf einmal auf eine Karte zu setzen.

Madame Campan hat in ihren Denkwürdigkeiten über die Hofgebräuche im Schlosse Marly unter Ludwig XVI. merkwürdige Einzelnheiten hinterlassen, wir wollen hier einige der anziehendsten mittheilen.

Nach den Diner und vor der Stunde des Spiels wurden die Königin, die Prinzessinnen und deren Hofdamen, von Bedienten in königlicher Livree, in

kleinen mit reichverzierten Baldachins bedeckten Wagen in den Boskets und Allee'n, deren Bäume, unter Ludwig XIV. gepflanzt, von außerordentlicher Höhe waren, eine Stunde lang herumgefahren; in mehreren Luſtwäldchen überſtieg die Höhe der Bäume noch die durchſichtigen Strahlen der Springbrunnen, während in andern marmorweiße Cascaden, deren von den Sonnenſtrahlen beleuchteten Gewäſſer Silbergeweben glichen, auf das Herrlichſte mit dem impoſanten Dunkel der hohen ſchattigen Bäume contraſtirten.

Um des Abends zu dem Spiel der Königin zugelaſſen zu werden, genügte es jedem gutgekleideten Mann, von einem der Hofbeamten dem erſten Diener des Spielſalons genannt und vorgeſtellt zu werden. Dieſer Saal, der ſehr geräumig, hoch und von achteckiger Form war, endigte ſich in der Höhe in einer durch Balkons verzierten Kuppel, auf denen nicht vorgeſtellte Damen Platz nehmen durften, um des Anblicks einer ſo glänzenden Verſammlung zu genießen. Die reichen Leute und hohen Spieler von Paris fehlten nie bei den Soiree'n von Marly, und es wurden ſtets höchſt beträchtliche Summen verloren oder gewonnen.

Ludwig XVI. verabſcheute das hohe Spiel und bezeugte oftmals ſeinen Verdruß, wenn er vernahm, daß große Verluſte erlitten worden ſeien. Er ſelbſt ſpielte immer nur niedrig, was nachſtehende Anekdote beweiſt. Als eines Tages, im Jahr 1790, der König einen Officier der Nationalgarde in den Gemächern des Schloſſes der Tuilerien hin und her gehen

sah, fragte er ihn, ob er Trictrac spielen könne; auf dessen bejahende Antwort bot ihm der König ein Paar Parthien an und gewann ihm neun Franken, die Parthie zu einem halben Thaler, ab. Da die Stunde des Conseils gekommen war, so begab sich Seine Majestät dahin und versprach dem Officier ein ander Mal Revanche zu geben.

Es sei uns erlaubt, noch eine andre Anekdote, die sich auf Ludwig XV. bezieht, zu citiren, der, ungeachtet seiner enormen Verschwendungen, doch auch auf seine Art den Oekonomen spielte. Diese Anekdote wird von der Frau von Pompadour in einem an Frau von Mailly gerichteten Briefe berichtet: Man spielte in den Gemächern des Königs, der sehr im Glücke saß; aber es passirte ein Auftritt, der mir sehr mißfallen hat. Er hatte vor sich einen Haufen Goldes liegen, ließ zufällig einen Louisd'or herunter fallen und bückte sich, um ihn aufzuheben. Der Prinz Conti, welcher mit Ludwig XV. spielte und dessen Handlung bemerkt hatte, wirft auf der Stelle und mit Absicht an hundert Stück Louisd'or unter den Tisch, ohne sie weiter der geringsten Aufmerksamkeit werth zu halten. Der König sagt zu ihm: Lieber Cousin, warum heben Sie nicht auf, was herunter gefallen ist? — Kleinigkeit! erwiedert Seine Hoheit; das ist für die Ausfeger. Seine Majestät fühlte das Boshafte dieser Antwort und hörte auf zu spielen. —

Man sieht oft merkwürdige Contraste an den Höfen. Um ein so hohes Spiel, wie das Pharao in

Salon der Königin zu spielen, bedurfte man eines Bankiers, der mit bedeutenden Geldsummen versehen war, weshalb man sich genöthigt sah, an den Spieltisch, wo doch eigentlich nur Leute mit hohen Titeln zulässig waren, nicht nur deren Banquier, den Herrn von Chalabre, zuzulassen, sondern auch einen pensionirten Hauptmann von der Infanterie.

Die Reisen nach Marly kosteten dem König viel Geld; denn nicht nur die königliche Tafel, sondern auch die Tische der Almoseniers, der Stallmeister, der Haushofmeister ꝛc. wurden prächtig servirt, damit es immer gut sei für die Fremden, die eingeladen worden waren. Und beinahe Alles, was von Paris kam, wurde auf Kosten des Königs gespeist. Die persönliche Sparsamkeit des unglücklichen Monarchen, welcher der Staatsschuldenlast erlag, begünstigte daher den Vorzug, welchen die Königin ihrem kleinen Trianon gewährte, und in den letzten fünf oder sechs Jahren vor Ausbruch der Revolution wurden die Reisen nach Marly immer seltener.

Um diese Zeit endigten die glücklichen Tage der Königin. Lebt für immer wohl, ihr stillen, geräuschlosen Reisen nach Trianon; ihr prächtigen und glanzvollen Feste von Marly, alle, ihr Lustbarkeiten des französischen Hofes, bei denen der Geist, die Herrlichkeit, der gute Geschmack Marie Antoinettens in gleicher Fülle strahlten; leb' auch du wohl, Liebe der Franzosen zu ihrem König und dessen Familie; leb' wohl, du wahre Ehrfurcht vor dem Throne, die du der nichtigen Ehrfurcht ceremonieller Formen gewichen